

D I E T E M P E L R I T T E R

PHILIPP ESPEN

MORÐ  
im kLoSTER

ROMAN



D I E T E M P E L R I T T E R

D I E T E M P E L R I T T E R · D I E T E M

**Philipp Espen**

**Mord im Kloster**

Roman

Ungekürzte Lizenzausgabe  
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH  
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften  
Copyright © 2005 by Pabel-Moewig Verlag KG, Rastatt



Reihen- und Handlungskonzept: Ulrich Magin  
Einbandgestaltung: Guido Klütsch, Köln  
Einbandabbildung: akg-images  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany 2005  
Buch-Nr. 019785  
[www.derclub.de](http://www.derclub.de)

Das Jahr 1300. Noch leben die Tempelritter als Elite der Christenheit in allen Staaten Europas. In London erreicht Henri ein Schreiben des Abts von St. Albans – er will dem Tempelritter etwas Wichtiges sagen. Doch als Henri in dem Kloster eintrifft, ist der Mann tot – ermordet. Mit dem Tempelritter Neville of Gwin nimmt Henri die Ermittlungen auf. Welche Rolle spielt der zwielichtige Javierre de Bastard? Und: Geht es um mehr als Liebschaften und verletzte Ehre – geht es um die Existenz des Templerordens?

# **ERSTER TEIL**

### *Frühsommer 1316*

Die Hulk rollte in der Dünung, blieb aber unbeirrbar auf Kurs. Sie zog ihre Bahn nach Westen.

Henri de Roslin hatte von einem Seefahrer gelernt, dass es im Meer Fahrstraßen gab. Das waren Strömungen, die unter der Oberfläche unabhängig von Gezeiten und Jahreszeiten dahinflossen. Zusammen mit dem Wind erzeugten sie eine Drift, die in die gewünschte Richtung führte – wenn man wusste, wohin man wollte. Die Gefährten wussten es. Ihr Ziel war England. Und ihre Zwischenstation würde Lübeck sein. Dort sollte ein Bote nach dem südfranzösischen Uzès reiten, um Henris Knappen Sean of Ardchatten, der bei Ritter Fabian in der Lehre war, in das Schleswig'sche Hamburg zu bestellen. Von dort aus wollten sie über die Mündung der Elbe auf die grüne Insel übersetzen. Sie dachten, dass in dieser schweren Zeit Freunde zusammen sein mussten.

Henri de Roslin hatte eine unbezähmbare Sehnsucht nach England. Er konnte es kaum erwarten, unter der milden Sonne seines Heimatlandes zu sein.

»In England, meine Freunde, werden wir nach all den Kriegen und Strapazen den wahren Frieden erleben. Ich werde euch auch das Herz von Midlothian zeigen.«

Am Ende des Junis fühlten die Gefährten einmal mehr, wie schnell die Zeit über die Erdscheibe eilte. Man konnte sie wahrhaftig nicht festhalten. Und wäre das nicht auch frevelhaft

gewesen? Denn dem Ratschluss des Herrn oblag es, wie viel Zeit oder wie wenig Zeit er in das irdische Dasein streute.

Die Hulk glitt dahin, und die Freunde hatten Zeit genug, um sich mit Fragen zu beschäftigen, die im Kampf gegen ihre Feinde zu kurz kamen. Und sie nutzten diese Zeit.

»Wir können die Krone des Lebens empfangen«, sagte Henri, »wenn wir endlich unseren gemeinsamen Glauben an einen einzigen Gott feiern. Denn allzu lange, es sind nun beinahe 200 Jahre, haben wir uns blutig bekämpft.«

»Mein Gott ist der Einzige, der Allmächtige«, sagte Uthman.

»Und meiner auch.«

»Und meiner ebenso.«

»Wir Juden«, sagte Joshua ben Shimon, »haben niemand bekämpft. Wir wurden bekämpft. Wir haben immer nur auf den Messias gewartet.«

»Aber ist es nicht so, dass Petrus als Erster den Glauben an Christus bekannt und aus Israels heiligem Rest die erste Kirche gesammelt hat? Und Paulus empfing die Gnade tiefer Einsicht und die Berufung zum Lehrer der Heiden. Mit dem Heiden bist du gemeint, Uthman ibn Umar.«

Der Sarazene verzog das Gesicht. »Mein Freund, die Zeiten, in denen mich ein solches Reden beleidigte, sind vorbei. Mein Glaubensstifter Muhammad, Friede sei mit ihm, war ein wahrhaft weiser Mann. Übrigens war er der letzte Prophet der Menschen, und Jesus war nur einer von hundert. Muhammad sagte, dass Jerusalem die heilige Stadt aller drei großen Religionen sei und dass es nur einen Stammvater des Glaubens gibt, nämlich Abraham – wir nennen ihn Ibrahim. Und selbstverständlich gibt es nur einen Gott. Nur die christlichen Kreuzfahrer wussten davon nichts. Sie kamen ins Heilige Land, nahmen sich, wozu sie ein Recht zu verspüren glaubten, und sie töteten wie Tiere. Kann der Gott, den diese Mörder anbeteten, der Gott von friedliebenden Muslimen sein?«

»Kann es der Herr sein?« Joshua schüttelte den Kopf. »Die Christen waren es, die den Glauben an den einzigen Gott verrieten. Sie zogen mit ihrem Fanatismus das tiefe Glaubensgefühl in den Schmutz. Das wirst du zugeben, Henri de Roslin.«

»Ich habe gar nichts zuzugeben. Ich war als unschuldiger Knappe bei der Rückeroberung von Akkon dabei. Ich habe in Palästina höchstens Fliegen getötet – die allerdings in Massen, und das nicht nur am Turm der Fliegen, der, wie ihr vielleicht wisst, zwischen dem Turm der Deutschen und dem pisanischen Viertel lag. Aber ich will euch Recht geben, weil die Abendsonne auf der Ostsee im Augenblick so schön ist – Gottes Schöpfung ist für uns alle da. Und es gibt nur den Gott des Friedens. Kriegsgötter sind für Häretiker und Renegaten da. Und für Ungläubige.«

»Aber genau genommen«, beharrte Joshua, »haben die Kreuzfahrer durch ihr Tun jeden hellen Tag in eine Nacht verwandelt, in der wir besonders die Gottferne spüren. In die Nacht der Sünde, in der wir Menschen uns in besonderer Weise widergöttlichen Anderen ausgeliefert sehen. Wir müssten zum Kampf gegen so viel frechen Unglauben antreten. Aber das viele vergossene Blut demoralisiert uns.«

»Joshua! Gib Acht, dass du nicht ungerecht wirst! Auch wir Christen haben die Verantwortung für alle Menschen gespürt. Und wir haben für ihre Erlösung die nächtlichen Gottesdienste gehalten, gerade die nächtlichen, in denen das Wort Christi die Finsternis erhellte. In solchen durchwachten, ja durchkämpften Nächten erneuerten wir die Zeit der Bereitschaft, der Erwartung. Und gewiss nicht nur für uns selbst.«

»Nein«, sagte Uthman. »Aber Joshua hat dennoch ganz Recht. Ich weiß, dass die Anführer der Kreuzfahrer versuchten, eine andere Zeiterfahrung einzuführen. Die sinnvolle Einteilung der Christen in drei *Vigilien*, den Nachtwachen zu

jeweils drei Stunden, hoben sie auf. Sie zerstörten diese zutiefst natürliche Einheit, sie unterteilten die Nacht und schließlich auch den Tag in die Zeit des kalten Hasses – nämlich des Angriffs und des Tötens von Feinden. Das war neu, und es ist zutiefst ungläubig. Die Zeiterfahrung von uns Muslimen beachteten sie schon gar nicht. Dass wir fünfmal nach Mekka beten – unsere ureigene Zeit –, das wollten sie nicht einmal sehen, geschweige denn respektieren.«

»Für uns Juden ist die Nacht Unzeit«, sagte Joshua. »Weil Licht und Wärme fehlen, alle Ordnung sich auflöst, das Leben still steht und vernünftiges menschliches Wirken unmöglich wird. Wir Juden empfinden die Nacht immer als dunklen Urgrund unliebsamer Überraschungen, als Zurückweichen des Lebens. Wir begegnen dem durch Licht, Gesang und Gebet. – Aber Uthman hat Recht, als die christlichen Kreuzfahrer kamen, führten sie ihre eigene mörderische Zeit ein.«

»Dennoch behielt alles seine eigene Zeit«, beharrte Henri. »Auch die Kreuzfahrer legten natürlich ihre religiösen und kultischen Handlungen auf bestimmte Zeiten fest, in denen der Krieg verpönt war und dann stillstand.«

»Für uns«, sagte Joshua nachdenklich, »ist jeder Tag ein Abbild, eine zusammenfassende Erinnerung der Geschichte des Herrn mit seinem Volk. Jeder Abend vergegenwärtigt den Auszug unseres Volkes aus der Knechtschaft in Ägypten, jeder Morgen erinnert an den Bundschluss am Berg Sinai. Dieses tägliche Gedächtnis der Heilsgeschichte begingen wir bis zu seiner Zerstörung durch die Abendopfer und die Morgenopfer im Tempel Salomons. Als das Exil kam, sind an die Stelle der Opfer feste Gebetszeiten getreten, die in den Synagogen eingehalten werden. – Wie gern würde ich wieder in einer Synagoge beten! Wie gern würde ich wieder den siebten Tag feiern, den stillstehenden Tag, den *Sabbat*.«

»Warte, bis wir in Lübeck sind«, tröstete ihn Henri. »Dort geht jeder von uns in seine Kirche. Danach sind wir für alles gerüstet.«

»Eine schöne Vorstellung.«

Uthman sagte: »Du hast Recht, Joshua, der Schöpfungsgott Israels ist ein Gott der Arbeit und der Muße. Und der Mensch hat an diesem Wesen teil, er ist *homo faber*, der tätige Mensch, und *homo festivus*, der Mensch, der sich auch in Muße, Feier und Spiel verwirklicht. Das gilt für Juden und für Christen gleichermaßen...«

»Wie klug unser Sarazene daherredet, seit er in der Bibliothek von Cordoba studiert!«

Uthman beachtete Henris Einwand nicht. »... Aber nimm einmal Christen wie unseren Henri. Er kennt den Ausgleich nicht, er gibt nie Ruhe. Er muss immer...«

»Aber hör mal!« Henri beehrte auf. »Das meinst du wohl nicht ernst. Hast du nicht selbst auf unseren Reisen immer wieder...«

Joshua sagte empört: »Ach, hört doch auf! Immer dieser Streit! Ich verbiete euch...«

Unbeirrt von diesem Schlagabtausch zog die Hulk ihre Bahn nach Westen. Nur ein paar Wolken waren aufgezogen, und die Abendsonne versuchte, sie mit ihren Strahlen zu durchdringen. Das Segel der Hulk war mäßig gespannt.

Das Schiff war den Koggen ähnlich, und die Gefährten erinnerten sich oft an ihre Abenteuer auf einer dieser Hansekoggen entlang der slawischen Küsten. Sie sahen noch vor ihrem geistigen Auge, wie estnische Piraten die Kogge in der Narwabucht versenkten und sie in die Gefangenschaft verschleppt hatten. Henri ging nach ihrem unterbrochenen Gespräch auf der Hulk herum und versuchte, die ungunen Erinnerungen an die Zeit mit dem Deutschorden abzuschütteln. Dieses Frachtschiff war kleiner, hatte ein Rahsegel und ein

hinten angehängtes Ruder, der Mast wurde von Wanten und Stage gehalten. Henri beugte sich über die Reling und starrte in das grüne Wasser, er verspürte noch immer den Schmerz, den das grausame Kielholen über den rauen Schiffsboden verursacht hatte. Grimmig dachte er, man sollte Hulks zukünftig mit glatten äußeren Schiffswänden bauen.

Alles auf diesem Schiff machte einen soliden Eindruck. Sechs patrouillierende Bewaffnete auf der hinteren, hochbeinigen Kampfplattform, dem Kastell, verstärkten noch das Gefühl von Sicherheit. Aber Henri hatte ebenso schmerzlich wie seine Gefährten erfahren müssen, wie trügerisch ein solches Gefühl im Ernstfall sein konnte.

Während der Fahrt über die ruhige See hatten die Gefährten genug Muße, um immer wieder an die zurückliegenden Gefahren und Abenteuer zu denken. Erst jetzt, in der Ruhe, kamen die Bilder der Erinnerung mit Macht zurück. In all den Strapazen hatten sie auch die Bewährungsprobe gesehen. Vor allem die für ihre Freundschaft. Es hatte sie fester verbunden als alles Geschehene zuvor. Warum sollten sie sich jemals wieder trennen?

»Aber vielleicht sollten wir uns nicht erinnern«, sagte Henri. »Denn nur in der Erinnerung sind wir getrennt. Es ist schwer vorstellbar. Aber es gab eine Zeit, da kannten wir uns noch nicht. Wir ritten über drei verschiedene Kontinente, so als wären es drei verschiedene Lebenszeiten. Und doch war es eine einzige, ungeteilte Zeit. Doch dann kreuzten sich durch Gottes Ratschluss schließlich unsere Wege.«

»Es war ein kluger Ratschluss Allahs«, lachte Uthman. »Er muss erzieherische Absichten damit verbunden haben, denn ich habe viel von deiner Keuschheit profitiert, Henri.«

»Du warst ein wilder Hund, als ich dich kennen lernte! Du hast es nur deinem Vater zu verdanken, dass du nicht auf die schiefe Bahn geraten bist.«

»Joshua war immer schon brav«, sagte Uthman. »Er ist unser leuchtendes Beispiel.«

Joshua fühlte bei Uthmans Worten etwas ganz anderes aufsteigen – eine innere Hitze. Er musste an seine junge, christliche Haushälterin Mara in Toledo denken, eine einfache Frau, die er insgeheim verehrte. Liebte er sie nicht sogar?

»Hört mal«, sagte Henri, »wie wäre es, wenn wir in Strelasund einen gemeinsamen Gottesdienst abhielten? Ich hörte, die Kaufleute wollen dort ihre Fahrt unterbrechen, um neue Ware zu laden. Es wäre vermutlich das erste Mal, dass die Anhänger der drei Religionen Gott zusammen verehren.«

»Du bist ein richtiger Menschenfischer, Henri«, sagte Uthman. »Wie dein Prophet.«

»Er war nicht mein Prophet. Jesus ist der Sohn Gottes – *Und auf diesem Felsen will ich meine Gemeinde bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.*«

»Amen«, sagte Joshua und schlug Henri freundschaftlich auf die Schulter.

»Es klappt«, sagte Uthman. »Wir streiten uns bei allen erlaubten Unterschieden nur mäßig. Wir verkörpern verschiedene Ansichten, aber es führt nicht zum Krieg. Jedoch täuscht euch nicht, das Schwert eines Sarazenen rostet nie – also Vorsicht!«

»Und nun sollten wir essen gehen«, schlug Henri vor. »Der Koch der Hulk gibt schon Zeichen. Auch das ist gemeinsames Handeln – ein Jude, ein Muslim und ein Christ essen zusammen ausgenommene Ostsee-Heringe mit rohen Zwiebeln.«

»Der Genuss von Fisch führt immer zur Mäßigung«, sagte Joshua.

Die Hulk lief am Nachmittag Strelasund an. Die Hansestadt vor Rügen erstrahlte an diesem frühen Julitag mit allen ihren vergoldeten Kirchenkuppeln. Während die Kaufleute am Hafen Rohmaterial für Werkzeuge aufluden und dafür Marderfelle tauschten, nutzten die drei Gefährten die geschenkte Zeit für einen Besuch des Doms. Synagoge und Moschee gab es im christlich kolonisierten Strelasund nicht.

Sie begannen, eine gemeinsame, in den Kirchenbüchern nicht vorhandene Juli-Andacht zu halten. Jeder kniete und betete inbrünstig. Der Inhalt ihrer Gebete waren nicht die Glaubensinhalte von Christentum, Judentum, Islam, sondern die Feier ihrer Freundschaft. Sie setzten an die Stelle der Dreieinigkeit Gottes die Dreieinigkeit ihres persönlichen Glaubens. Jeder dachte seinen Teil hinein. Sie waren überzeugt davon, dass sie nicht ketzerisch handelten. Und als sie sich wieder erhoben, fühlten sie, wie ihre Freundschaft gefestigt war.

Strelasund war eine schöne Stadt. Sie lag inmitten eines heidnischen Hinterlandes, aber man lebte zur Zeit friedlich. Die Freunde erinnerten sich, wie sie auf der Hinfahrt nach Osten auf Rügen Bekanntschaft mit slawischen Göttern gemacht hatten. War nicht jeder Glaube eingebettet in die Erfahrung eines Naturjahres? Besaß nicht jedes kultische Handeln einen natürlichen Rahmen zwischen Geburt und Tod, zwischen Jahresanfang und Jahresende? Wer konnte sich darüber erheben – selbst, wenn er es wollte?

Sogar die Götter starben. In jedem kultischen Handeln wurde das Schicksal der Götter dramatisch nachvollzogen. Jeder Gott und jedes Volk verbürgten in ihrer Einheit den Fortgang und die Erneuerung der Welt.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, schlenderten die drei Freunde durch die Hansestadt. Strelasund war nicht so bedeutend wie Lübeck, aber ebenso interessant. Und die Stadt lag günstiger für den Handel mit Schweden und Dänemark. Die jungen Frauen hatten ein natürliches inneres Strahlen, wie es nur bei Küstenbewohnern vorkam. Uthman schaute alle verliebt an, hütete sich aber, ihnen zu nahe zu kommen.

Ein Händler stürzte auf sie zu und breitete zu ihren Füßen seine Waren aus. Er beschwor sie, ein Stück zu kaufen. Sie konnten nicht weitergehen und besahen Seidengewebe mit byzantinischen Ornamenten, die der Händler aus Staraja Ladoga und Novgorod Wielki bezogen hatte, bunte Glasperlen aus dem Orient, Kauri-Muscheln vom Roten Meer und verzierte Schmuckgehäuse einer Schnecke, die der Händler Pelikanfuß nannte.

»Kauft, kauft«, flehte der Mann. »Es ist alles über Jumne zu uns gekommen. Dort ging alles unter, wisst ihr davon? Auch diese Perlen aus Karneol und Bergkristall kamen von dort. Und diese kunstvollen Eierklappern und die Spinnwirteln aus reinem Silber. Und was ganz Besonderes sind diese Schmuckstücke für eure Geliebten! Sie sind aus dem Eckzahn des Walrosses, das Elfenbein des Nordens! So viele Walrosse gibt es nicht, alles ist wertvoll! Kauft es!«

Die drei Freunde verspürten keine Lust, ein Andenken aus Jumne mit sich zu tragen. Aber Joshua erbarmte sich doch und kaufte dem Händler ein Halsband aus den Früchten und Pflanzenkernen der Tropenzone ab. Er verschenkte es ein paar Schritte weiter an ein junges, hübsches Mädchen mit roten Haaren, das errötend und glücklich davonsprang.

Uthman blickte erstaunt. »Joshua! Du hast ja ein Herz! Ich dachte bisher, dort säße bei dir die Thorarolle.«

»Joshua ist nicht herzloser als du, Sarazene!«, sagte Henri im gespielten Ernst.

Sie machten wieder kehrt. In der Nähe des Hafens lag eine Gasse, in der vor jedem Haus Bernsteinarbeiter saßen. Die Freunde blieben stehen und sahen ihnen zu. Sie benutzten für ihre sorgfältige Arbeit kleine Meißel, Handsägen, Feilen, Bohrer und Drehbänke mit eisernen Spezialscheiben. In heiß gemachtem Sand färbte man die Bernsteine, aus gelben und hellbraunen wurden grüne und rote. Daraus entstanden Anhänger und Amulette. Uthman fiel besonders ein Anhänger auf, der mit drei Pferdeköpfen versehen war. Gerade wollte er den Handwerker fragen, ob er einem heidnischen Kult der Slawen folge, da sah er auch Anhänger in Form von Thora-Hämmerchen, die auf skandinavischen Geschmack hinwiesen. Auf einem Gestell wurden sogar Halbmondanhänger hergestellt. Der Handel ging offenbar bis zu islamischen Gläubigen. Uthman kaufte eine Kette aus Bernsteinperlen und ließ die einschmiegsamen Perlen wie einen Rosenkranz durch die Finger laufen.

Henri erstand bei einer jungen Händlerin drei besonders schöne, durchsichtige Bernsteine. Jeder behielt einen. Es war ein neues Erkennungszeichen für Zeiten der Not, seit Henri seine von innen leuchtenden Steine im französischen Poitiers losgeworden war.

Bevor sie auf die Hulk zurückgingen, hielten sie am Hafenmarkt, wo Garköche gebratenen Fisch anboten. Die drei Gefährten verspürten Hunger und verzehrten die gut gewürzte Mahlzeit. Es schmeckte herrlich. Hinterher erfuhren sie, dass es sich um Walfisch gehandelt hatte. Keiner von ihnen hatte je Wal verzehrt.

»Gibt es Walfisch vor dieser Küste?«, fragte Henri.

Der Garkoch nickte eifrig. »Seit einiger Zeit besonders viele! Es sind weiße Wale, woher sie kommen, weiß der Himmel. Bisher hatten wir höchstens kleine, graue Tümmler, jetzt kommen solche Ungeheuer bis nahe an die Küste heran. Und

hinter Rostock ist sogar vor kurzem eine Kogge gesunken, die mit einem Rudel bössartiger Wale zusammenstieß. Man erzählt, die Wale hätten richtig Jagd auf das Schiff gemacht und nicht eher davon abgelaßen, bis es sank. Alle Seeleute starben!«

»Seemannsgarn!«, murmelte Uthman, als Henri die Erzählung übersetzte.

Als sie weitergingen, sahen sie, wie Fischer einen großen Walkörper zerlegten, alles wurde verwendet, Tran floss in kleine Behälter ab. Das riesige Tier sah selbst zerstört Furcht einflößend aus. Hunde umsprangen es kläffend, als könnte es noch im Tod eine Gefahr bedeuten.

Langsam schlenderten die Freunde zur Hulk zurück. Sie sahen zu, wie die Materialien verladen wurden. Ein hölzerner Kran, in dessen Laufrad mehr als zwanzig halb nackte Männer liefen, hievte die Waren an Deck, wo die Mannschaft sie verstaute. Dann war das Verladen abgeschlossen, die Männer stiegen aus dem Laufrad und wurden von ihren Frauen mit Getränken empfangen.

Der Kapitän der Hulk winkte ihnen zu. Man ging auf das Schiff. Die Matrosen turnten in die Brassen. Die Leinen wurden losgemacht. Die drei Freunde suchten ihren Platz unter dem hinteren Kastell auf und ließen sich für den Abend nieder.

In einer leichten Abendbrise blähten sich die beiden Segel. Das Schiff fuhr hinaus auf die offene See, in der sich das Abendrot spiegelte.

Noch in dieser Nacht überwältigte Henri de Roslin eine besondere Erinnerung. Er konnte sich nicht dagegen wehren. Es war die Erinnerung an seine Heimat.

Er starrte zum sternenübersäten Himmel auf. Der Himmel war nah, die Sterne strahlten wie ausgestochen. Und die Bilder seines Wachzustands wurden so stark, dass er das Bedürfnis

hatte, sich den Freunden mitzuteilen. Weil auch Joshua und Uthman nicht schlafen konnten, hörten sie dem Freund gerne zu.

Henri griff einen Gedanken auf, den er vorher gehabt hatte. Er begann von der Zeit zu erzählen, als sie sich noch nicht gekannt hatten. Die beiden Gefährten rückten näher heran und lauschten gespannt.

Sie verspürten den Zauber der Erinnerung ihres engsten Gefährten. Voller befremdlicher Spannung blickten sie aus der Gegenwart dieser raunenden Nacht mit ihren eigenen Sternen in eine ferne und fremde Zeit und in ein ganz eigenes und einmaliges Leben.

Und sie begannen sich vorzustellen, wie dieses frühere Leben ihres Gefährten in seinen Auswirkungen, mit seinen Bildern, Menschen und Begegnungen, mit seinen hinterlassenen Wunden, noch immer in ihrem Gefährten Henri verborgen war.

Wie ein Schatz.

Aber auch wie der Beginn alles folgenden Unheils.

### *Frühling 1300, im Tempel zu London*

Henri de Roslin dachte nicht an die kommenden Jahre. Für ihn gab es keine Zeit nach dieser Zeit. Das lag daran, dass er noch jung war. Und daran, dass er eingespannt war in den Alltag von Tag und Nacht im Tempel von London. Er schwamm wie ein Fisch im Wasser in seinem Alltag und kam kaum zum Schlafen. Seine Ausbildung zum Fiskal des Tempels war fast abgeschlossen. Aber noch musste er die letzten Lektionen bewältigen.

Man hatte ihm gesagt, dass sein Freund Neville of Gwyn ihn unbedingt sprechen wollte. Aber Henri war in strenger Klausur, er büffelte Zahlen und Organisationsstrukturen. Der Tempelbruder hatte einige Zeit vor dem Unterrichtsgebäude gewartet und war dann gegangen. Henri de Roslin war verwundert, denn Neville wusste, dass er während der Unterweisung keinen Besuch empfangen durfte. Henri hatte versucht, ihm vom Turm aus zuzuwinken, aber Neville hatte es nicht bemerkt.

Henri dachte mit Sympathie an Neville, der junge Magister war ihm ans Herz gewachsen, seit er als fertiger Medicus vom Heiligen Stuhl in Rom nach London gekommen war. Sie saßen meistens vor dem Schlafengehen zusammen und sprachen über die zurückliegende Zeit im Heiligen Land.

Henri beschäftigte die Frage, ob er noch einmal Palästina sehen würde. Was geschah mit dem Besitz des Tempels, jetzt, da die lateinischen Staaten des Heiligen Landes zu existieren aufgehört hatten? Sein Präzeptor hatte vorgeschlagen, eine

kleine, geheime Armee aufzustellen, die zumindest den beweglichen Reichtum heim in den Tempel des Okzidents holte. Henri war der Gedanke abenteuerlich vorgekommen, aber er hatte ihn fasziniert. Würde er auf diese Weise doch noch einmal kämpfen dürfen? Aber im Augenblick beugte er sich nur über seine Papiere und versuchte zu begreifen, worin der Unterschied zwischen einer Stiftung und einer Schenkung lag.

Henri de Roslin blickte nachdenklich aus dem Fenster des Tempplersitzes. Die weißroten Fahnen flatterten in der Frühlingssonne. Er seufzte. Es wäre schön, unten im Garten in der Wärme zu sitzen. In den dicken Mauern der Gebäude war es noch winterkalt. Das förderte die düsteren Gedanken.

Er stand auf, trat ans Fenster und sah, wie auf dem Gerüst gegenüber Bauarbeiter herumgingen, die Überholung der Tempelkirche war beinahe fertig gestellt. Der junge Baumeister John Sandys und seine Steinmetze aus der Bauhütte Holborn würden es schaffen, die Arbeiten noch vor dem geplanten Termin abzuschließen.

Henri beschäftigte sich wieder mit den Akten. Ein Ritter des Hauses Chigwell hatte mit Zustimmung seiner beiden Söhne dem Tempel die Stadt und die Einwohner von Stapleford Tawney, seine Gemarkung und die hohe Gerichtsherrschaft geschenkt. Ein anderer Ritter, diesmal aus dem Frankenreich, namens Roger von Campagne, hatte einen Teil der Grafschaft Razés übereignet. Henri las aufmerksam die Urkunde und schrieb dann die wesentlichen Passagen ab.

Da stand: »Ich trete mein Hab und Gut mit all seinen Bewohnern, Männern, Frauen und Kindern, den Gefällen und Abgaben, dem Ackerland, den Wiesen, dem Weideland und Buschwerk, dem bestellten und unbebauten Land, den Wassern und Aquädukten, den Mühlen und Mühlenbannen, den Fischteichen mit allen Rechten ab. Die Tempelbrüder schulden

mir auf diesem Besitz weder Gefälle noch Treugeld, weder Wegzoll noch Durchgangszoll.«

Henri konnte nicht klären, warum Ritter Roger seinen Besitz nicht dem französischen Tempel schenkte. War das nicht ein Affront? Der Ritter hatte wohl seine ganz persönlichen Gründe. Henri schloss die Kopie ab und setzte das Siegel des Tempels von London darunter.

Schon seit einigen Jahrzehnten bildeten Schenkungen den Grundstock für die Templerkomtureien, ganze Kirchensprengel wechselten den Besitzer, die Kirchenmänner erhofften sich besondere Gnade und größeres Seelenheil, wenn sie den Brüdern im Fleische und Brüdern im Geiste der Miliz des Tempels alles übereigneten. Ein Bischof gab 400 Morgen Land für das Heil seiner Seele, weil er die Schrecken der Hölle fürchtete und die Freuden des Paradieses erlangen wollte.

Dann hast du falsch gelebt, Bischof, dachte Henri.

Manche Adlige traten auch selbst dem Tempel bei, entweder als Brüder oder als Donats, dienende Brüder, die den Beitritt später wieder rückgängig machen konnten. Henri notierte die Schenkungen, schrieb Briefe an die Behörden vor Ort und gab Anweisungen, wie mit den Werten umzugehen war, welche Verwalter einzusetzen waren.

Am einfachsten war es noch, Geldspenden direkt auf die Bank der Templer zu überweisen. Nur Henris Vorgesetzte wussten, wie hoch der finanzielle Besitzstand des Tempels von London inzwischen war. Bald würde Henri de Roslin der Einzige sein, der genau eingeweiht war. Er musste nur die Geduld aufbringen, die Akten zu Ende zu studieren, während draußen die Frühlingsvögel sangen.

Henri kannte alle Güterverzeichnisse, er wusste auch, dass einige Schenkungen mit Auflagen verbunden waren. Er selbst sollte von einem Waliser einmal verpflichtet werden, für die Übereignung eines Bauerngutes nördlich von Cardiff ein

halbes Jahr lang die Waffen in einer Fehde zu tragen. Er hatte abgelehnt. Andere Schenkungen, die ausgedehnte Gebiete betrafen, beinhalteten, dass die Templer sie besiedeln und bestellen sollten. Auch dies war selten zu bewerkstelligen, denn die Brüder waren keine Bauern. Auch auf einem Templerfriedhof bestattet zu werden, in den weißen Mantel mit dem roten Kreuz gehüllt, war sehr begehrt. Renten, Unterhalt und Schutz des Lebens erwarteten manche Stifter als Gegengabe. Henri de Roslin hatte immer gefunden, dass die ehrlichsten Motive von alten Männern kamen, die in den Tempel aufgenommen werden wollten, um dort den Rest ihrer Tage zu verbringen und behütet zu sterben und begraben zu werden.

Henri stand erneut auf und trat ans Fenster. Jemand schrie auf dem Baugerüst gegenüber und winkte heftig. Unten stand eine junge Frau und schaute geradewegs zu ihm auf. Henri kannte die Frau nicht. Wahrscheinlich war sie in Gedanken versunken oder schaute sich den Sonnenuntergang an. Henri ließ seinen Blick eine Weile auf ihr ruhen. Ein angenehmes Gefühl. Sie meinte eindeutig ihn. Unbeweglich stand sie in der Sonne und schaute empor.

Henri ging nachdenklich im Zimmer herum. Er war jetzt achtundzwanzig Jahre alt. War dies wirklich das Leben, das er führen wollte? Er erschrak über die Frage, die schon den ganzen Morgen über durch seine Gedanken zog. Er sah keinen Grund für Zweifel. Aber der Anblick der jungen Frau im Tempelhof hatte erneut etwas in ihm ausgelöst.

Henri versuchte, wieder zu seiner Arbeit zurückzukehren, und musste an die Zeit im Heiligen Land denken. Dort hatte er erfahren, dass die Kämpfe nicht nur mit Waffen geführt wurden. Manche Stifter erinnerten die Templer an die Pflicht, Pilger, Arme und Kranke zu unterstützen. Zahlreiche Spitäler waren von frommen Gläubigen gestiftet worden. Wenn sie

nicht die Mittel aufbrachten, sie zu unterhalten, wurden sie den geistlichen Orden anvertraut, meistens den Hospitalitern, aber auch den Templern. Henri hatte damals als Knappe seines Ritters alle Spitäler aufgesucht, in denen ihre eigenen Verwundeten lagen, deren Anblick dem hohen Pathos der Kreuzzüge widersprach. Damals hatte er den Wunsch verspürt, Medicus zu werden.

Aber vor neun Jahren, nach dem Fall der letzten christlichen Hafenstadt Akkon, hatten sie überstürzt alles zurückgelassen. Vielleicht war das gut so. Es war gewiss der Wille des Herrn gewesen, dass sich die Ritterorden aus dem Heiligen Land zurückzogen. Wie viel Blut geflossen war! Jetzt, wo man nicht mehr den Heiligen Krieg zu finanzieren hatte, konnte man sich auch um den Ausbau des Besitzes in Europa kümmern. Auch hier gab es Kranke und Arme, mehr als genug, die Unterstützung brauchten. Allzu lange hatten die Templerkompture nur an Jerusalem gedacht. Aber Henri wollte nicht ungerecht sein, er dachte voller Liebe an den Großmeister seines Ordens, Jakob von Molay.

Der Großmeister tat stets das Richtige. Henri liebte ihn mehr als seinen eigenen Vater, an den er kaum Erinnerungen besaß.

Henri trat erneut ans Fenster und sah Schwalben in Scharen hinabstürzen. Die Frau unten war verschwunden.

Kurze Zeit vorher hatte ein junger Bruder der armen Ritter Christi den soeben erhaltenen Brief in eine Schatulle gelegt, nachdem er ihn hin und her gewendet hatte. Warum war ausgerechnet er damit beauftragt worden, ihn an Henri de Roslin weiterzugeben? Er erhob sich und trat mit leichten Schritten an die schmale, hohe Fensteröffnung mit dem verschlungenen Maßwerk. Leise summte er eine Melodie vor sich hin, brach ab und begann sie erneut. Sie klang finster, fremd. Dieses Lied! Es ging ihm nicht aus dem Kopf. Er wurde

davon abgelenkt. Das Lied flatterte hinter seinen Augen wie ein gefangener Schmetterling umher.

Die hoch gewachsene Gestalt des jungen Templers straffte sich, als habe er zu lange über den Büchern gesessen. Er starrte lange hinunter auf den begrünten Innenhof, um seinen Blick auszuruhen, aber er wollte diesen Blick auf den Kräuterbeeten eingraben, um nichts anderes sehen zu müssen als die einfachsten Formen der Schöpfung. Es war warm, in der Luft hing der Geruch vieler Blüten und von Ysop, Bärlauch und Bockskraut. Vielleicht hielt sich der Duft auch nur, weil die Mauern des Tempelbezirks so hoch waren. Im übrigen London dagegen stank es erbärmlich, und nicht nur dort, wo die Kloaken in Bächen durch die engen, gewundenen Gassen sprudelten.

Neville of Gwyn kannte das Lied. Er musste es nur endlich entschlüsseln! Denn das Lied, das ihm nicht aus dem Sinn ging, wollte ihm etwas sagen. Wieder summt er die Melodie bald lauter, bald leiser vor sich hin, mit seiner wohltönenden Baritonstimme, die im Kontrast zu seiner jungenhaften, schlaksigen Erscheinung stand. Er blieb kerzengerade wie ein Mann stehen, der Anklägern die Stirn bieten will, bis sich auf der gebräunten Haut seiner Wange plötzlich ein Zucken zeigte. Als wolle er eine lästige Fliege loswerden, schlug er mit der Hand auf die Wange. Dabei brach die Melodie ab.

»Das ist es!«, sagte der Tempelbruder erstaunt. »Der Heilige Vater selbst hat das Lied gesungen, weißt du? Irgendwann bei Nacht, als ich noch Adept meines Medicus war und ihn zur Ader lassen musste. Warum ist mir das nicht eher eingefallen? Etwas in meinem dummen Kopf war wohl dagegen, nun seltsam – es drückte wohl seine Art aus, mit der Angst vor den Schmerzen umzugehen.«

»Ja«, sagte jemand, der sich in der Zimmerecke hinter einer spanischen Wand befand. »Aber warum löst verdammt noch mal diese Melodie unsere Rätsel, Magisterchen?«

Der junge Arzt des Londoner Tempels, Neville of Gwyn, winkte übertrieben mit dem Zeigefinger in die Richtung der Stimme, und eine zwergenhafte Gestalt sprang daraufhin hinter dem Schirm hervor. »Schau einmal dort hinüber, Giacomo.«

»Ich schaue schon, lieber Herr.«

»Und was siehst du?«

»Was Er wohl auch sehen möchte, Herr«, antwortete der verwachsene Lakai vorsichtig.

»Nein, das tust du nicht, mein Freund. Du siehst einen Garten, der unseren mächtigen Tempelturm umgibt – stimmt's?«

»Das will ich meinen«, sagte Giacomo bedächtig und schielte nach oben. »Und was für einen! Vom Magisterchen selbst angelegt!«

»Ich hingegen sehe die Schöpfung. Das kommt daher, weil ich sie sehen will! Würdest du dich anstrengen, dann könnte es dir auch gelingen.«

»Dafür bin ich nicht angestellt, Herr! Das bleibt für die hohen Herren, die in Büchern lesen und auf Samtesseln sitzen«, erwiderte der Zwerg listig.

»Vorsicht, Giacomo! In unseren Zeiten kann ein solcher Satz schon ausreichen, um geradewegs auf die Streckbank geworfen zu werden, wie du am besten weißt! Aber gut, wir haben ja keine Zuhörer – einer der Vorteile dieses Tempels. Ich werde bis zur Visite im Krankensaal hinüber in den Garten gehen. Zwanzig Runden dürften reichen. Dann weiß ich, warum diese Melodie in meinem Kopf an meine tiefste Seele rührt. Du passt inzwischen auf den Brief auf, als gelte es dein Leben. Du weißt, niemand darf ihn zu Gesicht bekommen, bis ich ihn an seinen Empfänger abliefere.«

»Zu dienen«, murmelte der Zwerg und krümmte sich wie unter Schmerzen.

Der junge Tempelmedicus hatte sanft und langsam gesprochen, aber jetzt durchquerte er den kargen, weiß getünchten Raum schnell wie ein geübter Läufer. Als er die Treppenstufen genommen hatte – auf jeder Stufe hinunter schien es etwas weniger kühl zu sein –, die Pforte durchquerte und in den menschenleeren Garten des Tempels zu London trat, setzte er seine Füße auf, als wolle er die Festigkeit der roh behauenen, aber glatt geschliffenen Sandsteine testen. Er raffte seinen leichten, weißen Rock und spürte die Kühle an den nackten Beinen und Füßen, die in Sandalen steckten. Mit wiegendem, geschmeidigem Gang drehte er die erste Runde. In der zwölften wusste er plötzlich, woher er das Lied noch kannte.

Seltsames Ding! Er hatte es in den Kellern eines Gerichtes gehört, dem er in seiner Ausbildungszeit am römischen Tiber oft als Medicus zur Hand gehen musste. Dort hatte es jemand mit fester Stimme gesungen, bis diese brach. Darüber hatten das Stöhnen der anderen Häftlinge in Ketten gelegen und der Geruch nach hinfälligem Fleisch.

Aber die Schöpfung? Unwillkürlich schüttelte er den Kopf. An diesem Ort der Folter, zu dieser Stunde war sie nicht zu spüren gewesen. Das Erschrecken vor ihrer völligen Abwesenheit ließ ihn später umso mehr danach suchen. Allein deshalb, das war klar, war er ein gläubiger Mensch geworden und in den Tempel eingetreten, obwohl seine Lehrer ihm sagten, dass er den sezierenden Verstand des Chirurgen besaß und dass es seine Aufgabe sei, die Menschen von den Schmerzen zu befreien.

Neville of Gwyn brach seine Runden ab, stand einen Augenblick lang unbeweglich da, versunken in den Anblick von vier afrikanischen Löwen aus rotem Sandstein, die den

leise sprudelnden Brunnen im Innenhof schmückten, und kehrte in das kleine Arbeitszimmer zurück. Auf dem Weg dorthin überlegte er, welche Anweisungen er dem Zwerg geben wollte, der ständig beschäftigt werden musste, damit er keinen Unsinn anstellte. Der Magister spürte Mitleid mit dem Krüppel, der so viel Unrecht erlitten hatte.

Neville of Gwyn sperrte die Tür des spärlich möblierten Raumes auf, und sofort überfiel ihn ein heftiges Unbehagen. Unwillig blickte er um sich. Irgendetwas hatte sich inzwischen verändert. Er bemerkte nicht auf den ersten Blick, was es war, aber auf den zweiten desto genauer. Und er erschrak.

Das Schreibpult in der Ecke war leer gefegt, die Papiere lagen sämtlich auf dem kalten Steinfußboden. Und der Zwerg?

»Giacomo!« Keine Antwort. »Zum...!« Wo war der Kerl?  
»Giacomo!«

Neville ging schnell in die Knie und wühlte in den Pergamentblättern. Über einige hatte sich Tinte geleert, andere waren zerknüllt. Auf einem Büttenpapier mit dem Siegel des Londoner Tempels lag eine rote, klebrige Masse. Der Brief des Abtes von St. Albans war verschwunden.

Neville gab die Suche schnell auf. Und er machte sich Vorwürfe. Jemand hatte die Zeit seiner Abwesenheit gründlich genutzt. Warum um Himmels willen hatte er den Brief nicht sofort an Henri de Roslin ausgehändigt? Er hätte unter allen Umständen Zutritt zu seiner Klausur erzwingen müssen. Wenn doch nur nicht so viel davon abhing.

»Giacomo!«

Er konnte nicht weit sein. Sicher war er beim Eindringen des Unbekannten sofort ängstlich davongelaufen, ohne an Gegenwehr zu denken und die Abschrift zu verteidigen. Jetzt hockte er womöglich wimmernd unter den Betten im Schlafsaal.

Neville rannte hinüber, die Treppen hinunter, hinter dem Klausursaal wieder hoch und betrat den von fünfundzwanzig Säulen getragenen, tagsüber verlassenen Schlafsaal der einfachen Brüder.

»Giacomo?«

Er ging den lang gestreckten Saal entlang, an den Wänden links und rechts je zwei Reihen sorgfältig gerichteter Betten, er legte sich flach auf den Bauch und blickte unter jedes. Giacomo war nicht zu sehen. An der Stirnseite des kühlen Raumes mit der flachen Ebenholzdecke blieb er stehen, sah zurück und überlegte. Wer konnte der Eindringling gewesen sein? Müßig, darüber zu spekulieren, denn genau genommen kam jeder der Brüder in Frage.

Von der Existenz des Briefes wusste allerdings nur der Präzeptor, der jeden Postverkehr kontrollierte. Neville musste zu ihm gehen und die Sache aufdecken. Aber eine Hitzewelle überflutete den Magister, bei dem Gedanken – konnte er dem Präzeptor angesichts der Sachlage überhaupt trauen? Wenn sein Vorgesetzter sah, dass Neville seine Sorgfaltspflicht verletzt hatte – also, was war zu tun?

Er musste auf die Suche gehen. Von der angemessenen Geheimhaltung dieses Briefes hing wohl einiges ab. Jedenfalls hatte es sein Überbringer, der Bote des Abtes von St. Albans, behauptet.

Im inneren Tempelbezirk blieb es ruhig. Kein Laut störte den Frieden der Nachmittagszeit. Neville überfiel ein Gefühl völliger Einsamkeit, wie er es seit seiner Kindheit im Lateran nicht mehr gehabt hatte. Er war allein. Es war der Beginn eines Verhängnisses... Aber nein, Unsinn!, schalt er sich, das machten nur diese ungewöhnlich frühe Hitze auf den Mauern und diese lähmende Stille in der Ruhezeit des Nachmittags. Aber aus dem Eindruck der Leere heraus, in die er haltlos hinunterzufallen drohte, entschloss er sich, doch den Präzeptor

aufzusuchen. Der Brief war geraubt! Er musste diese befremdliche Nachricht einfach an eine Instanz weitergeben. Dann war er zwar die Verantwortung nicht los, aber er teilte sie mit jemandem.

Mit langsamen Schritten betrat er den vom Wohntrakt der Brüder getrennten Hof der Tempelverwaltung. Vorsichtig klopfte er an die Tür zum Arbeitszimmer des Präzeptors. Von drinnen ertönte eine gedämpfte Stimme, die ihn aufforderte einzutreten. Er betrat das dunkle Zimmer.

Der Präzeptor hatte die Angewohnheit, sämtliche Vorhänge zuzuziehen. Seine schwachen Augen vertrugen keine Helligkeit. Neville versuchte, sich im Halbdunkel zu orientieren. Der Präzeptor saß auf dem Stuhl am Fenster, mit dem Rücken zur kalten Wand, und sah ihm angestrengt entgegen. Sein lang gezogenes Gesicht mit den harten Konturen schimmerte bleich. Er trug wie immer das blutend-weiße Ornat des Tempels mit dem roten Tatzenkreuz auf den Schultern.

»Nun, mein Sohn?«

»Präzeptor – ich habe ein Anliegen.«

»Davon gehe ich aus, Magister.«

Lag Spott in seiner Stimme? Neville riss sich zusammen. »Es gilt, etwas Entsetzliches zu melden... einen Raub. Der Brief des Abtes Thomas von St. Albans, der heute Morgen kam, ist verschwunden. Ein Einbrecher...«

Der Präzeptor hob die Hand. »Ich habe nichts gehört! Ich will auch nichts hören! Das kann nicht sein!«

»Und doch ist es so.«

»Der Brief wurde Euch durch den Boten anvertraut! Er ist geraubt? Noch niemals ist im Tempel etwas abhanden gekommen. Wenn das dennoch wahr ist, dann beschafft ihn wieder, und wenn Ihr ihn habt, dürft Ihr wiederkommen!«

Hatte Neville etwas anderes erwartet? Er machte Anstalten, noch etwas zu sagen, er wollte erklären. Aber der Präzeptor sagte scharf: »Beschafft ihn wieder. Geht!«

Neville antwortete nicht, er nickte nur stumm und verließ den Raum, allerdings nicht, ohne die Tür lauter zuzuschlagen, als es statthaft gewesen wäre. Draußen stand er einen Moment lang ratlos. Was sollte er jetzt tun? Zunächst einmal musste er in sein Zimmer zurückgehen, nach Spuren suchen, vielleicht war der Zwerg inzwischen wieder aufgetaucht.

Und wenn nicht...

Giacomo blieb verschwunden, das entsprach ganz und gar nicht seinen Marotten. Im Gegenteil ging er dem Magister oft durch seine ständige, listige Gegenwart auf die Nerven. Im Tempel gab es natürlich viele Möglichkeiten, sich zu verstecken. Aber warum versteckte er sich?

Neville versuchte, die Situation zu rekonstruieren. Es gab nur eine Tür zum Schreibzimmer, der Eindringling war über den Gang im ersten Stockwerk gekommen, an dem zu beiden Seiten die Klausen der anderen Brüder lagen. Da in den Konventbereich keine dienenden Brüder hineinkamen, musste sein ungebetener Besucher aus den Reihen der Brüder sein. Ein Mitbruder! Oder hatte Giacomo seine ungewaschenen Finger im Spiel? Nein, entschied Neville, der Gnom war ihm ergeben und nach seinem Verhör durch die iberische Inquisition auch viel zu feige für irgendeine unbotmäßige Tat.

Was blieb ihm übrig, als die Zellen der Brüder aufzusuchen, eine nach der anderen, vierundzwanzig insgesamt. Irgendwo musste der Brief sein. Vielleicht wollte ihn jemand nur ausleihen? Unsinn! Niemand sonst wusste von dem Dokument.

Oder sollte er einfach zu Henri de Roslin gehen und ihm die Sache beichten? Er musste sofort zu ihm gehen, auch wenn der Templer zurzeit seine Unterweisungen in fiskalischen Dingen erhielt.

Neville seufzte. Man würde ihn jetzt ebenso wenig verlassen wie am Morgen, als er es versucht hatte. Henri war abgeschirmt. Auch wenn ihm die Rolle eines Ermittlers gar nicht gefiel, er musste den Tathergang aufklären. Der Brief schien wichtig zu sein, der Bote hatte ein dringendes Gesicht gemacht und sofortige Antwort gefordert. Neville gab sich einen Ruck und trat auf den Gang hinaus.

Die Brüder hielten noch nachmittägliche Ruhe, aber die Stunde war gerade zu Ende, und er konnte stören, ohne Schimpf zu ernten. Er klopfte an die erste Tür zur Linken, die zum Raum neben dem seinen führte. Ein dumpfes Geräusch war drinnen zu hören, dann wieder Stille. Neville klopfte erneut. Keine Antwort.

»Bruder Robin?«

Kaum hatte er den Namen des französischen Tempelbruders ausgesprochen, der im Konvent seit einigen Wochen als Gast weilte, hörte er von jenseits der dunklen Eichentür ein unterdrücktes Geräusch. Es klang wie ein Schluchzen. Dann rannte jemand davon. Der Magister spürte ein ekelhaftes Kribbeln im Nacken. Deutlich vernahm er sich entfernende Laufgeräusche. Durch welche Tür wollte der französische Bruder verschwinden? Es gab keine zweite in den Zellen. Und wohin?

Neville klopfte noch einmal, nichts geschah. Er beschloss, sich mit Gewalt Eingang in den Raum zu verschaffen. Aber das war gar nicht nötig, denn die Tür war nicht verriegelt, wozu aber jeder Bruder während der Ruhezeiten verpflichtet war. Die Tür ging leicht nach innen auf, als er die Klinke herunterdrückte.

»Bruder? Verzeiht, Bruder...«

Neville brach ab, das Zimmer war verwaist. Im ersten Moment wollte er umkehren, aber dann machte er sich klar, dass bei seinem Klopfen jemand hier gewesen war. Aber... ein

unchristlicher Fluch formte sich auf seinen Lippen... wohin sollte der Bruder gegangen sein?

In einem Augenblick des Erschreckens sah Neville, dass am Fensterrahmen ein Leinentuch verknotet war. Schnell trat er an die Öffnung. Das Leinentuch endete gut und gern fünf Meter über dem Boden. Unten, im weichen Sand des Weges, sah er Spuren nackter Füße. Neville erkannte selbst von hier oben deutlich die abgespreizten Zehen, die Füße waren beim Sprung tief eingesunken. Bruder Robin!, dachte er in einem Anflug von schmerzhafter Erinnerung an den jungen, liebenswerten Zimmernachbarn, der schnell errötete. Er war aus Paris gekommen, um im Tempel seine ersten Exerzitien zu erhalten.

Neville hielt sich nicht mit Gedanken auf. Er raste mit klappernden Sandalen hinunter in den Garten. Vielleicht konnte er die frischen Spuren des Flüchtigen eine Weile verfolgen.

Unten begegnete er einem anderen Bruder, den er nach Robin Gelmour-Bryson fragte. Er erhielt nur ein stummes, verwundertes Kopfschütteln als Antwort. Erst auf dem sauber geharkten Sandweg sah er wieder Fußspuren, sie führten geradewegs zum Durchgang nach dem Kapitelsaal.

Neville lief mit gleichmäßigen Bewegungen den Weg entlang und über die wenigen Steinstufen, die in den Saal hinunterführten. Hinter dem Eingangsportal erwartete ihn jemand.

Eine Hand strich über den Brief und glättete ihn. Die Hand war schneeweiß, mit Spuren von dunklen Hautflecken, das Briefpapier schimmerte glatt, geheimnisvoll mit seiner Schrift aus roter Tinte. Jetzt kam die Hand, die einen Siegelring trug, auf dem Papier zur Ruhe, lag wie eine Spinne darauf. Ein befriedigtes Knurren war zu hören.

»Er will sich also mit Henri treffen, der Hund!«, murmelte eine brüchige Stimme. »Woher hat er bloß Wind von der Verschwörung bekommen?«

Die Gestalt, die jetzt in den Lichtkreis des Kerzenhalters trat, war jung, aber die Stimme war greisenhaft. Auch das Lächeln im Gesicht war jung und boshaft. Es drückte Triumph aus. Das Lächeln triumphierte über etwas, das mehr bedeuten musste, als ein Brief es sein konnte. Es war etwas im Dunkeln, in der Vergangenheit, das den Mann im roten Ornat triumphieren ließ, und sein erstarrtes Wesen drückte aus, dass er ganz in dieser Vergangenheit zu leben schien. Zumindest verweilten seine Gedanken dort und holten sich reichlich Nahrung, während die Gegenwart des kleinen, schmucklosen Zimmers mit dem roten Kreuz des Tempelordens über dem Türsturz keinen Anlass zur Freude bot.

Er las laut: »... Deshalb muss ich Euch warnen, Henri de Roslin. Gegen Euch und Eure Brüder ist etwas Unheiliges im Gange. Ich kann es noch nicht beweisen, aber es ist da. Ich versichere Euch, was dort im Geheimen entsteht, das ist ungeheuerlich – und es bedroht Euch alle. Kommt nach St.

Albans, ich werde Euch in alle Einzelheiten einweihen, von denen ich zur Stunde Kenntnis habe. Wählt selbst die Stunde. Ich werde Euch immer empfangen.«

Der Briefleser faltete das Pergament zusammen und drückte das Siegel vorsichtig wieder auf die Falzkanten. Jetzt sah der Brief ungelesen aus.

»Du Hund!«, murmelte er, »eigenmächtiger Verräter! Das ist dein Todesurteil!«

Es war nichts Friedfertiges an dem geistlichen Mann, der so sprach, nichts Versöhnliches glättete seine Züge, seine ganze Erscheinung drückte in der Welt des Sichtbaren aus, was er dachte. Er schien der personifizierte Hass zu sein. Und Hass verbrannte noch einmal im Selbstgespräch seine Stimme.

»Deine Botschaften werden nicht ankommen, Abt Thomas. Wir werden vor dir da sein, wenn du den Schlaf des Selbstgerechten schläfst. Ist nicht die Passionszeit wunderbar geeignet für das Leiden? Unser Herr hat dort gelitten, um wie viel mehr hast du es verdient. Du wirst sterben!«

Er blies die Lichter aus, der Kerzenrauch umwölkte einen Moment lang sein hageres Haupt wie Schwefeldampf. Er tuschte die Farbe seiner Lippen und das Weiß der Wangen nach, rückte seine Kleider zurecht. Der Präzeptor wartete mit dem Abendessen auf ihn. Die Vorfreude darauf fuhr wie Lüsterheit in seinen Körper. Dann verließ er lautlos den Raum.

Neville erkannte ihn sofort. Es war der Bischof von London, zuständig für die Glaubenskongregation. Er sah den Magister mit einem so finsternen Blick an, dass Neville schauderte. Der Magister konnte es nicht glauben. Was machte der hohe geistliche Herr hier im Tempel? Henri wusste, dass König Edward I. gerade die Kirche aus dem Rechtswesen verbannt hatte und dass Bischof Savior seitdem wie besessen nach neuem Einfluss suchte. Wusste der Präzeptor von seiner Anwesenheit?

»Stell keine Fragen!«

»Nein, Eminenz, aber...«

»Es geht um diesen Brief des Abtes von St. Albans. Wo ist er?«

Neville wollte fragen, woher der Bischof davon wisse. Aber er sagte: »Er ist verschwunden, ich konnte ihn nicht übergeben.«

»Für wen war der Brief?«

»Für Henri de Roslin.«

»Schau an. Für den verehrungswürdigen Bruder Henri.«

Jetzt konnte sich Neville doch nicht zurückhalten. »Woher wisst Ihr von diesem Brief, Eminenz?«

»Das ist gleichgültig. Aber Ihr seid jetzt ein Geheimnisträger. Ihr allein kennt den Brief.«

»Der Präzeptor weiß ebenfalls von diesem Brief.«

»Natürlich, natürlich.«

Neville schüttelte den Kopf. »Was wird mit dem Brief? Bruder Robin ist damit verschwunden. Ich weiß nicht, wohin...«

»Um den Brief kümmern sich andere. Du bist der Verantwortung dafür enthoben.«

»Aber Eminenz...«

»Keine Einwände! Ich Sorge dafür, dass der Brief wieder auftaucht und ordnungsgemäß an Henri de Roslin weitergegeben wird. Es sind Umstände eingetreten, die besondere Maßnahmen erfordern, darum bemüht Euch nicht mehr. Und kein Wort zu Bruder Henri! Ist noch was?«

»Mein Diener, Giacomo. Er ist auch verschwunden, ich weiß nicht...«

»Wir werden ihn suchen. Er wird wieder auftauchen, glaubt mir. Und nun kümmert Euch um Eure Aufgaben im Tempel, mein Sohn! Es werden Verletzte aus Wales eingeliefert, die der ärztlichen Betreuung bedürfen, nachdem sie die geistliche bereits erhalten haben. Sie haben ausdrücklich meine Betreuung erbeten, und sie haben sie erhalten. Und jetzt erwartet mich der Präzeptor.«

Dem jungen Magister schwirrte der Kopf. Seine schlaksige Gestalt straffte sich. Er verbeugte sich und ging hinaus.

Seltsam, dachte er draußen. Was geschieht hier bloß?

Henri de Roslin war für heute endlich entlassen. Er hatte bis zuletzt ausgiebig das Kreditwesen des Tempels studiert. Die

vielen Konten mussten geführt werden. Im Moment gingen Schenkungen von überall ein, die ordnungsgemäß verwaltet werden mussten. Die meisten Stifter beanspruchten einen geringen Gegenwert, um spätere Ansprüche von Erben abzuwehren. Gerade heute hatte ein Landlord eine ganze Region nördlich von London nebst der darauf liegenden Dörfer dem Tempel vermacht. Henris Präzeptor, der die Güter des Ordens in England verwaltete, hatte seinen jungen Leutnant bestimmt, die Region in der kommenden Woche zu inspizieren.

Es war bereits spät am Abend, die Sonne war verschwunden. Henri ging hinüber in die Tempelkirche. Sie war für die spirituellen Bedürfnisse aller Ordensbrüder des Tempels da und deshalb am Abend voll. Die Kaplansbrüder versorgten die schöne Kirche, gingen umher und zündeten immer neue Kerzen an. Henri blickte in die Höhe und sah, dass der Bau wirklich fast fertig hergestellt war. Nur noch unter dem Dach musste gestrichen werden. Auch in der Runde des Altarraums, an den sich das Mittelschiff anschloss, stand noch ein Holzgerüst vor den Fresken.

Henri liebte den heiter-luftigen Raum mit den steil aufsteigenden Gewölben, er kannte keine Kirche, in der er lieber gewesen wäre. Schöner war auch der Tempel Salomons in Jerusalem nicht und nicht die Grabeskirche. Vielleicht lag es daran, dass diese Kirche nach der gleichen geheimnisvollen Alchimie der Zahlen gebaut worden war. Henri hatte sich damit beschäftigt. Ihre Baumeister hatten mit diesem Rundbau die Anastasis nachahmen wollen, um den Geist Jerusalems zu spüren. Henri spürte diesen Geist mit allen Sinnen und mit jedem Herzschlag.

Henri betete. Dann fiel ihm plötzlich Neville of Gwyn ein. Er hob den Kopf und suchte ihn vergeblich in der Menge der betenden Brüder. Er würde ihn morgen darüber befragen, was

er gewollt hatte. Nach einer Weile der Versunkenheit verließ er die Kirche.

In seiner Kammer lag ein Brief. Der Absender war der Abt von St. Albans. Henri kannte die Abtei nördlich von London und ihren Abt Thomas. Er wusste, dass der Abt dieses Klosters gleichzeitig der Erzabt von England war – ein bedeutender Mann. Er hob den Brief verwundert auf und wollte das Siegel gerade aufbrechen, da stutzte er. Das Siegel hielt nur halb. Deutlich waren darunter Kratzspuren wie von einem Messer zu erkennen. Außerdem entdeckte er Flecken. Wer hatte den Brief hierher gelegt? Er hatte nur zu Neville of Gwyn engen Kontakt. Wollte der ihm tagsüber den Brief übergeben?

Henri öffnete das Siegel. Er las den Brief. Er konnte sich nicht entscheiden, ob es ein Notruf war oder eine Warnung. Was wollte der Abt ihm nun wirklich mitteilen?

Henri überlegte. Erst in vier Tagen war Sonntag. Der Tag der Ruhe. Der stillstehende Tag. Da konnte er nach St. Albans reiten. Vielleicht konnte er gleichzeitig die geschenkten Güter inspizieren. Dann fiel ihm die Frau ein, die am Tag zu seinem Fenster emporgestarrt hatte. Hatte sie etwas von ihm gewollt? Ihr Gesicht fiel ihm ein. Es war jung, zart und schön gewesen. Ihre Gestalt im leichten Kleid war ihm im Wind zerbrechlich erschienen, wie bei einem Kind. Aber Henri war zu müde, um sich dieses Bild noch länger in Erinnerung zu rufen. Er kleidete sich aus und legte sich auf sein Lager. Wie schön, dachte er, dass unsere Templerregel uns Anspruch auf weiches Bettzeug gewährt. Er streckte sich aus. Draußen war es still.

Neville of Gwyn wachte auf und sah als Erstes, dass Giacomo in der Zimmerecke saß. Er sah eingeschüchtert aus.

»He, da bist du ja wieder! Was war los?«

»Möcht nicht drüber sprechen, Herr. War nichts Schlimmes.«

»Nun sag schon.«  
»Der Herr Bischof brauchte mich.«  
»Was? Wozu?«  
»Hatte einen kleinen Auftrag.«  
»Er hat dich für eine Weile aus dem Verkehr ziehen wollen, was? Warum?«  
»Musste den Brief hinlegen.«  
»In das Zimmer von Henri?«  
Giacomo nickte.  
»Moment! Heißt das, du warst es, der den Brief aus meinem Zimmer gestohlen hat?«  
»Nein, Herr. Das war ein anderer.«  
»Bruder Robin?«  
»Darf ich nicht sagen, Herr!« Giacomos Stimme klang jämmerlich.  
»Nicke nur, wenn es stimmt.«  
Giacomo nickte stumm.  
»Giacomo, Giacomo!«, sagte Neville. »Hab keine Angst, dir passiert nichts, solange ich für dich Sorge. – Wer gab dir die Anweisung dazu?«  
»Darf ich nicht sagen, Herr.«  
»Doch, du darfst. Oder ich entlasse dich.«  
»Nein, nein! Nur nicht das! Dann sterbe ich!«  
»Also sprich schon, du Narr!«  
»Der Bischof.«  
»Nun«, sagte Neville, »ich habe es mir schon gedacht. Dieser – na ja.«  
»Was geschieht jetzt mit mir, Herr?«  
»Mit dir? Gar nichts. Aber ich kann dir nicht mehr vertrauen, Giacomo. Das ist schlimm.«  
»Sehr schlimm, Herr.«  
»Ich kann dich nicht mehr bei mir behalten.«  
»Ja, Herr.«

»Du hast den Brief bei Henri abgeliefert?«

»Ja.«

»Gut. Dann muss ich mich nicht mehr darum kümmern. Aber ich werde Henri trotzdem aufsuchen, um ihm das zu sagen. Vielleicht erwische ich ihn heute Morgen in der Kirche. Der Junge ist derart mit seinen fiskalischen Abenteuern beschäftigt...«

Henri ging über den Hof des Tempelbezirkes. Es begann zu regnen. Da sah er die Frau von gestern. Wieder stand sie da, diesmal im Schatten einer Mauer, und starrte zu ihm herüber. Henri drehte sich einmal um die eigene Achse. Konnte er sich täuschen? Hatte sie einen ganz anderen im Auge? Nein. Es war niemand außer ihm in der Nähe.

Kurz entschlossen ging er auf sie zu. Da raffte sie ihren Rock, der am Saum ganz durchtränkt und schmutzig war, und verschwand durch eine kleine Pforte. Als Henri diese erreichte, war die Frau nicht mehr zu sehen. Der hinter der Pforte liegende Wiesengarten mit dem Brunnenbecken, dem Taubenschlag und den Schafen im Gatter lag verwaist.

Henri wurde ärgerlich. Frauenspersonen waren merkwürdig. Nie wusste man, was sie eigentlich wollten. Sie waren wie aus einer anderen Welt. Kapriziös, nervös, ständig schienen sie den Männern Vorwürfe zu machen, so, als seien diese ihnen etwas schuldig geblieben. Henri schüttelte den Kopf. Sei es, wie es sei. Er hatte keine Zeit für solche Grillen.

In der Kirche traf er auf Neville of Gwyn. Der Tempelbruder winkte ihm zu. Sie schlugen das Kreuz, dann ließen sie sich in den Bankreihen nebeneinander auf die Knie nieder.

Neville flüsterte: »Ich wollte es dir nicht sagen, aber es ist etwas Merkwürdiges passiert. Dieser Brief, den du erhalten hast. Ich wollte ihn dir übergeben, drang aber nicht bis zu dir vor. Dann wurde er mir gestohlen. Plötzlich tauchte der Bischof von London hier auf und wusste von diesem Brief.

Giacomo spielt in der ganzen Sache eine Rolle, allerdings eine unwichtige. Du hast den Brief erhalten?«

»Ja, mach dir keine Sorgen.«

»Und gelesen?«

»Ja.«

»Was stand drin?«

»Etwas, das ich nicht verstand. Der Abt von St. Albans bittet mich darum, ihn aufzusuchen. Er spricht von Gefahren für den Tempel.«

»Hm. Wann reitest du nach St. Albans?«

»Sonntag.«

»Bischof Savior hat es mir zwar verboten, mich weiterhin um diese Dinge zu kümmern. Aber gerade deshalb macht mich das sehr neugierig. Hättest du was dagegen, wenn ich mitkäme?«

»Nicht im Geringsten. Ich freue mich.«

»Vielleicht entpuppt sich alles als harmlos, und wir verbringen nur einen schönen Tag mit einem Ausflug aufs Land. Manchmal kann einem dieser Tempel mit seinen grauen Mauern ganz schön aufs Gemüt schlagen.«

»Übrigens, wer ist die junge Frau, die hier in den letzten Tagen im Tempelbezirk herumgeht? Sie hat dunkles Haar, ein hübsches Gesicht, helle Haut, einen schlanken Körper.«

»Na, die hast du ja genau angeschaut.«

»Sie ist es, die mich ununterbrochen anschaut!«

»Kein Wunder, so wie du aussiehst! Du hättest das Zeug, einen ganzen Stammbaum neu zu gründen.«

»Sprich nicht so, Neville. Kennst du sie?«

»Im Moment hat nur eine Frau zum Tempelbezirk Zutritt. Es ist die Frau von John Sandys, Jenny.«

»Wer ist John Sandys?«

»Der Baumeister! Er renoviert mit seinen Steinmetzen seit Wochen unsere Kirche.«

»Aha. Und sie ist seine Frau?«

»Ja.«

»Warum starrt sie mich an?«

Neville lachte unterdrückt. »Henri! Woher soll ich das wissen?«

Ein Bruder neben ihnen zischte. Henri senkte den Kopf und betete weiter. Jenny Sandys! Was wollte sie von ihm?

Es hatte aufgehört zu regnen. Aber der Himmel blieb bewölkt. Immer wieder jagten Windböen durch die Innenhöfe des Tempelbezirkes.

Henri musste immer wieder an Jenny Sandys denken. Er ertappte sich dabei, wie er mit offenen Augen vor sich hin träumte, sie sah, wie sie sich bewegte, sich ihre Gestalt vorstellte. Sie war vor ihm davongelaufen. Und doch hatte er gefühlt, dass sie etwas von ihm wollte. Als ihm das bewusst wurde, schalt er sich einen Narren. Hatte er sich etwa in die junge Frau verguckt? Das fehlte ihm gerade noch! Henri rief sich zur Ordnung. Alles andere konnte er gebrauchen, nur das nicht!

Vor einer Stunde hatten ihn der Kämmerer und der Kellermeister des Tempels aufgesucht, um ihm Anweisungen für Sonntag zu geben. Henri wollte den Besuch beim Abt von St. Albans mit der Visite der geschenkten Güter von Hemel Hempstead im Norden Londons verbinden. Kellermeister Cuthbert war gleichzeitig Prior eines untergeordneten Klosters im Osten der Stadt, im Tempel galt er als rechte Hand des Präzeptors. Er händigte Henri die nötigen Papiere aus. Die Pacht für die neu erworbenen Güter sollte in Bargeld bezahlt werden. Damit entfielen die umständlichen Warentransporte, für die der Tempel kein Personal hatte. Cuthbert und der Kämmerer erklärten Henri alles und verschwanden wieder.

Henri plagte sich den ganzen Morgen mit Blättern herum, in denen der Ertragsreichtum bestimmter Höfe festgehalten wurde. Der Tempel wollte erreichen, dass sich bestimmte Regionen auf den Getreideanbau spezialisierten, andere auf Fleischwirtschaft. Die üppigen Hügel von Bristolshire sollten sich ausschließlich mit Ziegenzucht beschäftigen. Kleine und mittlere Höfe sollten sich auf Schafhaltung konzentrieren. Der Kellermeister Cuthbert war der Ansicht, mit den stetig steigenden Wollpreisen ließe sich die Geldknappheit der Höfe beheben. Dann konnte der Tempel seine Zuschüsse senken und die Schenkungen in rentable Betriebe umwandeln.

Henri war bereits dabei, sich in die Detailfragen zu vertiefen, als er unten eine Frauenstimme hörte. War sie es? Er sprang ans Fenster. Unten stand Jenny Sandys. Jemand stand vor ihr und herrschte sie an. Henri erkannte ihn. Es war der französische Bruder Robin. Hatte Neville ihm nicht erzählt, Robin wäre vor Tagen aus seiner Zelle im Tempel verschwunden?

Henri verließ kurz entschlossen sein Schreibzimmer und ging in den Hof hinunter.

Robin Gilmour-Bryson fand die junge Frau sehr schön. Und obwohl er schnell errötete, waren seine Gedanken nicht jungenhaft. Er beehrte Jenny Sandys, wie er noch nie zuvor eine Frau beehrt hatte. Es hatte ihn wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel getroffen. Und er überlegte schon seit einer Weile, wie er es anstellen konnte, dass diese Gefühle nicht seinem Auftrag in die Quere kamen.

Aber Gefühle gehörten immer zu seinen Plänen.

Jenny sah an diesem Morgen besonders reizvoll aus. Ihr brünettes Haar war straff nach hinten gekämmt, es umrahmte

das sanfte Gesicht mit seinen zarten Härchen auf der hellen Haut, eine rote Haube saß auf dem Hinterkopf.

Als Robin der jungen Frau in die Tempelkirche folgte, unterdrückte er seinen Ärger. Sie hatte ihn wieder einmal abgewiesen. Aber er gab nicht auf. Noch wusste er nicht, wie es ihm gelingen würde, aber irgendetwas fiel ihm sicher ein. Er würde die Regeln brechen und Jenny besitzen! Und dann seinen Plan ausführen. Das war er seinem Auftraggeber schuldig.

In der Tempelkirche roch es nach Weihrauch und nach Staub. Bei den Grabdenkmälern aus Purbeckmarmor an der Altarwand klopfen Maurer mit kleinen Meißeln schadhafte Stellen herunter. Der meiste Staub kam aber aus luftiger Höhe. Dort hämmerten Steinmetze Putz von den Kapitellen der schlanken Spitzbögen ab, der in Körben aufgefangen wurde. Freskenmaler beschäftigten sich mit den Wandmalereien, erneuerten die letzten verblassten Farben.

Bruder Robin schlug seine Kreuze und suchte verstohlen nach Jenny. Sie schien verschwunden. Dann sah er, wie sie an den Reihen der Obergadenfenster auftauchte. Sie lief an den Bogenfenstern der Rotunde auf einem Baugerüst entlang, Robin sah weitgehend nur ihre Umrisse gegen das einfallende Licht. Am Ende des Gerüsts stand John. Ja, dachte Bruder Robin, such ihn nur, deinen Beschützer. Bald wird er keine Gelegenheit mehr haben, dich zu beschützen. Bald werden ihn die Hunde jagen.

Robin blieb noch in seiner knienden Lage. Zum Gesang des Psalms, der mit *Venite* begann, senkte er den Kopf und überdachte, ob er sich länger im Tempel halten konnte. Musste er nicht fliehen? Beim Anhören des *Invitatoriums* und während des Hymnus überfiel ihn der Gedanke, wie lange ihn die Mächtigen noch decken würden. Fast hätte ihn Neville de Gwyn erwischt. Dieser Auftrag, den Brief zu stehlen, hatte ihm

überhaupt nicht gepasst. Aber der Bischof hatte es im Auftrag dieses französischen Edelmannes von ihm verlangt. Es war angeblich viel Geld einer Spende für die baufälligen Londoner Kirchen im Spiel. Robin hörte sich das Ende der Psalmen an, als das *Gloria patri* gesungen wurde, schlug er erneut das Kreuz. Die hohen Herren, dachte er, haben immer ihre eigenen Pläne, und sie dulden keinen Widerspruch.

Robin überlegte, während er sich erhob und sich verneigte. Offensichtlich war Neville angewiesen worden, sich nicht mehr um den Vorfall zu kümmern. Und genauso offensichtlich war es, dass Henri de Roslin nichts von der Sache wusste. Er hatte den Brief erhalten, keinen Verdacht geschöpft und würde sicher der Aufforderung folgen und bald zu den Benediktinern nach St. Albans reiten. Bis dahin war Zeit genug, die Sache zu Ende zu bringen.

Erneut sah Robin zu den Baugerüsten empor. Er erblickte Jenny und John Sandys. Die junge Frau redete auf ihren Ehemann ein. Der blickte in diesem Moment zu ihm hinunter. Er stellte sich an die Brüstung des Baugerüstes und schien zu überlegen, was er tun sollte. Sollte Robin hinaufgehen? Er konnte die Sache beschleunigen. Ein richtiges Wort, und alles flog auf.

Unten durchquerten in diesem Moment Männer mit aufgesetzten Kapuzen, die kurzes Bauholz trugen, den Kirchenraum. Robin registrierte ärgerlich die Störung durch den Plebs.

Plötzlich bemerkte er jemanden neben sich. Es war Henri de Roslin. Dieser heikle Templer hatte ihm gerade noch gefehlt. Was wollte er von ihm? Robin sah ihn verstohlen an.

Und?, dachte er bei sich. Sprich schon.

»Bruder Robin«, flüsterte Henri, »was wisst Ihr von der jungen Frau, mit der Ihr eben im Hof gesprochen habt?«

»Wieso, Bruder Henri? Was wollt Ihr von ihr?«

»Sie ist die Frau des Steinmetzen, nicht wahr? Was ist es, dass Ihr von Jenny Sandys wollt?«

»Aber Bruder! Was geht es Euch an?«

»Nun«, sagte Henri, »sie ist im Moment die einzige Frau im Tempelbezirk. Ihr solltet Euch von ihr fern halten. Sie hat Euch nicht zu interessieren.«

»Und Euch etwa?«

»Nein. Auch mich geht sie nichts an. Sie ist eine verheiratete junge Frau. Wir Tempelbrüder sollten uns nicht um junge, verheiratete Frauen bemühen.«

»Ich bemühe mich nicht um sie! Aber es ist nicht verboten, mit Frauen zu sprechen, nicht wahr?«

»Jede Frau bedroht unseren Seelenfrieden, Bruder Robin, vergesst das nicht. Und vor allem eine solche Frau, die jung und wunderschön ist. Wir sind ihrer Natur nicht gewachsen.«

»Bruder Henri – lasst mich jetzt beten. Ich habe Euch nichts mitzuteilen. Wenn Ihr Jenny Sandys sprechen wollt, sie ist dort oben bei ihrem Mann.«

Henri blickte zu den rundum laufenden Baugerüsten auf. Er sah Jenny zusammen mit John Sandys im Gespräch.

»Bruder Robin. Wisst Ihr übrigens, dass Neville of Gwyn Euch gesucht hat?«

Robin blickte unsicher. Verdammt, was wusste Henri? Er sagte betont schüchtern: »So?«

»Geht zu ihm. Sagt, ich hätte mit Euch gesprochen.«

Robin überlegte schnell. »Natürlich«, sagte er dann. »Das werde ich tun. Es ist eine sehr gute Idee. Ich danke Euch, Henri.«

Henri beschloss, auf die Baustelle hinaufzugehen. Er musste vorsichtig sein, denn die Gerüste machten keinen gesicherten Eindruck. Er fragte sich, was die Frau des Baumeisters dort in luftiger Höhe zu suchen hatte. Es war gefährlich! Aber

vielleicht brachte sie ihrem Mann und seinen Arbeitern nur Brot und Dünnbier zum Mittagessen.

Henri tastete sich an den Seilen entlang, die den Bretterboden begrenzten, und erreichte das Paar. Als John Sandys ihn erblickte, versuchte er schnell, etwas hinter einem Haufen mit Bauschutt zu verbergen. Henri blickte Jenny Sandys an und sagte:

»Ich habe den Eindruck, Ihr wollt mir etwas sagen, Jenny Sandys.«

Jenny sah ihn schüchtern an. Dann sagte sie mit klarer Stimme: »Und deshalb lauft Ihr mir bis unter die Decke dieser Kirche nach?«

Henri schwieg verblüfft. Die Frau war schlagfertig. Seine Eröffnung musste tatsächlich einen seltsamen Eindruck machen. Aber er bestand darauf.

John Sandys mischte sich ein. »Wie kommt Ihr darauf, Master, meine Frau könnte etwas von Euch wollen?«

»Nun – ein Eindruck. Sie kann ihn ja widerlegen.«

»Ich – nein«, sagte Jenny. Ihre Augen zogen sich zu Schlitzeln zusammen. »Ich schaute nur am Turm empor. Da sah ich Euch. Ihr wart es, der zu mir hinuntersah. Ich dachte, Ihr wolltet etwas von mir.«

Henri hatte sofort das Gefühl, dass sie nicht die Wahrheit sagte. »Nun gut, dann täuschte ich mich eben. Verzeiht meine Aufdringlichkeit.«

»Wartet!« Jenny schrie es fast.

Henri blickte sie verwundert an. Auch John schien überrascht zu sein.

Jenny sagte: »Ihr kennt Robin Gilmour-Bryson?«

»Bruder Robin? Er betet dort unten.«

»Ich weiß. Er – wie soll ich es sagen. Nein. Es hat keinen Zweck. Hört, Master Henri. Lasst uns bitte zufrieden.«

»Sicher«, antwortete Henri. »Gebt Acht hier oben.«

Er nickte den beiden zu und machte kehrt. In seinem Rücken hörte er, wie sie miteinander tuschelten. Ihre Stimmen klangen erregt. Henri wusste, dass er sich nicht täuschte. Das junge Ehepaar verbarg etwas vor ihm.

Am Abend ging Henri mit den anderen Brüdern in das Refektorium. Hier wurde die zweite Tagesmahlzeit eingenommen. Die Brüder setzten sich an die langen Tische und erhielten die karge, aber wohlschmeckende Nahrung serviert. Sie aßen schweigend. Nur Blicke, die hin und her flogen, waren oft beredt. Der Vorleser saß in der Mitte des lang gestreckten Saales und las Abschnitte aus der Bibel vor.

Henri suchte Neville of Gwyn und sah ihn am Ende der Tafel. Robin Gilmour-Bryson nahm seit zwei Tagen nicht mehr an den Mahlzeiten teil. Henri hatte gehört, er hielt sich in Fickettscroft auf, wo das Übungsfeld des Tempels für Reiter und Ordensbrüder lag, die ihre neuen Waffen ausprobierten. Musste er nicht wegen des Verdachts, den Neville gegen ihn hegte, angehört werden? Henri wusste, dass die Selbstjustiz des Tempels immer schnell reagierte. Ein Verdächtiger konnte sofort auf Wasser und Brot gesetzt, oder sein Habit konnte ihm für eine gewisse Zeit entzogen werden, im schlimmsten Fall wurde er ins Heilige Land ausgewiesen.

Henri gab das Grübeln darüber schnell auf, es war nicht seine Angelegenheit. Vielleicht saß Bruder Robin ja auch schon in der Bußzelle des Tempels.

Henri aß mit dem Messer das klein geschnittene Fleisch und brach das mit Anis gewürzte Brot. Das Dünnbier schmeckte ihm nicht. Verstohlen blickte er sich weiter um. Auch der Präzeptor war an diesem Abend nicht abkömmlich, er war zu einem Kapitel gerufen worden, dem er auch als geweihter Priester vorstand. Durchreisende als Gäste des Tempels waren

nicht zu sehen. Der Bruder Gautier, Provinzialmeister aus Irland, hatte sich erst für den morgigen Tag angekündigt.

Nach dem Essen schloss sich Henri der Gruppe von Brüdern an, die wie jeden Abend auf dem Hof des Tempelbezirks Speisereste an bedürftige Arme verteilten. Heute waren besonders viele Kranke darunter. Dann ging er in seine Klausur. Er absolvierte dort allein das Stundengebet mit Psalm und Vaterunser. Den Rest des Abends verbrachte Henri mit seinen Studien. Zwar ging ihm die Begegnung in der Kirche nicht mehr aus dem Sinn, aber er schaffte es, sich auf seine Aufgaben zu konzentrieren.

Er hatte sich die Unterlagen besorgt, die über die Abtei St. Albans Auskunft gaben. Er wusste bereits, dass der Name des Klosters auf einen römischen Soldaten zurückging, der im Jahr 303 zum Märtyrer geworden war, weil er dem Priester, der ihn bekehrt hatte, Unterschlupf bot. Später hatte König Offa von Mercia an der Stelle das Kloster gegründet. Heute war es so mächtig und reich, dass die Benediktiner in jedem Jahr auffällig hohe *Responsiones*, Abgaben für die Aufgaben im Heiligen Land, zahlten. Doch kamen sie dort auch wirklich an? Und wer rief sie ab und für welche Verpflichtungen? Henri konnte sich einfach keinen geeigneten Empfänger im Heiligen Land vorstellen.

Henri wusste genau, dass Papst Nikolaus der Vierte noch im Jahr des Zusammenbruchs 1291 eine Bulle geschrieben hatte, die den Klöstern des Abendlandes diese Abgaben auferlegte. Aber sie durften ein Zehntel der Einkünfte nicht überschreiten. St. Albans zahlte aber regelmäßig ein Drittel, wenngleich nicht ausschließlich in Geld, sondern auch in Gütern. Der Tempel hingegen war immer bemüht gewesen, auf Messen und Märkten so viele Rechte wie möglich zu erwerben und vor allem diese Einkünfte in Geld zu verwandeln. So ließ sich der eigene Besitz überschauen. Und auf die eigenen Banken

übertragen. Henri hatte selbst viel dafür getan, dass diese Transaktionen funktionierten.

St. Albans war so eine Zufluchtsstätte für Personen wie auch für Güter. Nichts ist sicherer, dachte Henri zufrieden, als ein Gott geweihtes Haus – für Menschen, aber auch für Wertgegenstände. Jedes Kloster war ein Tresor. Vor allem der Tempel von London. Hier lagen inzwischen auch die Kronjuwelen. Aber in St. Albans geschah offenbar etwas Beunruhigendes. Dort flossen Geld und Güter ab, ohne dass gewiss war, ob sie irgendwo ankamen. Im Heiligen Land, das den Christen nicht mehr gehörte, gewiss nicht.

Es war nicht Henris Aufgabe, die Finanzpolitik der Benediktiner zu kontrollieren. Aber er wusste, wenn im Tempel etwas Ähnliches passierte, dann würde man ihn in aller Schärfe verantwortlich machen. Im mächtigen St. Albans stimmte irgendetwas ganz und gar nicht. Hatte der sorgenvolle Brief des Abtes mit diesen Dingen zu tun?

Henri schloss die Akten. Am Sonntag würde er sicher erfahren, ob dort alles mit rechten Dingen zuging. Abt Thomas musste ihn darüber aufklären.

John Sandys hatte Angst. Wenn er seine Einkünfte für das Jahr nachrechnete, wusste er, dass er es nicht schaffen würde. Im Herbst würde auch noch das Baby kommen. Dann mussten sie in noch elenderen Verhältnissen leben. Wieder würden sie herumziehen, wie schon so oft, mit allen seinen Habseligkeiten im Ranzen, den Hämmern am Gürtel, die Eisenpike als Spazierstock. Sie würden an kleinen Prioreien anklopfen und auf die Gastfreundschaft von Klosterbrüdern angewiesen sein. Vielleicht fand er eine geächtete Schinderstelle in einem Steinbruch. Warum war die Welt so eingerichtet, dass ehrliche Arbeiter mit guter Ausbildung kein Auskommen fanden?

Die eisenbeschlagene Eichenholzkiste, die ihm ein dankbarer Prior aus Sussex nach einer guten Arbeit geschenkt hatte, war leer. Darin hatte einmal sein wenig Hab und Gut gelegen. Er hatte es nach und nach verkaufen müssen. Auch in seinem Geldsäckchen, das er um den Hals trug, befand sich kein einziger Pence mehr, alles, was der Tempel ihm zahlte, war längst ausgegeben. War es da nicht besser, wenn er den Auftrag annahm?

Aber dann wurde er vielleicht mitschuldig am Tod von vielen Menschen.

John dachte an seine Frau und schlug die Hände vor das Gesicht. In welche Lage brachte er sie! Hätte er nicht sofort zum Präzeptor des Tempels gehen und Alarm schlagen müssen? Stattdessen hatte er das Geld angenommen. Und zum ersten Mal seit drei Jahren konnte er Jenny wieder etwas schenken. Er hatte ihr ein leuchtend rotes Haarband mit einem aufgenähten Bernstein gekauft. Jenny war so glücklich gewesen, dass sie sofort mit ihm geschlafen hatte. Aber jetzt saß John tief in der Sache drin. Die Mächte würden ihn nicht mehr aus den Klauen lassen.

John stellte sich das Szenario vor, das sie von ihm verlangten. Die Stirnseite mit dem Rosettenfenster musste zusammenbrechen. Von der Apsis im Osten bis zum Portal im Westen sollten daraufhin die Wände bröckeln. Sicher würden schwere Balken des Dachstuhls den Halt verlieren und herabstürzen, Dreiecke aus Balken und Streben, ganze Rundbögen, Mauerwerk würde einbrechen. Die Schönheit dieser Kirche, die er renovieren sollte, sollte unter Schutt und Staub versinken.

Konnte er das wirklich verantworten?

Nein! Niemals!

Aber wenn er es nicht tat, dann kämen sie und verlangten das Geld zurück. Es war sogar möglich, dass sie ihn töteten.

Oder Jenny!

John ahnte, dass sie keine Skrupel kannten. Oder sie warteten ab und vergriffen sich dann an dem Kind!

Nein, es gab keinen Ausweg. Er musste tun, was sie verlangten. Aber warum wollten sie es überhaupt? Welcher Hass trieb sie an? Er verstand es nicht. Es musste etwas mit den Verhältnissen in Frankreich zu tun haben. Vielleicht mit dem Tempel in Paris, den John aber nicht kannte. Sie hatten ausdrücklich davon gesprochen, dass Henri de Roslin nicht unbeschadet davonkommen durfte. Er musste für alles verantwortlich gemacht werden. Wegen seines Geizes, wegen seiner Anweisung, an wichtigen Sicherungsmaßnahmen in der Kirchenbaustelle zu sparen. Wegen der Geldgier des Tempels überhaupt.

John Sandys hätte gern gesagt, das alles ginge ihn überhaupt nichts an. Aber es war zu spät. Sie betrachteten ihn längst als einen Teil ihres Plans.

John sah vor seinem Auge, wie ein ganzer Berg ins Rutschen geriet. Ein Berg aus Schlamm und Schutt. Aber auch ein Berg aus Problemen, die gar keine feste Form hatten. Aber wie auch immer – es war ein Berg, der ihn und Jenny verschlingen würde. Es sei denn...

John wusste, es gab eine Hoffnung. Einen Ausweg konnte er das nicht nennen, was sich da in seine Gedanken geschlichen hatte. Aber es war ein kleines Licht.

Er wischte sich die Tränen aus den Augen. Jetzt war keine Zeit, um zu resignieren. Er musste an Jenny und das Kind denken. Und die kleinste Chance nutzen, die sich ihm bot.

Henri de Roslin hielt die quälenden Gedanken nicht mehr aus. Er beschloss, in der Nacht die Tempelkirche aufzusuchen. Etwas musste oben auf den Baugerüsten vor sich gehen.

Henri trat um Mitternacht leise aus seinem Zimmer. Die Brüder schliefen. Der Vollmond ließ genug Licht ein, um sich im Dunkeln zu orientieren. Henri überquerte den Hof im Schatten der Mauerfassaden. Es war wieder kälter geworden, Henri erschauerte im Nachtwind und hüllte sich in seinen Umhang. Er beeilte sich, die Kirche durch den Seiteneingang zu betreten.

Er blickte am lockeren Übereinander der Geschosse empor. Was verbarg sich dort oben? Durch die Obergaden strömte mildes, gelbes Mondlicht ein. Es war still. Nur hin und wieder knisterte irgendetwas. Wahrscheinlich Mäuse, dachte Henri.

Er verließ die Fußpunkte der Arkaden und begann die Leitern an der nördlichen Wand emporzusteigen. Die Leitern schwankten in ihren Verankerungen. Über seinem Kopf schwebte das Hochschiffgewölbe wie ein künstlicher, dunkelblauer Himmel, die Strahlenbündel der Kreuzrippen glänzten, als seien sie frisch angestrichen. Henri bemerkte, dass die Grabdenkmäler am Altar im Mondlicht Schatten warfen, so, als wollten die Toten darin auf sich aufmerksam machen. Das große Rosenfenster der Westfassade ließ genug Licht ein, um alles im Inneren mit einer seltsamen Helligkeit zu beleben. Das Gitterwerk der Wände schien zu tanzen. Henri kam zum Bewusstsein, dass moderne Kirchen höher, länger und vor allem heller waren als die alten – in diesem Moment kam ihm das zugute, um einen verhängnisvollen Fehltritt zu vermeiden.

Was für eine Nacht!, musste er denken. Etwas Besonderes lag in der Luft.

Henri blickte empor. Er hatte das oberste Baugerüst bald erreicht. Für einen Augenblick übernahm er den Blick der Baumeister. Warum stürzte die gewaltige Kuppel der Kirche nicht ein? Das zentrale Kirchenschiff war viel zu hoch. Das Fenster an der Stirnseite viel zu groß. Die Säulen viel zu

filigran. Was trug die schwere Last des Daches aus Holz und aufgenagelten Bleiplatten? Die Mauern mussten sich doch alsbald nach außen wölben und dann unter Donnergetöse zusammenbrechen! Vielleicht bewirkten die niedrigeren Seitenschiffe aus festem Stein mit dem Pultdach, dass die Last abgefangen wurde? Das Problem bei diesem mächtigen Zentralbau blieb jedenfalls die mächtige Kuppel der Rotunde. Die Kirche ahmte Christi Grabeskirche in Jerusalem nach. Sie war also auf sicheren Fundamenten gebaut.

Henri wurde abgelenkt. War da oben jemand? Er hatte eine Bewegung gesehen. Wahrscheinlich wieder nur Mäuse. Oder ein Marder, der in den Zwischenwänden hauste. Im Tempel gab es viele Marder, die durch nichts zu vertreiben waren und nachts zu rumoren begannen.

Henri ging Schritt für Schritt weiter. Dann roch er es. Es war eindeutig Rauch. Er kniff die Augen zusammen. Nirgendwo war ein Feuer zu erkennen. Vielleicht kam der Geruch von draußen, wo aus den Kaminen der Rauch von Holzfeuern drang. Henri blickte durch eines der Fenster hinaus. Nein, die Brüder schliefen längst, und die Kamine waren gelöscht.

Dann erblickte er vor sich ein kleines, flackerndes Licht.

Es kam aus einem Öllämpchen. Lautlos trat er näher. Das Licht wurde heller, blieb aber hinter einem Trog verborgen, in dem Schutt lag. Im Schein des Lämpchens sah er plötzlich zwei nackte Leiber. Sie bewegten sich auf einem einfachen Lager. Henri durchfuhr die Erkenntnis, dass er es mit dem Baumeister und seiner Frau zu tun hatte. Er verstand, was der Baumeister bei ihrer Begegnung verstecken wollte, es war ihre Lagerstatt aus Decken und Stroh gewesen. Sie lebten hier oben! Und im Moment liebten sie sich, wie es Ehepaare taten.

Henri schloss die Augen und lehnte sich an die kühle Wand. Er wollte den Rückzug antreten. Hier hatte er nichts zu suchen. Dann riskierte er doch einen Blick.

Er sah, wie sich John Sandys muskulöser Körper auf und ab bewegte. Er nahm darunter den hellen Körper Jennys wahr. Er sah ihre vollen, festen Brüste, ihre angewinkelten Schenkel. Ihren wild nach hinten geworfenen Kopf mit den geschlossenen Augen. Jetzt krallte sich eine Hand in Johns Rücken. Er hörte ihr Stöhnen, seine Seufzer, ein Flüstern. Die Körper entspannten sich. Henri war unwillkürlich ganz gebannt von diesem schönen, urtümlichen Anblick. Ein Kind wird zur Welt kommen, dachte er.

Dann fiel ihm ein, dass sie sich in der Tempelkirche befanden. Er musste unbedingt einschreiten. Dies war das Haus Gottes! Was diese beiden Wollüstigen taten, war eine Entweihung, es war Sünde!

Lass sie, sagte eine Stimme in ihm, es sind nur Menschen. Als er sich zurückziehen wollte, stolperte er über eine Bauschüssel. Eine Kanne stürzte um.

»Wer ist da?«

Henri verwünschte seine eigene Ungeschicklichkeit. Er wollte der Frage Johns nichts entgegnen, sondern einfach der Peinlichkeit der Begegnung ausweichen.

Aber dann sagte er doch: »Henri de Roslin. Ich sah Licht. Ich wollte nachsehen.«

Erschreckt hüllte sich Jenny in eine Decke, nur ihre weißen Arme waren noch zu sehen. John erhob sich. Henri blickte auf die entblößte Männlichkeit des Baumeisters. Es war für ihn ein seltsamer Anblick. Er löste in ihm widersprüchliche Gefühle der Erregung und von etwas anderem aus, das er als Mitleid erkannte. Diese ungebildeten Menschen waren ihrem Trieb ausgeliefert und in ihrer animalischen Gier gefangen. Gleichzeitig rief sich Henri zur Ordnung. Nein, so war es nicht. Er hatte gar kein Recht, sie zu bewerten. Sie sicherten den Fortbestand der Art, der Gemeinschaft. Es waren brave Menschen.

Aber dies war ein heiliger Ort!

»Und was jetzt?«

Henri wusste nicht, was er dem Baumeister antworten sollte. Dann sagte er: »Hat man Euch nicht bequemere Unterkunft zugewiesen? Ihr könnt unmöglich hier leben!«

John bedeckte sich jetzt. »Wir sind arm«, sagte er. »Wir können uns keine Unterkunft leisten, seit der lange Winter alle Bauhütten im Umkreis ruiniert hat. Und im Gästehaus des Tempels ist keine Unterkunft frei, man bereitet sich auf den Ansturm zu Ostern vor. Wir müssen nehmen, was wir kriegen. Auch die Entlohnung ist schlecht, wenn Jennys Baby kommt, wissen wir nicht, wie wir es schaffen sollen.«

Henri war durch seine Worte angerührt. »Ich werde dafür sorgen, dass ihr menschenwürdig unterkommt. Aber versteht – in unserer Tempelkirche könnt ihr unmöglich...«

Jenny strich sich nervös die Haare aus dem Gesicht. »Hört einmal, Master. Jetzt, wo Ihr schon mal hier seid. Es gibt da etwas, was Ihr wissen solltet!«

»Jenny! Sei ruhig! Master Henri interessiert das nicht!«

»Was wollt Ihr sagen, Jenny?«

»Nun – in diesem Tempelbezirk ist nicht alles so, wie es sein sollte. Seht Ihr, mein Mann John stellt diese schöne Kirche wieder her. Aber man lässt ihn nicht in Ruhe arbeiten.«

»Jenny!«

»Ach, lass doch! Es gibt hier Männer, die nur das Böse wollen. Und sie kommen jede zweite Nacht und erinnern mich daran, dass ich Kinder haben werde. Und sie sagen, dass sie mir diese Kinder fortnehmen werden. Dass sie ihnen Schlimmes antun werden, wenn ich nicht gehorche.«

Henri spürte einen Kloß im Hals. »Von welchen Männern spricht Ihr, Jenny?«

John sagte schnell: »Es ist nicht der Rede wert. Sie sind böse Menschen, das stimmt, aber sie haben keinen Einfluss auf uns. Wir brauchen keine Hilfe gegen sie.«

Henri blickte weiterhin Jenny an. »Wenn Ihr was nicht tut, Jenny?«

»Sei still, Jenny! Wir dürfen nicht darüber sprechen. Denk an das Kind in deinem Leib!«

Jennys Stimme war zu einem Flüstern herabgesunken. »Wenn wir nicht dafür sorgen, dass die Westwand der Kirche einstürzt. Und zwar zur Zeit der Abendmesse. Die Kirche muss voller Betender sein. Und die Zahl der unschuldigen Opfer groß. Das ist ihre Bedingung.«

Bruder Robin spannte den mächtigen Bogen, wie alle anderen es taten. Die Anleitungen waren klar und deutlich. Erst wenn der Pfeil wie von selbst abflog, konnte er ins Ziel gehen. Eine Wolke von Pfeilen schwirrte in diesem Moment durch die Luft. Die Zielwand in zehn Fuß Entfernung, auf der Kreise aufgemalt waren, wurde von mehr als der Hälfte der Pfeile getroffen. Ein lautes Hurra war die Antwort.

Robin dachte daran, wie viel erfreulicher es war, auf dem Übungsgelände in Fickettscroft die Waffen sprechen zu lassen, als im Tempel auf Anschuldigungen zu warten. Wenn man ihm nachwies, dass er nicht nur der Frau des Baumeisters mit unzüchtigen Anträgen nachstellte, sondern auch den Zwerg gezwungen hatte, den Brief im Auftrag des Bischofs zu stehlen, würde der *esgard*, das Urteil, nicht lange auf sich warten lassen. Man würde ihn bestrafen, auf jeden Fall ausweisen. Schimpf und Schande wären die Folge. Der Würdenträger hingegen konnte sich leicht herausreden. Die Schuld blieb auf jeden Fall bei ihm, dem armen französischen

Bruder Robin Gilmour-Bryson. Und er käme nicht mehr in die Nähe von Jenny Sandys.

Er sah am Rand des Übungsfeldes zwei Männer heranreiten. Erst bei genauerem Hinsehen erkannte er den korpulenten Bischof Savior. Den anderen erkannte er im Schlaf. Es war der französische Edelmann Javierre de Bastard, der mit einer Spende dafür gesorgt hatte, dass er in den Londoner Tempel aufgenommen wurde. Den mächtigen Stapelherrn aus Paris führten wichtige Geschäfte nach London. Auch in St. Albans hatte er zu tun. Konnte sich jemand Stapelherr nennen, war das Stapelrecht nicht an einen Ort gebunden? Robin verstand nichts von solchen Geschäften. Seine einzige Leidenschaft waren immer schon die schönen Frauen gewesen. Leider hatte diese Leidenschaft auch eine unselige Seite.

Robin legte einen neuen Pfeil auf die Sehne und wartete auf die Anweisung des Leutnants. Als sie kam, schoss er seinen Pfeil in der Gewissheit ab, dass er in jedem Fall treffen würde. Denn war er nicht vom Schicksal begünstigt? Er war jedenfalls dazu ausersehen, den Frauen zu gefallen.

Keine widerstand ihm – außer dieser... Er gefiel auch seinen Vorgesetzten. Er wusste genau, was man von ihm wollte. Er stellte den großen Jungen dar und war innerlich eiskalt. Das brauchte er nicht einmal zu spielen, so war er einfach. Und so täuschte er den Argwohn und erfüllte jeden Auftrag zu ihrer Zufriedenheit.

Sein Landsmann winkte von drüben. Robin gab ein Zeichen des Erkennens und legte Pfeil und Bogen aus den Händen. Dann beeilte er sich, den Platz zu umrunden, um sie nicht warten zu lassen. Er wusste schon, wie sein nächster Auftrag lauten würde, er musste eine kleine Reise antreten. Die Wallache der beiden mächtigen Herren tänzelten bereits unruhig. Hinter sich hörte er den Einschlag der Pfeile in der Zielwand.

Von der Stadtgrenze aus waren es dreißig Meilen bis St. Albans. Henri de Roslin und Neville of Gwyn verließen London, sie durchquerten die Gärten der Stadt, die in Sümpfe übergingen, und hielten sich eine Zeit lang auf der verkehrsreichen breiten Straße in Richtung Shrewsbury nach Nordwesten, deren Unterholz zu beiden Seiten zurückgeschnitten war, um Wegelagerern das Verstecken zu erschweren. Dann bogen sie in einen schmalen Reitweg nach Norden ab und passierten Camden. Es hatte früh geregnet, und die ungepflasterten Straßen waren auch noch im Londoner Stadtgebiet aufgewühlt gewesen. Aber seit einer halben Stunde war die Sonne herausgekommen, und die Gefährten waren froh, als ihre Pferde die festeren Wiesen von Camden und Hampstead unter die Hufe bekamen. Hier endeten die Sümpfe rund um London.

Henri erzählte Neville ausführlich von allem, was er in den letzten Tagen erfahren hatte. Er beendete seinen Bericht mit der Hoffnung, dass die Sandys zur Vernunft gekommen waren. Henri hatte ihnen eine einfache und saubere Unterkunft außerhalb des Tempelbezirks, in Richtung Westminster, besorgt. Niemand außer ihm selbst kannte das Haus, in dem sie das nächste halbe Jahr wohnen würden, bis Johns Arbeit in der Tempelkirche beendet war. Dort würde Jenny ihr Kind zur Welt bringen. Henri hatte John eindringlich ins Gewissen geredet. Und er hatte ihm auch einen kleinen Geldbetrag aus seinem Besitz zugesteckt, nicht viel, aber Henri brauchte es selbst ebenso wenig wie die anderen armen Brüder Christi. Er hoffte, dass John damit den Einflüsterungen des Geldes nicht mehr folgen würde.

Henri war sich im Klaren darüber, dass er eine schwere Verantwortung übernahm. Er vertraute auf seine

Menschenkenntnis. Und wenn er es genau überlegte, tat er es für die reizende Jenny. Wenn doch etwas geschah, dann lag es in Gottes Hand.

Neville bestätigte ihm, dass Bruder Robin nicht mehr in den Tempel zurückkehren würde. In seiner sinnlichen Verstrickung war er ein Risiko für die Tempelgemeinschaft. Er konnte die anderen Brüder anstecken. Wie er überhaupt in den Tempel gelangen konnte, war Henri ein Rätsel. Irgendein französischer Edelmann hatte dafür gesorgt.

Neville hatte schweren Herzens am Vorabend Giacomo aus seinen Diensten entlassen, der sich einer Gauklertruppe anschließen wollte. Damit schienen ein paar Dinge auf den richtigen Weg gebracht worden zu sein.

Aber wer waren die mysteriösen Hintermänner, die John Sandys unter Druck gesetzt hatten? Welche Absichten verfolgten sie?

Henri ahnte, dass die Gefahr noch längst nicht gebannt war. Auch Neville riet ihm dringend, nach der Rückkehr aus St. Albans den Präzeptor zu unterrichten, auch auf die Gefahr hin, dass John Sandys dann Schwierigkeiten bekam. Auch seine Bauhütte würde ihn ausschließen. Henri hatte das Gefühl gehabt, der Steinmetz verschweige ihm seine Kenntnisse über einige wichtige Personen. Aber Henri hielt an seinem Vertrauen fest.

Eine andere Frage war, was der Bischof Savior mit all; dem zu tun hatte. Aber Henri war nicht in der Position, Ermittlungen anzustellen. Auch sein Präzeptor würde einem geäußerten Verdacht nicht nachgehen.

»Letztlich«, sagte Neville gerade, »geht es in unserer Zeit immer darum, dass ängstlicher Übereifer alles einschränken will. Die Herrschaften glauben, ihre Kontrolle über alles ausdehnen zu müssen, damit ihnen nichts entgeht. Woher der

Bischof überhaupt Kenntnis vom Brief des Abtes Thomas an dich hatte, ist mir weiter unbegreiflich.«

»Es könnte sein, dass es Zufall war«, meinte Henri. »Er war gerade Gast im Tempel, was übrigens öfter geschieht, und erfuhr vom Präzeptor davon. Man tauscht sich eben aus. Vielleicht steckt aber auch mehr dahinter.«

»Und was wäre das, deiner Meinung nach?«

Henri sagte nachdenklich: »Vielleicht wusste der Bischof schon von dem Brief, als der Abt ihn in St. Albans schrieb! Und er wollte unbedingt wissen, was darin steht.«

»Ich nehme an, der Bischof Savior kennt den Abt Thomas persönlich. Sollte er tatsächlich gerade vor Ort gewesen sein, warum hat er ihn dann nicht einfach gefragt?«

»Tja. Eine weitere Möglichkeit wäre, dass ein anderer in St. Albans von diesem Brief erfuhr und dann glaubte, dem Bischof davon berichten zu müssen. Erst im Tempel erhielt Savior dann den erwünschten Zugriff auf das Schreiben.«

»Alles möglich. Aber die Frage ist doch, was es den Bischof angeht, wenn der Abt von St. Albans dem Tempelritter Henri de Roslin einen Brief schreibt!«

»Die Antwort könnte sein: Es geht ihn dann etwas an, wenn er seinen Inhalt ahnt oder sogar kennt – und nicht will, dass sich auch nur ein Wort des Inhalts seiner Kenntnis entziehen könnte.«

»In Ordnung«, stimmte Neville zu, »das heißt also: Die Warnung des Abtes von St. Albans, dem Tempel könnte Ungemach drohen, interessiert den Bischof Savior dermaßen, dass er sich unrechtmäßig vorübergehend in den Besitz des Briefes bringt. Wie sollen wir das verstehen?«

Henri sagte: »Vergiss nicht, dass der Bischof von London auch für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung zuständig ist. Zumindest soweit dem Gebiet des geistlichen Lebens Gefahren drohen. Er muss also schon aus den gleichen

Gründen dafür Interesse aufbringen, aus denen auch der Stadtvogt und das Büro des Stadthauptmannes sich damit beschäftigen müssten.«

»Abwehr von Gefahren meinst du?«

»Ja.«

»Im anderen Fall müssten wir annehmen, er stecke in der Sache, die Abt Thomas andeutet, mit drin.«

»Ja.«

»Ich brenne darauf, nach St. Albans zu kommen!«

Der Ritt über die Hügel wurde nun öfter von Schafherden erschwert, die Eingrenzungen durch aufgeschichtete Steinmauern machten Umwege erforderlich. Die Dörfer bestanden aus ein paar Häusern, meist einer niedrigen Kirche und einem Torturm, mit der in Parzellen eingeteilten Allmende darum herum. Weiß gestrichene Zäune markierten den Besitz. Als sie am Rand des Dorfes vorbeirrten, rief ein altes Bauernpaar: »Lang lebe König Edward der Erste!«

Henri und Neville mussten lachen. Henri sagte: »Sie halten uns für Soldaten unseres despotischen Königs, der gerade gegen die Waliser Zwingburgen baut.«

Neville gab zurück: »Und wir halten alle Landbewohner für Schafhirten.«

»Sagt man nicht: Das Schaf zahlt alles?«, lachte Henri. »Ich kann nur hoffen, dass hier alle Schafhirten und Schafzüchter sind. Dann geht es England gut.«

Noch vor der Mittagszeit kam in einem Wiesenstück hinter Birkenhainen, in denen zartes Grün in der Brise flirrte, St. Albans in Sicht. Henri plante, sich beim Abt anzumelden und während der Wartezeit ein benachbartes Gut aufzusuchen, das Kellermeister Cuthbert ihm ans Herz gelegt hatte. Er musste mit dem Verwalter sprechen. Wenn Abt Thomas dann Zeit hatte, würden sie endlich erfahren, worum es sich handelte.

Sie ritten an ärmlichen Hütten vorbei. Aber die Straßen zeigten teilweise einen festen Belag aus Lehm und Flechtwerk. Das Klostergelände befand sich am östlichen Rand des Ortes. Es war überraschend groß und bildete ein Rechteck. Mehrere gut angelegte und saubere Fischteiche und ausgedehnte Ländereien gehörten dazu. Einige gemauerte Gebäude dienten weltlichen Zwecken der Bearbeitung, die Mehrheit der Bauten im Osten des Geländes wurde zu geistlichen und privaten Zwecken genutzt. Die Klosterkirche in der Mitte der Anlage war von Baugerüsten umgeben. Als Henri und Neville näher kamen, sahen sie, dass neue Querschiffe und ein Presbyterium angebaut wurden.

Sie läuteten an der geschlossenen Pforte. Ein junger Mönch mit missmutigem Gesicht erschien, dem sie ihr Anliegen mitteilten. Er verstand sie erst nach längeren Erklärungen, kratzte sich am Kopf und verschwand endlich wortlos. Er winkte einen anderen Bruder mit sich. Auch ein Stallknecht tauchte aus dem massiven Holzbau des Stalles zur Linken auf. Da Henri aber gleich nach dem nahen Hemel Hempstead weiterreiten wollte, behielten sie ihre Pferde an der Leine. Der Pfortner kam zurück und bestellte sie für den Nachmittag in den Abtssaal. Dann war Abt Thomas von einer letzten Ölung in Hatfield zurück.

Henri bedankte sich freundlich. Da die Wärme zu Mittag anstieg, brachte ihnen ein Laienbruder unaufgefordert Becher mit klarem Wasser. Henri und Neville erfrischten sich, stiegen wieder auf ihre Tiere und ritten nach Westen. Erst jetzt bemerkten sie, dass im Dorf viele junge Menschen offenbar ohne Arbeit und gelangweilt auf Strohbällen vor den Häusern saßen. Henri verstand das nicht, Ort und Kloster galten doch als reich.

Hunde sprangen ihnen kläffend hinterher, sie erreichten Wälder der umliegenden Hügel, kurze Zeit später waren

Basilika und Kloster in der Landschaft verschwunden. Jenseits der Wälder breitete sich vor ihnen wieder die grüne Wiesenlandschaft Südenglands aus. Sie sahen Schafherden, so weit das Auge reichte.

Die beiden Templer erreichten das vier Meilen westlich gelegene Städtchen Hemel Hempstead kurze Zeit später. Der Kirche von St. Mary direkt gegenüber lag das Gut des Grundbesitzers, der es vor Wochen dem Tempel übereignet hatte. Der Verwalter empfing die Templer mit offener Feindseligkeit. Er war mit der Schenkung nicht einverstanden, weil er darin eine Zurückstufung sah. Aber Henri machte ihm klar, dass sich an seiner Stellung nichts änderte.

»Ihr macht Eure Arbeit weiter, Master Qullingham, und wir machen gewissermaßen die unsere. Die Pacht für diese neu erworbenen Güter wird zukünftig in Bargeld bezahlt werden. Das ist die einzige Neuerung. Damit entfallen die umständlichen Warentransporte, für die der Tempel kein Personal hat. Ihr werdet so freundlich sein und am Monatsende abrechnen. Die Einnahmen schickt Ihr dann pünktlich mit Boten nach London.«

Qullingham blickte weiterhin finster. »Ich sage es offen. Mir gefällt es nicht, dass ein geistlicher Orden uns in die Geschäfte hineinredet.«

»Das ist mir egal. Tut nur, wozu Ihr verpflichtet seid. Wenn Euer Herr uns nicht die Güter überschrieben hätte, würden wir uns hier nicht einmischen.«

»Aber Ihr sitzt in London und habt keine Ahnung von der Fluktuation der Preise und der Nachfrage des Marktes. Das könnt Ihr gar nicht! Ihr wirtschaftet vom grünen Tisch aus – und das kann nicht gut gehen!«

»Hört, Qullingham. Ihr hier seid ab jetzt eine kleine Filiale des Tempels. Tut Eure Arbeit. Alles anderes überlasst uns.«

»Verdammt noch mal!«

»Und flucht nicht. Der Herr verbietet das.«

»Dann sagt mir wenigstens eins, Ihr hohen Herrschaften!« Der Verwalter baute sich in seinen kniehohen Stiefeln vor ihnen auf. »Wie passen Reichtum und Geldgier mit einer geistlichen Berufung zusammen, häh? Könnt Ihr mir das sagen?«

»Reichtum und Geiz?«, fragte Neville an Henris Stelle zurück, »was meint Ihr damit, Verwalter?«

Der Verwalter begriff, dass er ein bisschen vorsichtiger sein musste, denn er hatte seine Arbeitgeber vor sich. »Nun – seht Ihr...«

Henri sagte ruhig: »Macht einfach nur Eure Arbeit, Qullingham.«

Dem Mann war das Blut zu Kopf gestiegen, er konnte sich nicht beherrschen. »Verdammt will ich sein, wenn ich es gut finde, dass Mönche mit Geld schachern wie Juden!«

Neville trat nahe an ihn heran. »Seht Ihr, dieses Gut hier kann pleite gehen, zugrunde gehen. Das hängt von den Wollpreisen für die Tuche in den Städten ab. Aber der Tempel ist ein Gotteshaus. Dort liegen alle Werte sicher. Das ist so in London wie in Paris, wie in La Rochelle, Tomar, Gardeny. Geschützt von seinen Mauern, von den Brüdern verteidigt, sind Geld, Gold und Schmuck darin sicher. Aus diesem Grund vertraut man uns Werte an. Eure Existenz dagegen ist von jedem heftigen Hagelschauer bedroht.«

Henri amüsierte sich innerlich über den arroganten Gesichtsausdruck seines Freundes. So hatte er Neville noch nie gesehen.

Der Verwalter ließ nicht locker. »Das stimmt doch gar nicht! Im Jahr 1263 hat unser heutiger König bei einem Angriff auf den New Temple die Truhen der Privatleute aufbrechen lassen und alles mitgenommen. Nichts blieb von dem Schatz, den man dem Tempel anvertraut hatte! Und ein paar Jahre später

waren es eine Hand voll weniger hoch gestellter Diebe, die den Tempeltresor ausraubten! Was war da mit Eurer hoch gerühmten Sicherheit?«

»Ihr seid gebildet, Master Qullingham! Es stimmt, was Ihr sagt. Aber seitdem haben wir uns auf solche Angriffe eingestellt. Es ist seitdem nichts mehr abhanden gekommen. Weder im Londoner Tempel noch sonst wo auf unseren Besitzungen.«

»Aber Ihr schachert doch mit dem Reichtum! Was soll daran christlich sein?«

»Unsinn. Man vertraut uns Werte an, und nach unserem Eid können wir es nur an den weitergeben, der es uns überlassen hat. Wir sind die Vertrauenspersonen der Reichen. Wir bewahren ihre Werte auf und geben sie ihnen zurück, wenn sie darüber verfügen wollen. Sie heben Geld ab, wenn sie es wollen, und wir entrichten zu jeder Zeit Zahlungen nach einem simplen Brief unserer Klienten an unseren Schatzmeister. Es geht Euch zwar nichts an, aber – dreimal im Jahr schickt der Tempel ihnen einen Auszug ihres Besitzstandes. Unsere Klienten sind Seigneurs, Kleriker, Würdenträger, sogar der König. Würden sie uns ihren Reichtum anvertrauen, wenn wir nicht absolut zuverlässig wären? Wir schachern nicht.«

»Davon haben wir auf dem Land nichts.«

»Warum nicht? Alle Klöster und Konvente auf dem flachen Land nutzen den Tempel als Leihkasse. Wenn sie durch einen Engpass müssen, leihen wir ihnen Summen. So nützt der Tempel allen. Begreift Ihr das in Eurem engen Verstand, Verwalter?«

»Bei Gott! Werdet nicht...!«

»Schluss jetzt!« Henri war vorgetreten. »Wenn Ihr nicht spurt, Qullingham, entlasse ich Euch! Ich will nichts mehr hören! Die Debatte ist beendet. Pünktlich am Monatsende, verstanden? Das hier unterschreibt Ihr mir.«

Henri faltete die Papiere des Kellermeisters auseinander und legte sie dem Verwalter vor. Er tauchte die Feder ins Tintenfass und hielt sie ihm hin. Qullingham riss ihm die Feder aus der Hand und unterschrieb zähneknirschend.

Henri strich die Papiere ein und verwahrte sie in seiner Tasche. Grußlos wendete er sich zum Gehen. Neville warf noch einen Blick zurück. Der Verwalter sah nachdenklich aus.

Als sie kurze Zeit später in St. Albans ankamen, war die Stunde angebrochen, zu der sie den Abt treffen sollten.

Am Kloster wurden sie von einem anderen, Dienst habenden Mönch eingelassen. Die Besucher wunderten sich darüber, dass in der Torhalle Berge von ausgetretenen Schuhen lagen. Diesmal stellten sie die Pferde im Stall unter und achteten darauf, dass sie sofort trocken gerieben wurden. Ein niederer Laienbruder mit fleckigem Rock holte sie in der Torhalle ab und führte sie über das Gelände bis zum Abtsgebäude. Dort übernahm sie ein alter Benediktiner in dunkelblauer Kutte. Er führte sie auf der breiten Treppe hinauf zu einem Saal, den er Königssaal nannte.

»Der hochwürdige Abt ist noch nicht zurück«, sagte er. »Setzt Euch in diese Sessel und wartet. Ich werde Euch eine Erfrischung bringen lassen.«

Henri und Neville taten, wie ihnen geheißen wurde. Sie erfrischten sich mit einem Becher wohlschmeckender Schafsmilch, Käse und Brot.

Nach einer Stunde war der Abt immer noch nicht eingetroffen. Henri befragte den Mönch. Der zuckte nur die Schultern. Henri sah Neville an.

»Sollen wir weiter warten?«

»Sonst sind wir den weiten Weg umsonst geritten.«

Hinter der Wand, an dem ein großes Gemälde hing, das den Heiligen Hieronymus zeigte, entstanden Geräusche. Sie hörten Stimmen. Türen schlugen zu. Dann vernahmen sie ganz nah

die durchdringende Stimme eines Mannes, der mit französischem Akzent sprach.

»Ich kenne nur Länder, in denen Geistlichkeit, Adel und Bürger voneinander gesonderte Schichten darstellen. Eure Knights of the Shire hier würden anderwärts als Adelige, allerdings Angehörige des Kleinadels, gelten. Aber in Eurem England werden sie zu parlamentarischen Zwecken mit den Vertretern der Bürgerschaft vereint. Da sitzen und stimmen also Grundbesitzer, die keine Barone sind, mit den Kaufleuten, Händlern, Advokaten und anderen, welche die Boroughs und die Städte vertreten. Versteht Ihr? So kann keine Aristokratie als Kaste oder gar ein Blutsadel bestehen. Es gibt viel zu viele Wechselheiraten zwischen den Schichten. Die weltlichen Lords, die Earls und Barone, die aus den Kronvasallen entstanden und Güter besaßen, fischen Euch die Bürgerstöchter weg, weil die aus Familien kommen, die wirtschaftliche Macht besitzen. Geld und Einfluss sind in England mehr wert als Ehre.«

Eine andere Stimme sagte beschwichtigend: »Na ja...«

»Doch es ist so. Glaubt mir.«

Die Stimmen entfernten sich wieder. Nach einer Weile steckte ein Mann den Kopf zur Tür herein. Er hatte ehemals blondes, jetzt farblos werdendes Haar auf einem kantigen Schädel und sah die beiden Besucher neugierig an.

»Ich hörte«, sagte er mit der gleichen lauten Stimme, die aus dem angrenzenden Raum zu hören gewesen war, »Ihr kommt aus dem Tempel zu London. Ich wollte nur einmal sehen, wie solche ehrwürdigen Charaktere aussehen. Ich habe noch nie einen Templer gesehen.«

Henri verbeugte sich leicht. »Templer sind nichts Besonderes, mein Herr. Nur einfache Ritter Christi.«

»Das ist nobel gedacht. Darf ich mich vorstellen? Ich bin Javierre de Bastard, Stapelherr aus Paris. Ich hoffe, das Kloster

wird mir eine Pacht an seinen Grundstücken einräumen. Wir verhandeln darüber schon seit einiger Zeit, und jetzt kommen wir voran. Ich habe viel vor in England.«

»So«, erwiderte Neville ohne sonderliches Interesse. Der Mann mit den roten Wangen und dem schütterten blonden Haar war ihm auf den ersten Blick nicht angenehm, obwohl er freundlich lächelte und gutmütig schien.

»Wir warten auf Abt Thomas«, sagte Henri. »Seid Ihr auch mit ihm verabredet?«

Der Mann schüttelte heftig den Kopf. »Wir haben gestern schon über alles gesprochen, was für unser Geschäft wichtig ist. Übrigens müsst Ihr viel Zeit aufbringen, wenn Ihr ihn sprechen wollt.«

»Wie meint Ihr das? Wir sind mit ihm verabredet.«

»Das kann schon sein, aber er kommt erst in vier Tagen zurück. Dann zelebriert er nämlich die Ostermesse. Und das werde ich mir auf gar keinen Fall entgehen lassen. Denn Abt Thomas ist ein begnadeter Redner! Und nun Gott zum Gruß, die Herren Templer!«

Henri und Neville hörten die Worte des Franzosen, aber sie verstanden sie nicht recht.

Henri sprang schließlich auf. »Moment! Abt Thomas kommt erst in vier Tagen zurück? Aber wir sind genau zu dieser Stunde mit ihm verabredet!«

Verwundert sah der französische Edelmann ihn an. »Habt Ihr das Treffen mit ihm persönlich besprochen?«

»Nun, wir erhielten einen Brief von ihm, in dem stand, wir könnten ihn jederzeit erreichen. Und jetzt, also – die Mönche hätten uns doch gesagt, wenn der Abt gar nicht abkömmlich ist.«

»Welche Mönche, Ihr Herren Templer?«

Ärgerlich sagte Neville: »Der alte Benediktiner, der uns in diesen Saal geleitete. Und der junge Mönch an der Pforte, der uns für den Nachmittag herbestellte.«

»Nun, wir können sie ja befragen!«

Henri und Neville stimmten zu. Als sie den alten Benediktiner in einem der Nebenräume trafen, behauptete er, von einer längeren Abwesenheit des Abtes nichts zu wissen. Der junge misstrauische Mönch von der Pforte hingegen war nicht aufzutreiben. Die Stallburschen wussten nicht, wo er steckte. An der Pforte saß jetzt ein Mönch, der nicht verbergen konnte, dass er Essen und Trinken über Gebühr zusprach. Er erinnerte sich nicht an den jungen Mönch, den Henri und Neville suchten.

Die beiden Besucher des Klosters sahen sich ratlos an. Im Augenblick hatte es ihnen buchstäblich die Sprache verschlagen. Als sie noch einmal zur Fassade der Abtei hinaufblickten, sahen sie an einem Fenster eine Gestalt. Versteckte sich der Abt dort oben vor ihnen? Aber welchen Grund sollte er haben?

Nein, neben den schweren Fenstervorhängen stand ein anderer, aber sie glaubten ihn zu erkennen. Der Mann war nur für einen Moment zu sehen, und doch glaubten sowohl Henri als auch Neville felsenfest, den französischen Bruder Robin Gilmour-Bryson gesehen zu haben.

Aber das war unmöglich. Was sollte Robin Gilmour-Bryson in St. Albans?

Noch als sie auf ihren Pferden saßen und nach London zurückritten, wussten sie nicht, ob sie ihren Sinnen trauen konnten.

Welches Spiel wurde in diesem Kloster gespielt?

*Ostern 1300, die stillstehenden Tage*

Der Abt von St. Albans wusste, dass in der jetzt bevorstehenden Feier des Herrenmahls das Opfer am Kreuz ebenso gegenwärtig war wie das neue Leben, das aus diesem Opfer erwuchs. Und er ahnte an diesem Tag, der mit dunklen Regenwolken anbrach, dass es für ihn nur das Opfer geben würde. Denn die Zeichen, die er erhalten hatte, waren eindeutig.

Schon beim Erwachen hatte er es gespürt. Dies würden nicht seine festlichen Tage sein. Aber war das nicht angemessen? Es waren die Tage des Herrn, seiner Passion und leidvollen Reise. Die stillstehenden Tage. Ein Menschenschicksal war in dieser Zeit gänzlich unbedeutend.

Abt Thomas seufzte. Er betete noch im Morgengewand für sich in der Kapelle. Er fror dabei. Dann ließ er sich ankleiden. Er fragte sich, warum die Templer aus London nicht kamen. Warum reagierten sie nicht auf seinen dringenden Brief? Sie befanden sich doch in höchster Gefahr! In diesem Frankreich bereiteten sich ja ungeheuerliche Dinge vor! Der Abt beschloss, nach dem Ostergottesdienst selbst in den Tempel nach London zu reisen. Er musste unbedingt mit diesem Fiskal Henri de Roslin sprechen!

Seit Abt Thomas von der letzten Ölung auf dem flachen Land zurück war, plagte ihn ein Schmerz im Bein. In Hatfield war es noch kälter gewesen. Zu allem Überfluss hatte er dort auch noch übernachten müssen, weil der alte Großbauer einfach nicht sterben wollte. Am späten Morgen hatte er dann endlich

seinen Geist befohlen. Selbst der Großbauer dort auf dem Land lebte ärmlich, durch die Hütten zog ein ständiger Wind. Hatte ihn jetzt die Gicht gepackt, war er dafür nicht noch viel zu jung? Seinen Vater plagte die Gicht seit vielen Jahren, konnte sich diese Geißel des Alters auch auf den Sohn übertragen? Er nahm sich vor, mit dem Vater darüber zu sprechen.

Abt Thomas versuchte, seine Beschäftigung mit sich selbst abzuschütteln. Es ging nicht um seine Unpässlichkeiten. In diesen Tagen ging es um das Leiden Jesu Christi.

Aber der Abt fühlte sich müde. Etwas steckte in ihm. Am Palmsonntag, vor seiner Abreise nach Hatfield, hatte er noch in sich den Jubel verspürt. Er hatte das »Hosianna« kraftvoll gesungen. Beim Zug durch den Ort St. Albans hatte er es gehört und zurückgegeben: »*Hosianna dem Sohn David! Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn. Hosianna in der Höhe!*« Nach der Prozession, die an den Einzug Jesu in Jerusalem gemahnte, hatte er zum ersten Mal gemerkt, wie kraftlos er geworden war. Und auch, dass in St. Albans etwas nicht stimmte.

Auf dem Gelände tauchten plötzlich Menschen auf, die hier nichts zu suchen hatten. Sie prüften alles und notierten sich etwas auf Pergament. Daran war dieser französische Edelmann schuld, der darauf bestand, sich mit Stapelherr anreden zu lassen. Als wäre das ein Titel, den man mit sich herumschleppen könnte! Dieser Edelmann war eigentlich ein widerlicher Geschäftsmann, der mit Penetranz versuchte, die Pacht zu erlangen. Er und die Kreatur an seiner Seite, dessen jugenhafte Freundlichkeit die einer Schlange war, sprachen außerdem nur Normannisch. Abt Thomas hasste diese Sprache der Herrschaft, er spürte, dass er dem Drängen dieser Menschen nicht nachgeben durfte, solche weltlichen, sündhaften Geschäftsleute, denen es nur um Macht ging, waren unersättlich. Sollten sie in ihrer Heimat tun, was sie wollten.

Dieses Kloster hier musste unbedingt in der Hand der Geistlichkeit bleiben, sonst brachte die herannahende neue Zeit nur Unheil!

Der Abt ließ sich aus seiner Wohnung heraus, unter dem lang gestreckten Schlafsaal der Brüder hindurch, in die Klosterkirche geleiten. Auch hier, auf dem langen Gang, der ihm wie ein Tunnel ins Dunkle vorkam, war es kalt. Der Abt schüttelte sich. Der Einzug in die dunkle Kirche bereitete ihm Anstrengung. Er verspürte Angst. Er spürte die Bedrängungen, die aus seinem Herzen kamen. Aber auch durch ganz wirkliche Gestalten. Sie lauerten seit einiger Zeit überall. Ein Spuk, den er loswerden musste!

Henri de Roslin sollte ihm dabei helfen. Sein Vater kannte den aufstrebenden Templer, der eine große Zeit vor sich hatte, und empfahl ihn warm.

Warum kam Henri nicht?

In seine Gedanken hinein sprach der vor ihm gehende Prior: »Christus, gestern und heute, Anfang und Ende, Alpha und Omega. Sein sind die Zeit und die Ewigkeit. Sein sind die Macht und die Herrlichkeit in alle Ewigkeit. Durch seine heiligen Wunden, die leuchten in Herrlichkeit, behüte uns und bewahre uns Christus, der Herr. Amen.«

»Amen«, murmelte Abt Thomas.

Sie erreichten den Kirchenraum. Der Diakon hatte dreimal Halt gemacht und Christus, das Licht, angerufen. Die Brüder hatten mit *Deo gratias* geantwortet. Der Diakon nahm vom Prior die Osterkerze entgegen und stellte sie auf den Leuchter in der Mitte des Altarraumes.

Abt Thomas atmete auf, als endlich die vielen anderen Lichter der Kirche leuchteten. Dies ist die Nacht, dachte er, in der die leuchtende Säule das Dunkel der Sünde vertreibt. Das ist auch im übertragenen Sinne die Wahrheit, dachte er. Unwillkürlich ging er schneller und stieg die Treppe zur

Sakristei empor. Auch jetzt holten ihn seine Überlegungen wieder ein.

Er hatte in der Nacht von Gründonnerstag auf Karfreitag den Gang Jesu nach Gethsemane nachvollzogen und sein nächtliches Gebet dort mit lauter Stimme vorgetragen. Er hatte die Nacht über im Gebet verharrt und hinter sich das selbstvergessene Gemurmel der Mönche vernommen. Er war innerlich mit seinem Herrn um die neunte Stunde gestorben. Jedenfalls kam es ihm so vor. Denn danach war er selbst kraftlos zusammengebrochen. Etwas zehrte ihn innerlich aus. Brüder hatten den Abt in seine Gemächer begleiten müssen.

Abt Thomas spürte das Gift in sich. War es das Gift des Elends und der Trauer, die ihn zu Ostern stets befielen und schwächten, oder wirkliches, stoffliches Gift, das in ihn einsickerte? Manchmal hatte er Mühe, zu atmen, und sein Herz hämmerte, als wolle es zerspringen. So nahe hatte er sich seinem Herrn, der den Kreuzestod auf Golgatha starb, noch nie empfunden.

Vor dem hohen Kruzifix hatte sich der Abt langsam wieder erholt. Er konnte die Liturgie der vorgeweihten Gaben durchführen, fühlte sich vor dem leeren Altar, ohne Tischkreuz, Leuchter und Tücher, seltsam wohl, und auch deswegen, weil die Glocken und die Gesänge endlich einmal schwiegen. Sein Herz war von etwas ganz anderem erhoben worden. Davon, dass er seine eigene, innere Kraft zurückkommen spürte. Er konnte wieder mit seinem Herrn Jesu sprechen. Er war nach der Liturgie allein den Weg in seine Abtsräume gegangen und auch wieder zurückgekommen.

Jetzt war überall Glanz.

Der Wortgottesdienst hatte wieder begonnen, die Passionsgeschichte war von wechselnden Stimmen gelesen worden. Die Klosterbrüder hatten gemeinsam mit ihrem Abt die Herzmitte der christlichen Festfeier erreicht. Als die

Benediktiner das Osterlicht hereintrugen – sein stiller Glanz übergang auf den ganzen Kirchenraum –, die Kerzen sich überall in den Leuchtern entzündeten, der Abt den Lichtsegen sprechen ließ und die Segnung des Feuers und der Bereitung der Osterkerze selbst mit seiner tiefen Stimme sprach –, da wurde ihm leichter.

Er spürte, das Ende der tiefen Dunkelheit war erreicht. Licht kam auf, auch für ihn. Abt Thomas hatte seinen Geist tief in das Wundenmal getaucht.

Robin Gilmour-Bryson spürte ein Kichern in seinem Inneren. Das hatte geklappt. Sie waren den beiden Templern zugekommen. Sie mussten wieder abziehen. Hoffentlich hatten sie ihn nicht erkannt.

Und wenn schon! Denn war er wirklich hier in St. Albans? Nein. Er hätte schwören können, er läge in den Armen von Jenny Sandys. Tag und Nacht. Er dachte das zumindest. Er sehnte sich so sehr nach ihr, dass er in Gefahr geriet, seine Ziele aus den Augen zu verlieren. Das war ihm noch nie passiert.

Warte, Süße, dachte Robin. Wenn das hier erledigt ist, dann bin ich frei für dich. Dann kann ich mich dir ganz und gar widmen. Mein ist dein ganzes Herz!

Robin war seinem Auftraggeber dankbar, dass er ihn hierher geführt hatte. Damit war er nun ganz den Häschern entzogen. Sollten sie doch im Tempel darüber nachgrübeln, welche Strafe angemessen war. Jetzt konnte er ungestört seine Pläne verfolgen.

Und sein Herr hatte ihm schon reichen Lohn in Aussicht gestellt, wenn alles gelang. Sogar die Frau seiner Träume sollte er bekommen. Dafür wollte sein Herr sorgen. O ja, er hatte die Mittel dazu. Er bekam alles.

Robin hatte im Gästehaus des Klosters gewohnt. Als Abt Thomas von seiner Reise zurückkam, hatte er dessen Gewohnheiten studiert. Robin wusste nun genau, was für ein Mensch er war. Und wo er verwundbar war. Er hielt sich in der Nähe seines Auftraggebers, damit er jeden seiner Winke sofort ausführen konnte. Für diesen insgeheim mächtigen Mann würde er alles tun! Und wenn der Abt in der Kirche war, hörte er ihm genau zu. Er machte ihm heimlich jeden seiner Schritte nach.

Warum er es tun wollte? Er wollte diese junge Frau, die ihn verhexte, und dafür brauchte er viel Geld. Und warum tat es der Landsmann, der unaufhörlich vom Blut eines Volkes sprach, das nicht vermischt werden durfte? Robin wusste es nicht. Es interessierte ihn auch nicht sonderlich. Der Stapelherr aus der Normandie zahlte gut.

Robin Gilmour-Bryson kicherte jugenhaft in sich hinein. Man muss sich die Angst von der Seele halten, dachte er. Wenn man keine Angst hat, gelingt alles.

Noch war die Festfeier im Gange. Und auch die Leidenszeit. Der Übergang vom Dunkel zum Licht vollzog sich nur langsam. Und Abt Thomas ging den umgekehrten Weg.

Der Gesang pries das Licht, das die Nacht erleuchtet, und den Sieg, den Christus errungen hat. Neun Lesungen folgten. An jede Lesung schloss sich der Antwortgesang an. Alle Brüder standen jetzt und hielten Kerzen in der Hand.

Nach der siebten Lesung stimmte der Abt das Gloria an. Die Brüder antworteten auf das Halleluja, und die Glocken begannen zu läuten. Der Abt sagte: »*Unser Osterlamm ist geopfert, Christus, der Herr, ist geopfert!*«

Wieder verspürte Abt Thomas einen Schmerz. Diesmal saß er nicht im Bein, sondern in der Brust. Wieder fühlte er sich

schwach. Er blickte zum Kruzifix auf, das nun von allen Kerzen angestrahlt wurde. Jetzt ging es nicht mehr um den Tod. Jetzt ging es um die Auferstehung. Wir haben den Tod überwunden, dachte er. Jetzt geht es um das Leben.

Der Abt kniete mit gesenktem Kopf nieder. Er sah nicht den fremden Bruder in der Kutte der Mönche, der jetzt von der Seite kam und schnell hinter ihn trat. Nur der Prior sah ihn und hob die Hand. Fremde hatten bei der Festfeier im Altarraum nichts zu suchen.

Aber der fremde Kuttenträger handelte schnell und gezielt. Er zog unter seiner Kutte ein Messer hervor. Dem Prior blieb das Herz stehen. Und auch den anderen, die den Vorgang jetzt in aller Flüchtigkeit sahen, versagte das Herz. In der breiten Schneide der Waffe spiegelte sich für einen Herzschlag der Glanz der Kerzen, das Licht von überall her, der Schein blendete den Prior für einen Augenblick.

Als er wieder sehen konnte, stand der fremde Kuttenträger, dessen Gesicht verborgen blieb, direkt hinter dem knienden Abt. Er hob die furchtbare Waffe mit beiden Händen. Und ließ sie niedersausen. Dann stach er erneut zu.

Der erste Stich fuhr dem Abt in den Hals. Die nächsten trafen wahllos Hals und Schultern. Aus der rechten Halsseite schoss ein Blutstrahl hervor und benetzte den Altar.

Abt Thomas spürte das unsägliche Brennen in seinem Inneren. Jetzt kommt alles zu seinem Ende, dachte er. Jetzt, wo die stillstehenden Tage beendet sind. Aber wer ist es, der mein Ende beschleunigt?

Wer?

Als er auf dem Boden aufschlug, war er bereits tot.

*Sommer 1316, an der Trave*

»Ja«, sagte Henri de Roslin, »ich hätte es damals schon erkennen müssen. Aber erst viel später begriff ich, was hinter der Verschwörung steckte. Und welches Ausmaß sie hatte. Ich wurde zu lange auf falsche Fährten gelockt und ging ihnen nach wie ein Tier, das von einem überwältigenden Geruch angezogen wird. Als ich begriff, was wirklich vorging, war es zu spät.«

Die Hulk verließ das offene Meer und glitt langsam in die schmale Trave ein. Die lange Seereise war zu Ende. Die drei Gefährten wollten sich in Lübeck mit dem Nötigsten versorgen und dann den Landweg nach Hamburg beschreiten. Dort würden sie auf Henris Knappen Sean of Ardchatten stoßen und sich gemeinsam nach Brighton einschiffen.

Als das Schiff den Ort Travemünde passierte, blickten Henri, Uthman und Joshua mit gemischten Gefühlen zu den flachen, schilfgedeckten Häusern hinüber. Hier, an den zugefrorenen Wassern, hatte im Winter alles begonnen. Auch in Lübeck war ja alles vereist gewesen! Und was war danach nicht alles geschehen! Uthman und Joshua wollten sich, durch die lebendige Erinnerung aufgewühlt, nicht in Lübeck aufhalten. Sie mussten an den abtrünnigen Templer Le Roulx und an die schwarze Schwadron des grässlichen Marienordens aus Ruppin denken. In dieser Stadt, so schön sie war, rumorten finstere Mächte.

Henri ließ sich von solchen Gedanken nicht beeindrucken. Er dachte daran, wenigstens das Ordenshaus der Deutschritter

noch einmal aufzusuchen. Er fühlte sich verpflichtet, vom Tod Jan Matreikos zu berichten.

Als die Hulk im Hafen anlegte, verabschiedete man sich von den Kaufleuten und ihrem Kapitän. Das Schiff würde neue Fracht aufnehmen und nach Novgorod zurückfahren. Man unterhielt feste Handelsbeziehungen zum deutschen Kontor der Lübecker Kaufleute, das den Namen »Peterhof« trug. Die Gefährten hörten diesen Namen zum ersten Mal.

Nachdem ihre Habseligkeiten entladen waren, nahmen die Angekommenen Quartier in einem Gasthof in der Nähe des Burgklosters der Deutschritter. Uthman und Joshua wollten für die Weiterreise sorgen, Henri suchte das Ordenshaus auf. Am Abend wollten sie sich an einem Stallkontor treffen, das Pferde und Wagen verkaufte.

Henri setzte sein Vorhaben sofort um, ging zu Fuß in den Burgbezirk und betrat unbehelligt die Ordensburg. Hier waren die schlechten Nachrichten von der fehlgeschlagenen Mission im Osten längst eingetroffen. Ein Bote aus Danzig hatte sie überbracht. Deshalb hing überall schwarzer Trauerflor.

Als Henri einem zuständigen Hauptmann des Ordens gegenüber saß, staunte er nicht schlecht. Der überraschend junge Mann, er hieß Fulco von Hanstein, machte keinen trauernden Eindruck. Vielmehr sprach er angeregt nur über Dinge von Prosperität und Handel. Die Suche nach Vineta interessierte den Deutschorden nicht mehr. Von Missionseifer gegen die Slawen, Litauer und Pommerellen keine Spur. Offenbar hatten die jüngsten militärischen Lehren im Osten ihre Wirkung hinterlassen.

»Aber Ihr könnt doch jederzeit neue Truppen ausrüsten«, fragte Henri, »und in die slawischen Länder schicken?«

»Ja, das könnten wir«, entgegnete Fulco gelangweilt.

»Es scheint, Ihr betrachtet Eure Aufgabe dort als beendet?«

»Seht einmal«, sagte Fulco eifrig und beugte sich vor. »Wir haben uns zu lange mit Dingen aufgehalten, die dem Orden nur Schaden zufügen. Die Länder der Slawen sind viel zu groß. Wer dort einmarschiert, versinkt im Morast, wird von Insekten gefressen oder stirbt im Pfeilhagel wilder Heidenrotten. Wir müssten hundertfach besser gerüstet sein, als wir es sind.«

»Ihr gebt also alle Eure Ansprüche auf die Einführung des christlichen Glaubens auf?«

»Aber nein! Wir verlagern unsere Aufgaben und Ansprüche nur. Wir werden das Slawentum nicht weiter bekriegen, wir werden es durch Handel erobern!«

»Verzeiht, das sind Ansichten von Kaufmannsgilden, es ist eines Ritterordens nicht würdig.«

»Ach nein? Ist das nicht besser, als unterzugehen? Der Tempel ist untergegangen, weil er an einer Berufung festhielt, die keine Grundlage mehr hatte. Ihr seid als Mönchsritter im Heiligen Land groß geworden. Dann war das Heilige Land plötzlich verloren. Und Ihr hattet keine Aufgabe mehr und habt es versäumt, nach einer neuen zu suchen. Das hat Euch doch das Genick gebrochen und sonst gar nichts!«

»Es zeugt nicht von viel Kenntnis der Tatsachen, Fulco von Hanstein, wenn Ihr so redet. Die Gründe für die Zerschlagung unseres Tempels sind vielfältiger Natur. Sie haben mit Unehre und Verrat zu tun. Und auch mit Gier nach dem Besitz von anderen.«

Fulco winkte ungeduldig ab. »Jedenfalls – wir vom Deutschorden sind klüger. Wir erkennen die Zeichen der Zeit und suchen uns neue Aufgaben.«

»Und Jan Matreiko? Er glaubte an andere Dinge. Ist er umsonst gestorben?«

»Unser Hochmeister wird geehrt, das glaubt mir. In einiger Zeit wird in Lübeck überall sein Wappen zu sehen sein, sein Totenschild hängen, und seine Büste erhält einen zentralen

Standort am Markt. Aber das heißt nicht, dass wir seinen Idealen nachhängen. Wir haben nachgedacht und sind zu anderen Schlüssen gekommen.«

»Und Vineta? Oder Jumne, wie die Stadt heute heißt? Sie ist ein mächtiger Handelsplatz gewesen. In einer hervorragenden Lage. Baut die Stadt wieder auf, nehmt sie unter Euer Kommando, dann seid Ihr im Osten unschlagbar!«

»Unsinn! Jumne ist untergegangen. Das wisst Ihr selbst am besten. Es ist verschwunden. Zumindest von der Landkarte von Handel und Gewerbe. Und militärisch hat es auch keine Bedeutung. Wir planen ganz andere Dinge – viel weiter im Osten.«

»Erzählt mir davon.«

»Der Fernhandel wird immer stärker. Ich habe persönlich in letzter Zeit die Zolllisten studiert. Ich sage Euch, da liegt die Zukunft! Wir werden alle reich!«

»Es gibt schon genug Kaufleute«, meinte Henri. »Wir sind selbst auf einer Hulk hier gelandet, die mit dem Osten und Westen Handel treibt. Wir haben die Hanse. Braucht man wirklich den Deutschorden, um die wirtschaftlichen Bereiche auszubauen?«

»Mein bester Henri de Roslin! Der bisherige hansische Handel macht einen Fehler nach dem anderen! Das wird ihn bald ruinieren! Ähnlich wie der alte Wanderhandel dient er nicht der Befriedigung dringender Bedürfnisse durch die Beschaffung fehlender Waren...«

»Nicht?«

»Nein. Sondern er transportiert nur wenige, aber wertvolle Waren über große Strecken. Darin liegt nicht genügend Gewinn. Es ist Verschwendung.«

»Was setzt Ihr dagegen?«

»Die Wünsche von Kunden nach feinen oder nach besonders schmackhaften Luxuswaren interessieren mich nicht. In der

Frühzeit der Hanse war ein vornehmer Mann ohne Biberkragen, Luchsfell oder schönes Eichhörnchenfutter oder Marderbesatz auf Umhang und Mantel undenkbar. Sie trugen die Pelze selbst im heißen Sommer spazieren. Heute wollen die Massen bedient werden. Ich sage: die Massen!«

»Aber es kann doch nicht sein, dass dies den Deutschorden interessiert«, sagte Henri. »Ihr seid im Heiligen Land entstanden, wie wir. Wir haben gemeinsam gekämpft. Wenn Ihr jetzt Kaufmänner werdet, war alles vergossene Blut vergebens! Das könnt Ihr nicht!«

»Doch. Ich studiere die Nachfragen. Wir brauchen beispielsweise Getreide aus dem Osten für die überbevölkerten Gebiete in Flandern und Brabant. Oder nehmt die wachsende Bereitschaft der Menschen, die Fastengebote der Kirche einzuhalten – wir brauchen also Riesenmengen von getrocknetem und gesalzenem Kabeljau. Und zwar im ganzen Gebiet zwischen Brügge und Novgorod, Gotland und Sizilien. Ein großes Geschäft!«

»Die Deutschritter als Händler! Ihr beschäftigt Euch mit gesalzenem Fisch! Ich kann es kaum glauben«, meinte Henri.

»Glaubt, was Ihr wollt, bester Henri«, sagte Fulco und strich sich selbstgefällig über den Bauch. »Wir müssen nur schlau genug vorgehen, dann werden wir Gewinne machen, die sagenhaft sind! Sagenhafter als in Eurem Vineta, das glaubt mir!«

Henri erinnerte sich an seine Zeit im Londoner Tempel. Damals hatte diese Gewinnsucht der Menschen angefangen. Auch ernsthafte, gläubige Menschen waren in diesen Sog gezogen worden. Es begann mit klugem Rechnen und Verwalten, dann wurde mit Blut unterschrieben. Henri erinnerte sich nur ungerne an die Morde, die er damals selbst untersuchen musste.

Fulco von Hanstein fuhr eifrig fort: »Wir sind mit dem Peterhof in Novgorod im Geschäft. Man kauft dort alles.«

Henri hörte diesen Namen zum zweiten Mal an diesem Tag. Neugierig geworden, sagte er: »Dieses deutsche Kontor macht Geschäfte mit Ritterorden?«

»Natürlich. Wir sind am zuverlässigsten. Sie bestellen dauernd Tuch. Sie sind ganz versessen auf die glatt geschorenen und prächtig blau oder purpurrot gefärbten flandrischen und westdeutschen Wolltuche. Und sie wollen unser feines Lüneburger Salz, es ist gestampft und besitzt keinen Beigeschmack wie das russische. Und unsere Soldaten können die Rechte, die wir aufschreiben, auch durchsetzen. Wir sind eben doch nicht nur Händler. Nur wir garantieren den Einheimischen dort das Strandrecht, mit dem sie das Warengut gestrandeter Schiffe in Besitz nehmen können – dafür kaufen sie nur bei uns. Oder eben beim Peterhof in Novgorod, der ja einst von Lübecker Kaufleuten gegründet wurde.«

»Man könnte beinahe neugierig werden«, musste Henri zugeben. »Sicher ist auch die Geschichte des Handels aufregend. Aber sie berührte bisher nie meine Aufmerksamkeit.«

»Wollt Ihr nicht für mich arbeiten?«, sagte Fulco nachdenklich. »Ihr könntet meine Schutztruppe für die Handelswege anführen! Ihr seid doch erfahren in diesen Dingen! Ein Mann wie Ihr an vorderster Front. Das ist überhaupt die Idee!«

Henri schüttelte den Kopf. »Es interessiert mich nicht genug.«

»Also hört doch, es ist wahnsinnig spannend!«, meinte Fulco. »Nehmt nur ein solches Kontor in der Fremde! Sie müssen einen klar abgegrenzten Bezirk gegen die Landesbewohner verteidigen, das geht ja nicht friedlich zu. Das Kontor Peterhof liegt am rechten Ufer des Flusses Volchov. Die Fläche ist von

einem Palisadenzaun umgeben, nur ein einziges Tor führt in die Niederlassung hinein. Der kleinste Verdacht auf Betrug oder Glaubensfragen führte bereits mehr als einmal zum Ansturm der Novgoroder auf das Kontor. Da wird ein heiliger Vorposten verteidigt!«

»Sie sollen Söldner anwerben.«

»Aber auch die Kirche des Kontors, die Peterskirche, muss geschützt werden. Sie ist der einzige christliche Ort weit und breit, an dem Rechtgläubige ihren Gottesdienst abhalten können! Könnt Ihr Euch überhaupt vorstellen, wie wichtig dieses ständige Bemühen dort im Osten ist? Und die beschließende Versammlung der Kaufleute, der *Steven*, sucht dauernd nach tüchtigen Kämpfern, die den Ort verteidigen.«

Henri dachte, dass jetzt doch das soldatische Moment in dem Ordensritter durchbrach. Er fragte: »Warum geht Ihr nicht selbst nach Novgorod und schützt die Lübecker Kontore?«

»Ich? Die Reise ist mir viel zu beschwerlich! Das ist doch nutzlos vertane Zeit.«

»Reisen bildet«, lächelte Henri. »Ich bin dauernd unterwegs und lerne viel.«

»Wie – gelangt man eigentlich nach Novgorod?«, fragte Fulco zögernd.

»Mit dem Schiff bis zur Neva oder der Einmündung des Volchov in den Ladogasee. Über Land von den baltischen Hafenstädten Riga, Dorpats oder Reval aus bis zur Stadt. Beides ist nicht so umständlich, wie Ihr befürchtet.«

Fulco seufzte. Er schüttelte in Gedanken seinen gut frisierten Kopf. Henri hatte längst den Verdacht, der Hauptmann verkörpere eine neue, verweichlichte Generation von Ordensrittern, die an ihren alten Verpflichtungen scheitern musste. Fulco sagte: »Das bietet mir zu wenig Annehmlichkeiten. Ich brauche eine zivilisierte Stadt wie

Lübeck. Natur ist mir verhasst. Wenn ich mir allein die Mückenschwärme in diesen Heidenurwäldern vorstelle!«

»Nun gut. Tut, was Ihr für richtig haltet, Fulco. Ich werde jetzt gehen. Es gibt für die Weiterreise noch viel zu tun – ich reise im Gegensatz zu Euch sehr gern. Meine Gefährten erwarten mich später. Übrigens liegt im Hafen eine Hulk, die zum Peterhof nach Novgorod zurückfährt. Sie laden Pelzwerk und Baiensalze. Wenn Ihr mitfahren wollt – in drei Wochen seid Ihr in Novgorod und könnt die Kontore mit der Waffe verteidigen.«

Fulco hatte verstanden. »Ihr seid ein kluger Mann, Henri. Vielleicht überlege ich mir die Sache tatsächlich. Gute Reise!«

Am Abend trafen die Gefährten zusammen. Henri war, angeregt durch das Gespräch mit Fulco, noch einmal zum Hafen zurückgekehrt. Er hatte mit dem Kapitän der Hulk über den Peterhof gesprochen. Dabei erzählte der Kapitän ihm von einer Änderung seiner Reiseroute. Man wollte nicht nach Novgorod zurück, weil sich Gerüchte hielten, die Lübecker Kontore dort würden von Raubrittern belagert, einige seien bereits geplündert worden.

Die Hulk wollte nun Wachse, Tran und Bernstein laden und nach der skandinavischen Halbinsel Falsterbo aufbrechen. Auch dort besaßen die Lübecker Kaufleute, zusammen mit den Danzigern, eine durch den Vogt des dänischen Königs gesicherte Niederlassung, die man Vitte nannte.

»Vielleicht sollten wir überhaupt mehr mit dem Norden handeln als mit dem Osten«, sagte der Kapitän nachdenklich.

Henri dachte an dieses Gespräch, als er die Freunde an verabredeter Stelle traf. Die beiden hatten bereits für alles gesorgt. Drei kräftige norddeutsche Reitpferde standen bereit. Auch andere, schnellere Pferde waren verfügbar, aber mit

sicherem Gespür hatte der Sarazene Uthman sich für die ausdauerndsten entschieden. Inmitten von Karren, Planwagen und Maultieren warteten die unruhigen Tiere auf die neuen Besitzer. Sie spürten die Aufbruchsstimmung und spitzten die Ohren. Man würde sie aber erst am nächsten Morgen herausholen.

»Braucht Ihr auch einen Führer?«, wollte der Stallbesitzer, ein kleiner stämmiger Mann, wissen.

Henri verneinte.

Der Mann verscheuchte ein paar fette Hühner mit Fußtritten.

»Vielleicht eine Führerin?«

»Wir kommen allein zurecht.«

»Habt Ihr Waffen? Über Land kann vieles passieren.«

Henri bejahte. »Wir nehmen nur die Pferde. Drei Tiere und ein Packferd. Macht uns einen guten Preis.«

Später, nachdem alles unter Dach und Fach war, gingen die drei Gefährten zum Abendgebet. Lübeck bot für jeden Glauben – außer für den Sarazenen – ein festes Gotteshaus. Sie beteten inbrünstig, jeder nach seinem Ritus. Danach trafen sie sich gestärkt und guten Mutes am Rathaus.

Nach dem Abendessen, das aus einer mit Milch und Kräutern gekochten Fischsuppe, frischem Anisbrot und Hypokras bestand, gingen die Freunde früh schlafen. Die Strohsäcke waren sauber, sie blieben von Ungeziefer verschont, allerdings roch es in der Herberge streng nach Obstessig, mit dem überall in deutschen Landen gereinigt wurde.

Bei Sonnenaufgang brachen sie auf. Der Weg durch das Land zwischen Lübeck und Hamburg war zunächst öde. Felder lösten Wälder ab, dann kamen wieder endlose Weizenfelder. Sie mussten Bäche durchqueren, ein gleichmäßiger Wind fächelte über das flache Land. Das Wetter hielt die ganze Zeit, so wurde der Ritt nicht beschwerlich.

Henri stellte sich während des Rittes unaufhörlich Fragen.

Was trieb ihn so rastlos durch die Zeiten? War er eigentlich auf der Flucht, oder steuerte er ganz selbstverständlich Ziele an? War er der Wind oder das aufwirbelnde Laub darin? Was war, nach dem Scheitern des Tempels, eigentlich der Sinn seines Lebens?

Gewiss, er diente Gott und beschrift die Bahnen des Lebens, die andere auch benutzten – er hoffte, zur Ehre des Herrn. Aber früher hatte er sich solche Fragen nicht gestellt. Früher war in den ausgefüllten Tagen kein Platz für solche Fragen gewesen. Jetzt grübelte er darüber. War das nicht ein schlechtes Zeichen? Musste er sich nicht wieder eine echte Aufgabe stellen – und sie erfüllen?

Was konnte eine solche Aufgabe sein? Rache an den Verschwörern gegen den Tempel? Die ermordeten Brüder zu rächen? Er war zu sehr Christ, um einen solchen Plan zu verfolgen. Er vermisste die *familia*, die innige Gemeinschaft der Tempelbrüder. Vielleicht würde er die Kraft aufbringen, eine neue *familia* aufzubauen.

Die Dörfer, durch die sie kamen, waren trostlos. Schäbige Holzhütten, staubige Wege. Das Essen schmeckte nicht. Entweder es war versalzen, weil die Bauern zeigen wollten, dass sie das kostbare Salz bezahlen konnten, oder es schmeckte fad. Das Brot war hart, das Bier so dünn, als besäße es außer Wasser keine Zutaten. Sie kamen nicht so schnell voran, wie sie gedacht hatten, und mussten noch einmal übernachten – in einer Herberge, die der Treffpunkt von Wanzen aus der ganzen Region zu sein schien.

Am nächsten Morgen brachen sie in aller Herrgottsfrühe auf, und wenig später tauchte Hamburg aus dem Fröhndunst auf.

Die Stadt am Fluss, der Elbe hieß, war von starken Mauern umgeben. Die erste Ansiedlung hatte auf kleinen Anhöhen einer sandigen Tiefebene, inmitten einer Sumpflandschaft, gelegen. Jetzt erblickten die Reiter stolze Giebel und unzählige

Kirchtürme. Längst hatten die Bürger den Feudalherren das Recht auf Selbstverwaltung abgetrotzt. Hamburg wurde frei und baute einen zweiten Mauerring, den die Ankommenen nun durchqueren mussten.

Ein verheerendes Unwetter hatte vor Jahren den Küstenverlauf der Elbe verändert, und es entstand am oberen Teil des alten Meeresarmes eine neue tiefe und breite Bucht. Die ankommenden Waren wurden vor der Verengung des Flusses auf kleinere Schiffe umgeladen und bis in das Zentrum der Stadt befördert. Die Reiter sahen, wie Treidelgänger an beiden Ufern der Elbe die Schiffe in die Stadt hineinzogen. Sie folgten ihrem Weg, passierten den ersten Mauerring, dann das innere Burgtor mit dem Zwinger und standen am Hafen.

Hier, in der gräflichen Neustadt, standen die großen Kornspeicher auf dem erschlossenen sumpfigen Ufer. Speicherhäuser gab es überall, die kleinen Schiffe wurden an der Kaimauer entladen oder ankerten im Fluss. Wendige Prähme fuhren hin und her und sorgten für die Entladung.

Sean of Ardchatten hatte die Nachricht erhalten, dass man sich im Gästehaus der Seemannsgilde treffen wollte.

Dafür hatten die drei Freunde Einladungen bei sich. Sie fragten sich, wie lange ihr Aufenthalt in Hamburg währen würde.

Schon gleich bei ihrer Ankunft im Gildehaus, das in der erzbischöflichen Altstadt lag, erhielten sie darauf eine Antwort. Dort lag ein Brief des Knappen vor. Henri brach ihn auf. Sean teilte ihm in schwärmerischen Worten mit, dass er nicht nach Hamburg kommen konnte. Seine Angebetete Guinivève of Annan hatte sich ins flandrische Damme begeben. Die Tochter des Earl of Annan, der eine Schlossburg an der Loire besaß, verbrachte an der See einen Genesungsaufenthalt. Sie hatte Sean zwei Jahre zuvor die körperliche Liebe gelehrt, seitdem war der Knappe von

seltsamen Unregelmäßigkeiten befallen. Sein Gehorsam, den er seinem Ritter Henri gegenüber schuldig war, setzte immer wieder aus.

Henri überlegte lange. Wie sollte er auf Seans Unverschämtheit reagieren? Konnte er dem Jungen diese Haltung durchgehen lassen?

Natürlich nicht.

Er musste ihn bestrafen.

Aber das hieß, dass die Freunde deswegen nach Flandern aufzubrechen hatten. Eine weitere Reise zur See stand bevor. Denn über Land wollte man die Reise wegen der ausgebrochenen flandrischen Unruhen nicht wagen. Warum, um Gottes willen, musste Guinivèvre ausgerechnet dorthin reisen? War das Meer nicht überall gut für die Gesundheit?

Henri beschloss, dass er und seine Gefährten erneut ein Schiff besteigen würden. Und dann musste er Sean die Ohren lang ziehen.

Eine der Prähmen brachte die Gefährten elbaufwärts, dann konnten sie in ein seetüchtiges Schiff umsteigen. Es war eine prächtige Kogge, die ein durchgezogenes Deck und drei Masten aufwies, einen auf dem vorderen Kastell, einen auf dem hinteren und den dicksten, von Wanten und Stege gehalten, in der Mitte. Das Schiff führte Waren nach Brügge.

Die zweitägige Reise war stürmisch, ein ständiger starker Wind aus Norden minderte die Fahrt der Kogge, deren drei Segel sich nur ungenügend in den Wind legen konnten. Die drei Gefährten nutzten die Fahrt, um über ihr zukünftiges Handeln zu sprechen, und sie berührten auch Henris geäußerte Zweifel. Es zeigte sich, dass Uthman und Joshua Henris Sorgen nicht teilten.

»Jeden Tag«, sagte Henri, »begreife ich deutlicher, wie sehr mir die Gemeinschaft der Brüder fehlt. Ihr wisst, ich habe keine eigene Familie, die Templer waren meine Familie. Jetzt bin ich gewissermaßen Vollwaise, nicht wahr? Und was ist aus meinen Idealen geworden? Sie dürfen nicht brach liegen und auch nicht so verwahrlosen wie bei diesem Hauptmann der Deutschritter. Ich kann auch nicht nur herumreisen und an mich herangetragene Aufgaben übernehmen, auch wenn das ehrenhaft ist. Wir dürfen keine Söldner sein.«

»Wir sind keine Söldner«, sagte Uthman. »Wir werden auch nie welche sein.«

»Gut. Aber ich muss ein Ziel vor Augen haben, das war für mich immer wichtig. Ich habe darüber nachgedacht, ob ich nicht die verlorenen Tempelbrüder vereinen kann. Es gibt sie überall im Verborgenen. Jeder leidet für sich am Gang der Geschichte. Wir müssen erreichen, dass sie wieder zusammenkommen und Mut schöpfen. In Frankreich ebenso wie in England.«

Joshua sagte: »In Iberien kämpfen Templer in der so genannten Reconquista gegen die Mauren. Und in Portugal gibt es die Tempelgemeinschaft in Gestalt des Christusordens. Vielleicht sollten wir dorthin gehen.«

»Das wäre ein Weg. Aber mir stehen noch immer die Bilder aus dem Pariser Tempel vor Augen, als ich nach den ersten Verhaftungen in der Stadt die Eingekerkerten aufsuchte. Ich war damals noch unverdächtig und versprach, sie zu retten. Ich konnte es nicht, weil ich dann selbst fliehen musste. Ich fühlte mich wie ein Verräter. Und die Bilder der Gefolterten und Trostlosen verfolgen mich noch immer beinahe jede Nacht. Nein – ich kann nicht nach Iberien oder Portugal. Außerdem ist der Kampf der Iberer gegen die Mauren, um das untergegangene Reich der christlichen Goten neu zu errichten, nicht mein Kampf.«

»Das will ich meinen«, sagte Uthman.

»Ich muss über kurz oder lang nach Frankreich zurück und die versprengten Brüder suchen. Ich muss sie aufrichten. Wir müssen um unsere Rehabilitierung kämpfen.«

Uthman sagte: »Das ist deine Aufgabe, ich verstehe es. Aber für mich kommt das nicht in Frage. Ich werde dann nach Cordoba zurückgehen.«

»Und ich nach Toledo«, sagte Joshua.

Henri erschrak, als er sich die Konsequenzen klar vor Augen führte. Er würde die Gefährten verlieren. Sie, die an die Stelle der *familia* getreten waren. Dann musste er einen ganz einsamen, verzweifelten Kampf führen. Wollte er das wirklich?

»Überlege es dir gut«, sagte Uthman. »Ich werde alles akzeptieren, was du beschließt. Aber ich traure schon jetzt, wenn unsere Freundschaft eines Tages bedroht sein sollte.«

»Jeder muss seinen Sinn des Lebens spüren und sich Gott stellen«, sagte Joshua. »Niemand kann sich auf die Dauer mit Ersatzdingen betrügen.«

Henri seufzte. Er blickte zum Himmel auf. Schwere, dunkle Wolken hingen dort und verdeckten die Sonne. Das Meer blieb unruhig und aufgewühlt. Die Kogge war ein Spielball der Wellen. Henri sah es als gleichnishafte Bild für seine Lage.

Nach zweitägiger Reise erreichten sie den kleinen Hafen von Damme. Der unscheinbare Ort lag an der breiten Bucht Swin, von hier aus führte der Fluss Reye zur bedeutenden Handelsstadt Brügge, die eine gute Meile landeinwärts lag. Große Schiffe legten in Damme oder im gegenüberliegenden Sluis an, dann wurden die Waren, ähnlich wie an der Elbe, auf kleinere Schiffe umgeladen. Angeblich besaß dieser Küstenstrich das gesündeste Klima weit und breit. Deshalb war

wohl Guinivevre of Annan hier gelandet. Die drei Gefährten machten sich sofort auf die Suche nach ihr. Und damit auf die Suche nach Sean of Ardchatten. Wo das Mädchen war, würde auch der Knappe sein.

Es war leichter als gedacht, sie zu finden. Damme besaß nur zwei repräsentative Steinhäuser. In einem war die Filiale der Brügger Kaufmannsgilde untergebracht, im anderen befand sich eine Herberge. Als Henri, Uthman und Joshua den jungen Sean erblickten, saß er auf der meereszugewandten Seite des Gasthauses auf der Veranda und sang seiner Angebeteten ein Lied. Guinivevre lag hingegossen in Kissen und warf ihm ein Lächeln zu. In Henri stieg der Zorn über den ungehorsamen Knappen auf. Aber als er dessen starken schottischen Dialekt vernahm, war er schon fast wieder versöhnt.

Sean sang mit seiner hellen Singstimme: »Bleib nur bei mir, holde Schöne, denn wenn du fortgehst, muss ich in die Einsamkeit der Berge...«

»Nichts da!«, unterbrach ihn Henri laut. »Weder wird das Mädchen bei dir bleiben, noch wirst du in die Berge ziehen. Ich hingegen ziehe dir jetzt deine ungewaschenen Ohren lang!«

Sean schrie auf: »Henri! Da bist du endlich! Ich habe schon...«

Henri machte seine Ankündigung wahr. Er packte Seans Ohren und drehte sie. Der Junge wurde immer größer und bekam einen knallroten Kopf. Aber er jammerte nicht.

Als Henri ihn losließ, sagte Sean: »Ich habe das verdient. Ich weiß, Ungehorsam ist unverzeihlich. Du kannst mit mir tun, was du willst, Meister Henri. Töte mich, wenn du willst.«

»Unsinn!«, sagte Henri, schon wieder ganz ruhig. »Ich werde mir noch überlegen müssen, wie ich dich bestrafe. Aber du wirst es auf jeden Fall überleben.«

»Es ist meine Schuld, Sire!«, sagte Guinivevre. »Verzeihen Sie dem armen Sean! Und verzeihen Sie mir! Ich hätte Sean niemals in diese Lage bringen dürfen.«

Sean sprang auf Uthman und Joshua zu und umarmte beide. Auch Henris Gefährten blickten zunächst streng, lächelten dann aber. Joshua verzieh Sean ohnehin leichter als Henri, weil der Junge ihn an seinen verlorenen Sohn erinnerte. Uthman boxte Sean in die Seite, der Junge schrie im gespielten Schmerz auf und krümmte sich. Uthman trat ihm in den Hintern.

Henri blickte das hübsche Mädchen an, dessen blonde Haare wie eine Krone auf ihrem Kopf saßen und ihr blasses Gesicht wie das einer Prinzessin adelte. Henri wusste aber, dass Guinivevre ein starkes, einfallsreiches Mädchen war, und das nicht nur, weil sie Sean zwei Jahre zuvor erfolgreich umgarnt und in die Liebe eingeführt hatte. Sie war auch schon an ihrer Seite geritten – in Männerkleidung. Henri empfand ein starkes väterliches Gefühl für die Tochter des Earl of Annan.

»Du hast uns Unannehmlichkeiten bereitet, Mädchen, aber wir müssen dir nichts verzeihen. Nur wie es nun weitergeht, müssen wir besprechen. Denn Sean kommt mit uns.«

Der Knappe schaute wie ein geprügelter Hund. Henri forderte ihn auf, zu erzählen, wie es gegangen war, seit sie ihn im südfranzösischen Uzès bei Ritter Fabian zurückgelassen hatten. Sean war froh, sein schlechtes Gewissen vergessen zu können, und erzählte angeregt. Die Reise nach Damme hatte er in einem Kaufmannstreck gemacht, der vor Tagen weiter nach England übersetzt war. Sean schaute immer wieder zu seiner Guinivevre hinüber, als hätte er Sorge, dass sie gerade verschwinden wollte. Henri begriff einmal mehr, wie sehr der Knappe verliebt war. Er musste eine Lösung finden, wie es mit ihm weiterging. Er war Seans Erzieher.

Guinevere stand auf. »Ich werde am Strand spazieren gehen. Meine Brust ist ein wenig angegriffen, die Luft hier tut mir gut. Besprecht mit Sean, was zu besprechen ist. Wir sehen uns dann später wieder.«

Sie ging. Sean starrte ihr nach. Henri drehte ihn an den Schultern herum und sah ihm ins Gesicht. »Sean! Verliebtsein taugt nicht zur Ausbildung eines Mannes! Du bist sechzehn Jahre alt. Lass dir Zeit damit. Du musst noch viele Dinge lernen!«

Trotzig erwiderte Sean: »Du selbst hast mir einmal erzählt, wie wichtig die Liebe gerade dann ist, wenn man ganz jung ist! Hast du nicht Falkie of Inverness geliebt?

Und hättest du sie nicht geheiratet, wenn sie nicht gestorben wäre? Und wärest du dann etwa Tempelritter geworden?«

Jetzt war es Uthman, der Sean packte. »Nicht so vorlaut, mein Sean. Du spielst mit den Gefühlen deines Erziehers. Du hast kein Recht, ihn an diese leidvollen Dinge zu erinnern, nur um deinen Hals zu retten. Von Krankheit und Tod verstehst du noch lange nichts, Hosenscheißer!«

»Lass ihn!«, sagte Joshua. »Auch wenn ich sagen muss, dass du im Moment besser tätest, nicht so viel zu reden, Sean.«

»Trotzdem ist Liebe das Kostbarste im Leben«, sagte Sean kleinlaut.

»Ich widerspreche dir nicht«, erwiderte Henri. »Aber Liebe ist einfach da, und wir Menschen werden mit dieser göttlichen Gnade beschenkt. Was du aber tun musst, ist zu lernen. Beispielsweise Gehorsam. Das ist eine Tugend, ohne die auch alles andere nicht gehen kann. Gehorsam und Respekt – magst du das in deinem jungen, verwirrten Kopf auch nicht recht einsehen.«

»Wie soll ich Guinevere lieben, wenn wir nicht zusammen sind? Ich weiß, ich werde nie mehr ein anderes Mädchen

lieben. Muss ich nicht danach trachten, dass wir Mann und Frau werden?«

Henri sagte: »Du wirst noch viele Mädchen kennen lernen, Sean. Und dich verlieben. Irgendwann kommt die Richtige. Dann ist es immer noch Zeit, zu heiraten.«

»Ich will aber nur Guinivevre und keine andere!«

In Henri stieg Ärger über diesen verstockten Knappen empor, doch er zügelte ihn. Er wusste aber, dass er eine Lösung finden musste.

Joshua sagte: »Überlegen wir uns die Sache einen Tag lang. Wenn wir schon einmal in Damme sind, könnten wir nach Brügge reiten. Niemand von uns war jemals dort. Ich hörte, sie besitzen die bedeutendste Synagoge nördlich der Alpen.«

Uthman stimmte zu. Auch Henri hielt den Vorschlag für vernünftig. So hatte auch Sean Gelegenheit, seine erhitzten Gefühle abzukühlen.

»Gut. Reiten wir nach Brügge. Du kommst mit, Sean. Schreib deinem Mädchen einen kleinen Brief. Sage ihr, wir sind am Abend wieder zurück. Morgen früh bemühen wir uns um ein Schiff.«

»Aber ich will keinen Herzschlag ohne meine Guinivevre sein!«, sagte Sean.

Henri unterband seinen Einwand. »Du kommst mit uns. Und bemühe dich, nicht wie ein junger Tölpel zu klingen. Du bist Knappe des Tempelritters Henri de Roslin! Vergiss das niemals!«

Brügge war reich und mächtig. Der englische König hatte die Stadt zur Zwischenstation für die gesamte aus England auf den Kontinent exportierte Wolle gemacht. Auch Barcas aus Cadix und Caravellen aus Genua und Venedig landeten in den gegenüberliegenden Vorhäfen Damme und Sluis oder fuhren

sogar bis zum Brügger Hafen vor. Die Oudenburg ragte mächtig auf, der Fluss Reye trennte die Stadt in zwei Hälften. Die neugierigen Besucher sahen, wie kleinere Schiffe direkt in die zentrale Markthalle vor der Oudenburg einfuhren und dort beladen und entladen wurden. Zur Fracht gehörten Seefrüchte, die sofort auf dem daneben liegenden Markt verkauft wurden. Zwei Hauptkirchen im neuen, hochfliegenden Stil ragten himmelhoch auf, das goldene Dach des Rathauses glänzte im Sonnenlicht.

Die Gefährten waren sofort von der Schönheit Brügges überwältigt. Als sie aber erfuhren, dass die dritte Stadtmauer um die kreisrund angelegte Stadt einst auf Anweisung des französischen Königs Philipp des Schönen errichtet worden war, berührte sie das in zwiespältiger Weise. Vor den Augen der Gefährten standen sofort die unseligen Geschehnisse in Frankreich, in die sie zwei Jahre zuvor verwickelt gewesen waren.

Von den Kämpfen zwischen den französischen und den flämischen Herrschern war in der Stadt nichts zu spüren. Sie hörten aber Klagen von Händlern über tägliche Scharmützel und Überfälle in den ländlichen Gebieten im Süden. Über Land zu reisen schien im Moment wenig ratsam.

Während sie auf gepflasterten Straßen durch die Stadt gingen, den mauligen Sean in ihrer Mitte, musste Henri immer wieder an seine Überlegungen denken. Welche neuen Ziele wollte er sich setzen? Immer öfter holten ihn die Gedanken an seine Zukunft und die der Gefährten ein. Er musste sich ihnen stellen. War es wirklich ratsam, nach England überzusetzen? Dort waren ja vor 26 Jahren die Juden vertrieben worden, Joshua konnte dort in große Gefahr kommen. Sollte er nicht seinen Plan wahr machen und nach Frankreich zurückkehren? Er konnte sich zumindest in der Bretagne frei bewegen. Und dort nach den versprengten Brüdern suchen.

Er wurde abgelenkt. Vor ihnen war ein Passant von einem losen Dachziegel getroffen worden, der heruntergefallen war. Es war den Gefährten schon aufgefallen, dass alle Häuser in Brügge rote Ziegeln trugen, wegen der Brandgefahr in der engen Stadt durfte kein Haus anders gedeckt werden. Der Passant blieb mit einer blutenden Kopfwunde liegen, jemand lief zum Gemeindepital und holte Hilfe. Henri bettete den Kopf des Verletzten unter seiner zusammengerollten Überjacke. Als ein Medicus kam, gingen sie weiter.

Nach einer Weile trennten sie sich, um ihre Gebete zu verrichten. Henri und Sean suchten die Kathedrale Notre Dame auf. Henri fühlte sich hier sofort an die gleichnamige Kirche auf der Pariser Seineinsel erinnert. Überall vielfältig gebrochenes Licht, das die starken Mauern durchsichtig erscheinen ließ. Er kniete Seite an Seite mit seinem Knappen und betete inbrünstig. Auch dafür, dass er eine Lösung für Seans Probleme fand.

Als sie später mit Uthman und Joshua zusammentrafen, hatte Henri einen Entschluss gefasst. Er teilte ihn den Gefährten mit.

»Lasst uns nicht nach London segeln. Wir fahren nach Brest. In der freien Bretagne sind wir alle irgendwie zu Hause. Wir werden das Gefühl haben, gemeinsam in der Heimat angekommen zu sein. Dort fassen wir weitere Beschlüsse. Ich fühle, dass in mir die Bereitschaft wächst, mich auf dem Kontinent neuen Aufgaben zu stellen. Es ist meine Berufung. Wenn ich nicht dafür Sorge, dass der Tempel wieder aufersteht – wer dann? Aber ich werde das sorgfältig planen und mir Zeit lassen. Und ich will, dass wir zusammenbleiben. Ohne euch kann ich die Kraft nicht aufbringen, eine solche Aufgabe zu bewältigen.«

»Und Guinivre?«

»Ich überlege noch...«

»Lass sie mit uns kommen!«

»Nein, Sean. Sie ist uns bei dem, was wir tun müssen, im Weg. Außerdem würde ihr Vater das nie gestatten.«

»Und was dann?«

»Ich werde euch Zeit lassen. Bleib mit ihr zusammen – sagen wir drei Monate. Lebt eure Liebe. Prüft euch ernsthaft. Und dann, egal, wie die Prüfung ausgeht, kommst du nach Frankreich.«

»Aber Henri!«

»Ein Mann muss Trennungen durchstehen können, Sean. Auch dann, wenn sie ihm das Herz zerreißen. Das ist eine Übung, die dir noch oft zugute kommen wird.«

Sean begann zu weinen. Aber dann trocknete er die Tränen und sah Henri dankbar an.

»Ich bin einverstanden«, sagte er leise. »Ich werde nie mehr in Ungehorsam dir gegenüber handeln, das verspreche ich.«

Sie gaben sich alle die Hand und sahen sich fest in die Augen. Von der mächtigen Kathedrale her ertönten in diesem Moment die tiefen Glockenschläge der siebten Stunde. Davon aufgeschreckt, schwang sich ein Schwarm Möwen und Reiher empor und floh auf einem hohen Weg über die Stadt.

*London 1300, nach Ostern*

Schlag sieben Uhr stand Henri de Roslin mit den anderen Tempelbrüdern von den Tischen im Refektorium auf und verließ den Speisesaal. Während die Brüder zu ihren Beschäftigungen im Tempelbezirk gingen, brach Henri in die Stadt auf.

Die unzähligen Gassen der Londoner Innenstadt waren nach einem erneuten Regenguss aufgeweicht. Henri fragte sich, ob es jemals eine Zeit geben würde, in der sich das änderte. Er sprang über Pfützen hinweg, und so manches Mal platschte er auch mitten hinein. Je näher er der Themse kam, wo der Vater des ermordeten Abtes wohnte, desto mehr nahm das Gewimmel der Hafenarbeiter zu, die Waren zwischen den Lagerhäusern und dem Kai hin und her trugen. Es roch angenehm nach Harz und Teer, Holz und Wasser. Aber am Flussufer waren die Wege noch schlammiger, sie bestanden nur aus zähem braunem Morast, in dem die Arbeiter mühsam herumstaksten.

Am Kai lagen die Schiffe dicht an dicht, ihre Masten schienen miteinander zu sprechen, sie neigten sich und beugten sich zur anderen Seite, aber es waren die behäbigen Schiffe, die während des Verladens schwankten. Einige Stege, die zu den Ladeluken führten, waren unter den schweren Lasten abgesunken und mussten repariert werden. Henri überquerte die einzige Brücke über den Fluss, die von zwei Häuserreihen gesäumte London Bridge, und betrat den Boden der südlichen Vorstadt. Hier wohnte der Mann, der ihn bestellt hatte.

Noch war es Henri rätselhaft, wie das Verbrechen geschehen konnte. Hätten sie es verhindern können, wenn sie in St. Albans geblieben wären? Neville war dieser Meinung und machte sich Vorwürfe. Henri versuchte herauszufinden, was der Tod von Abt Thomas mit seinem Brief zu tun haben könnte. Gab es einen Zusammenhang, der in der Warnung des Abtes bestand? Dieser Brief war offensichtlich ein Schlüssel. Aber welches Tor öffnete er?

Hier in Southwark hatte das geschäftliche Treiben der Londoner Innenstadt aufgehört, fast ländliche Ruhe lag über den flachen Häusern, nur manchmal bellten Hunde. Abtvater Thomas of Maycock wohnte allein in einem alten Fachwerkgebäude. Es stand zurückversetzt in einer Straße mit kleinen Gärten und bot mit seinen rot angemalten Pfosten, die mit Weidenruten verflochten und mit braunem Lehm bedeckt waren, einen hübschen Anblick. Die Klingel bestand aus der Miniatur eines menschlichen Skeletts, welches zu tanzen begann, wenn man an der Klingelschnur zog. Es schellte durchdringend.

Der alte Abtvater machte nur kurz die Tür auf und winkte seinen Besucher herein. Dann steckte er seinen schlohweißen Kopf heraus, sah sich schnell nach allen Seiten um und schloss die Tür.

»Henri de Roslin, wie? Kommt herein und trinkt einen Würzwein mit mir, mein Sohn.«

»Nein, nein, keinen Wein. Ich habe meine Zuteilung für heute schon im Tempel genossen.«

»Dann schaut mir beim Trinken zu.«

Sie setzten sich gegenüber. Der Vater des Abtes von St. Albans hatte trotz seines Alters scharfe, dunkle Augen, die Henri aufmerksam betrachteten. Seine vorgewölbten Lippen waren feucht, auch wenn er nicht trank, sein Gebiss war kräftig. In die Haut seines Gesichtes war bereits die Müdigkeit

des Alters eingezogen. Aber er sprach mit heller, lebhafter Stimme.

»Ich habe euch herbestellt, weil ihr mir helfen müsst. Ich kann mich an niemanden sonst wenden. London ist korrupt. In welche Geschäfte die Stadtoberen verstrickt sind, weiß niemand. Euer Präzeptor hingegen ist ein vertrauenswürdiger Mensch, er empfahl dich, Henri, wie er dich schon meinem armen Thomas empfohlen hat. Du musst den Mörder meines Sohnes finden.«

»Ich bin keiner der Gerichtsboten des Vogtes oder Stadthauptmanns, Abtvater Thomas. Ich bin nur ein Templer.«

»Das weiß ich. Aber mich interessiert im Moment nur das eine: Wer hat meinen Jungen ermordet, und wie können wir dieses Verbrechen sühnen?«

Henri nickte. Er hatte geahnt, dass es dem alten Herrn um nichts anderes ging. Aber würde er ihm auch wertvolle Hinweise geben können, die ihn auf die Spur des Mörders brachten? Was wusste er?

Der alte Mann fuhr fort. »Mein Sohn hatte viele Feinde. Als Abt des mächtigsten Klosters Altenglands und Erzabt von London ist das natürlich kein Wunder. Benediktinerklöster sind heutzutage vielen ein Dorn im Auge, weil sie zu schnell zu reich geworden sind und weil die Mönche gebildete Leute sind, die nicht nur beten. Aber nun ist ein Mord geschehen. Mord ist eine ganz andere Sache, eine neue Dimension gewissermaßen. Hier geht es um mehr als um persönliche Eitelkeiten.«

»Was meint Ihr, Ehrwürden, warum musste Abt Thomas sterben?«

Der Alte sah Henri durchdringend an. »Was glaubt Ihr denn? Ihr ward ja kurz vorher in St. Albans.«

»Die Zeit war zu kurz, um ein Bild entstehen zu lassen. Aber es muss mit dem Brief an mich zu tun haben. Mit der Warnung

vor Gefahren für den Tempel. Sagt einmal, Sir – war das Kloster wirtschaftlich saniert?«

»Wirtschaftlich... Ihr meint ohne Schulden? Natürlich!

St. Albans ist ein gesunder Betrieb, der hohen Gewinn abwirft. Aber natürlich hat mein Sohn das nicht so gesehen. Er war mit Leib und Seele Geistlicher. Ihm lag nur das Seelenheil der ihm anvertrauten Konventualen am Herzen. Was stand in dem Brief?«

Henri sagte es ihm. Der Alte wiegte den Kopf. Henri sagte: »Ich glaube allerdings nicht, dass dem Tempel Gefahr droht. Ich glaube eher, Tempel und Kloster sind in den Blick von gewissen Begehrlichkeiten geraten, die es immer gab. Beide sind reich. Und Besitz weckt immer Begierden. Könnte es sein, dass St. Albans einen Teil seiner Anlagen veräußern wollte?«

»Verkaufen?«

»Oder verpachten.«

»Ich weiß zu wenig davon. Das müsstet ihr aus den Unterlagen dort herausfinden. Aber ich weiß, dass mein Sohn immer Gewinne einfuhr – die allerdings sofort wieder investiert wurden, das schreibt ja die Regel unseres Gründervaters, des heiligen Benedikt, vor. Investiert in besseres Arbeitsgerät, in Kleidung, in prächtiges Mobiliar, in ausgedehnte Armenspeisung, in ein Hospital der Umgebung.«

»Das Kloster hat also reichen Grundbesitz, aber kein Kapital?«

»Ohne dass ich das ganz genau weiß – ich würde es so sehen, ja.«

»Was war Euer Sohn für ein Mensch, Abtvater Thomas?«

»Er war ein Gottesdiener.«

»Auch Gottesdiener sind Menschen, nicht wahr?«

»Hm. Was er für ein Mensch war? Nun – er liebte das Leben. Manche sagen, er sei in das Leben verguckt gewesen. Er liebte die tausend Kleinigkeiten der Schöpfung, wenn Ihr begreift,

was ich meine, mein Sohn. Mein Thomas war ein Vernarrter. Aber auch der heilige Benedikt von Nursia war ein Vernarrter. Man erzählt, er habe damals im Kloster Monte Casino auf Kosten der Brüder alles darangegeben, um das Gefühl zu haben, den Singvögeln mangle es im Klostergarten an nichts. Ist das nicht die wahre Gottesliebe?«

»Abtvater – wer hat Thomas ermordet?«

»Vielleicht die Menschen, denen Singvögel gleichgültig sind?«

»Wie meint Ihr das?«

»St. Albans ist reich, das sagten wir ja schon. Es gibt vielleicht Menschen, die das für sich ausnützen wollen. Menschen, denen das Leben im ehrlichen Glauben hinter verschlossenen Klostermauern nur das Drumherum von nützlichen Idioten ist. Könnt Ihr Euch das vorstellen?«

»Ich glaube nicht.«

»Ich glaube doch. Ihr seht doch, wie sich London verändert. Heutzutage ist ein Unternehmer mehr wert als ein Mönch. Das ist es, was ich meine.«

»Wie Ihr vielleicht wisst, befasst sich auch der Tempel mit Geldgeschäften. Wir verleihen Geld gegen Zinsen. Wir weiten ständig unsere Güter im Abendland aus und werden immer reicher. Ich selbst studiere gerade die fiskalische Kunst. Auch das ist wichtig. Man darf darüber natürlich nicht den inbrünstigen Glauben vergessen.«

»Den Glauben nicht vergessen? Er ist das Einzige, das die Menschen beschäftigen sollte. Alles Irdische ist Tand!«

»Aber Ihr wollt doch, dass ich den Mord an Eurem Sohn aufkläre, die Verantwortlichen zur Rechenschaft ziehe – ich brauche mehr irdische Hinweise, mehr Verdachtsmomente. Kann es sein, dass Ihr keinen genauen Verdacht habt?«

Der alte Mann seufzte. »Ihr jungen Männer hört nicht zu. Euch entgeht völlig, was man sagt, wenn es nicht in den

Formen gesagt wird, die Ihr gelernt habt. Ihr müsst Euch lösen von den engen Fesseln des Verstehens. Denn alles, was man sieht, das verdeckt auch etwas anderes. Etwas, das dahinter steht.«

Henri wusste nicht, ob er verstand. Er fragte: »Kennt Ihr einen gewissen Robin Gilmour-Bryson?«

»Müsste ich ihn kennen?«

»Ein französischer Templer. Ich glaubte, ihn in St. Albans flüchtig gesehen zu haben.«

»Ich kenne ihn nicht.«

»Javierre de Bastard?«

»Wer soll das sein?«

»Ein französischer Edelmann, der anscheinend wirtschaftliche Interessen verfolgt. Als ich im Kloster St. Albans war, geschahen ein paar merkwürdige Dinge. Mönche, die eben noch da waren, verschwanden plötzlich. Andere tauchten auf. Jeder stellte sich unwissend. In der Torhalle lagen Stapel von abgetragenen Schuhen. Das ganze Kloster schien mir eher den Eindruck eines ländlichen Warenhauses zu machen, in dem die Ernte eingefahren wird, als den Eindruck einer geistlichen Abtei.«

»Wie ich sage! Heutzutage denkt man nur noch an den Gewinn, den man herausziehen kann! Der Glaube kommt zu kurz! Überhaupt fehlt es uns an tiefen Gefühlen.«

Henri sah den alten Mann ratlos an. »Ja – was könnt Ihr mir also an brauchbaren Hinweisen auf den Weg mitgeben?«

»Nicht mehr als die Bitte, die Mörder zu finden. Ihr seid meine einzige Hoffnung!«

»Das ist nicht viel – verzeiht, ich meine, das hilft mir nicht weiter. Also gut. Ich verspreche Euch, mein Möglichstes zu tun, um den Fall aufzuklären. Denn immerhin habe ich ja ein starkes eigenes Interesse daran. Wenn Abt Thomas mehr wusste, dann stecken Hintermänner in der Sache, die auch den

Tempel bedrohen. Allerdings muss ich erst noch die Erlaubnis meines Präzeptors einholen, wenn ich in St. Albans ermittele. Ich muss meine Ausbildung unterbrechen.«

»Findet die verfluchten Bastarde, mein Sohn! Und vierteilt sie!«

Wieder hatte es zu regnen begonnen. Am Südportal von St. Paul fand eine Gerichtsverhandlung gegen einen Mann statt, der einen reichen Hausbesitzer als Ketzer verleumdet hatte. Die Zuhörer standen geduckt im Regen, nur das Podest mit dem bischöflichen Richter, dem Vertreter des Vogtes und zwei Dominikanern war von einer weißen Plane überspannt. Henri, der in der größten Kirche der Stadt beten wollte, um Gottes Beistand für seine schwere Aufgabe zu erflehen, kam nicht in die Kathedrale hinein. Er beschloss, zum Tempel zurückzukehren und dort Andacht zu halten.

Plötzlich wurde ihm klar, dass ihm jemand folgte. Gleich nach dem Verlassen des Hauses in Southwark war hinter ihm eine Gestalt in einer Kutte aufgetaucht. Henri hatte den Verfolger in den wenig benutzten Gassen der Südstadt aus den Augenwinkeln registriert, aber nicht weiter beachtet. Spätestens am Denkmal für den ermordeten Thomas Becket, Kanzler und Erzbischof von Canterbury, hatte er ihn im hier fast undurchdringlichen Gewimmel der London Bridge ganz vergessen.

Seine Gedanken kreisten um das, was der Abtvater gesagt hatte. Irgendetwas war darunter gewesen, das eine Bedeutung besaß, die Henri noch nicht verstand. Aber es beunruhigte ihn. Der alte Mann hatte den Eindruck erweckt, nichts zu wissen. Aber Henri glaubte jetzt, dass das täuschte. Er verstand noch nicht, was es war, aber da war etwas in einem Satz gewesen, das ihn hellhörig gemacht hatte.

Er versuchte, sich zu erinnern. Was war das bloß gewesen?

Als Henri wieder den aufgewühlten Boden der Stadt betrat, drehte er sich zu dem Schatten hinter ihm um. Zunächst erblickte er nur das übliche Gewirr von Menschen und Tieren. Dann sah er ihn, es war ein groß gewachsener Kuttenträger mit verdecktem Gesicht, aber kein Mönch. Die schmutzig graue Kleidung imitierte nur den Habit der Klosterbrüder. Henri glaubte, im Gürtel unter der Kutte den Abdruck eines Dolches zu sehen. Was sollte er tun? Konnte er sich täuschen? Er beschloss, zu handeln. Er trat schnell auf den Mann zu, der in einiger Entfernung stand und abwartete.

Der Mann drehte sich auf dem Absatz und rannte los.

Na warte, dachte Henri. Er spurtete hinterher. Der Mann vor ihm stieß Fußgänger zur Seite und erntete Flüche. Henri versuchte, den Entgegenkommenden, Lastenträgern und Karren auszuweichen, dadurch verlor er Zeit. In der Mitte der Strand Street, die parallel zum Fluss verlaufend die Festung des Towers mit dem Tempel verband, war der Kuttenträger plötzlich verschwunden.

Henri war gleichmäßig gelaufen und nicht außer Atem geraten, er versuchte, sich zu orientieren. Wohin konnte der andere verschwunden sein? Es gab viele Möglichkeiten. Wahrscheinlich war er einfach in einem der Durchgänge zwischen den flachen, strohgedeckten Fachwerkhäusern verschwunden. Dahinter öffneten sich ansteigend kleine Gärten, auf denen sich auch Schuppen, Lagerhäuser und Müllhalden befanden. Dann begann schon die nächste Häuserreihe mit ihren Durchgängen. Dahinter ragten die Türme der vielen Pfarrkirchen auf.

Henri machte sich klar, dass der Unbekannte auf Nimmerwiedersehen verschwunden war, wenn er sich im Gassengewirr der Stadt auskannte. Dann war es unmöglich, ihn zu finden. Wer konnte das gewesen sein? Was wollte er?

Wenn er ihm seit Verlassen des Hauses in Southwark gefolgt war, dann musste er von seinem Besuch dort gewusst haben. Oder hatte er schon zuvor das Haus von Abtvater Thomas ausspioniert? Aber weswegen?

Henri ging enttäuscht weiter. Jetzt brach endlich die Sonne zwischen den dunklen Regenwolken hervor. Der Boden dampfte in der beginnenden Wärme, es roch plötzlich nicht mehr nur nach tierischen Exkrementen, sondern nach Erde und Wasser. Henri beschloss, einem plötzlichen Impuls folgend, noch nicht in den Tempel zu gehen. Die Akten mussten warten. Er wollte Jenny Sandys in der Wohnung besuchen, von der nur er wusste.

Denn in ihm war plötzlich eine Unruhe entstanden. Wenn er alles zusammennahm, was sich in den letzten Tagen ereignet hatte, ergab sich ein höchst beunruhigendes Bild. Wie passten die Teile zusammen? Und gab es eine einzige Macht, die sie zusammensetzte? War es eine Person – oder steckte viel mehr dahinter?

Ein unangenehmes Gefühl sagte ihm, dass die Gefahren, die drohten, mehr mit dem Steinmetzen John und dem Tempel zu London zu tun haben würden als mit den Geschehnissen in St. Albans. Oder – und das wäre noch schlimmer – hing beides etwa zusammen?

John Sandys war am frühen Morgen aus dem Haus gegangen. Er war dem Tempelritter unendlich dankbar dafür, dass er ihnen diese Unterkunft ermöglicht hatte. Jetzt konnte er endlich beruhigter leben, sich auf seine Arbeit in der Tempelkirche konzentrieren. Die Tage der Bedrohung waren unerträglich gewesen, und er hatte sich niemandem anvertrauen können. Auch dem Templer nicht. Denn wenn er

alles erfahren hätte, dann gab es für ihrer aller Leben keinen Schutz mehr.

Jenny war jetzt in Sicherheit. Er wusste, dass ihr nun nichts mehr passieren konnte. Das würde ihm selbst Mut geben, den Erpressern entgegenzutreten.

Was konnten sie schon ausrichten, wenn sie ihre Drohungen gegen Jenny und das Baby in ihrem Bauch nicht mehr für ihre Zwecke einsetzen konnten? Nichts!

Und er selbst würde hart bleiben. Er war es Henri de Roslin schuldig, dass er den Einflüsterungen dieser bösen Menschen nicht mehr folgte. Bei Gott, er war John Sandys! Das konnten sie mit ihm nicht machen!

John war so in seine Gedanken versunken, dass er mehrmals in tiefe Pfützen trat und über einen dösenden Hund stolperte. Jemand rief ihm ein Schimpfwort zu. Er hob verwundert den Kopf. Diese Stadt wurde immer voller und allmählich unpassierbar. Sie rückte zusammen und breitete sich gleichzeitig bis in die feuchten, sumpfigen Gründe an den Rändern aus. Ein gefräßiges, unruhiges Tier, dachte John.

Er betrat den Tempelbezirk eine halbe Stunde später. Um diese Morgenzeit waren die armen Brüder Christi schon in der Klausur. Die Lieferanten waren noch nicht eingetroffen. Der große Innenhof war wie leergefegt. Nur aus dem Marstall zur Linken ertönten Rufe, Schläge auf Metall und das Wiehern der Pferde.

John betrat die Kirche. Er nahm das Murmeln der Betenden wahr. Als er sich an der Wand entlang drückte, um die Templer nicht zu stören und um über die Leitern in den Bereich der Obergaden zu kommen, da erblickte er etwas, das ihn in höchstes Erschrecken versetzte.

Er begriff mit einem Schlag, dass die Zeit der Nachstellungen für ihn und Jenny noch längst nicht beendet war. Er hätte es wissen müssen. Die anderen hatten noch nicht aufgegeben.

Sie würden nie aufgeben, denn sie akzeptierten keine Niederlagen. Sie hatten diesen abgrundtief bösen Menschen, der sich so perfekt verstellen konnte, wieder auf ihn gehetzt.

Jenny Sandys vertrieb sich die Zeit des Alleinseins mit einer Stickerei. John würde den ganzen Tag im Tempel sein. Sie selbst durfte dort nicht mehr hingehen. Sie würde das kleine Haus aufräumen, mittags zum Markt an den Hafen gehen und abends das Essen zubereiten. Jenny war zufrieden mit ihrem Leben und der neuen Entwicklung. Sie hing ihren Gedanken nach und legte ihre Hände auf den Bauch. Unter der Wölbung, die schon zu fühlen war, wuchs ihr Kind heran. Wie wunderbar!

Die Kerze, die Jenny beim Aufzug der dunklen Regenwolken entzündet hatte, flackerte. Ein Luftzug war entstanden. Jenny sah, dass die Wachskerze fast heruntergebrannt war. Sie stand auf, ging zum Wandschrank und holte eine neue.

Wieder flackerte die Kerze. Seltsam, dachte Jenny. Woher kommt der Luftzug? Türen und Fenster hielt sie schon wegen des schlechten Wetters fest verschlossen.

Als die Kerze wieder ruhiger brannte, schweiften ihre Gedanken ab. Ob der Tempel sie bald wieder aufsuchen würde? Er war ein freundlicher, besonnener Mann. Ein schöner Mann! Wenn er nicht Tempelritter wäre und sie nicht mit John verheiratet...

Sie schalt sich für diese Gedanken! Sie erwartete ein Kind! Und John war ein so braver, tüchtiger Mann! Nicht im Traum durfte sie solche Dinge denken! Denn solche Gedanken waren Pforten, durch die sich dann auch andere einschlichen, Männer, die ihr Böses wollten.

Im Hintergrund hörte sie ein Geräusch. Etwas schlurfte über den Holzfußboden. Dann war wieder Ruhe.

Jenny wollte sich wieder ihrer Stickerei zuwenden, als ihr ein hässlicher Einfall kam. Was war eigentlich mit diesem Robin Gilmour-Bryson? Würde er sie endlich in Ruhe lassen? Was für ein aufdringlicher Kerl das gewesen war. Sie hatte Angst vor ihm. War er jetzt einfach verschwunden, und sie würde ihm nie mehr begegnen? Sie hoffte es so sehr!

Ihre Überlegungen ließen sie nicht in Ruhe. Sie hatte den Stickrahmen gesenkt und schaute blicklos aus dem Fenster. Der dichte Regen verhinderte, dass sie draußen Einzelheiten erkannte. Die schmale Straße war menschenleer. Doch dann glaubte sie plötzlich eine Bewegung zu sehen. War da nicht... ein Gesicht gewesen? Hatte sie nicht einen Herzschlag lang jemand angeblickt, so durchdringend, als stünde sie ihm direkt gegenüber?

Jenny stieß einen leisen Aufschrei aus. Wieder kroch die alte Angst in ihr hoch. Sie sprang auf und stürzte ans Fenster, riss es auf, beugte sich weit hinaus. Sie sah nach rechts und links. Nichts. Die Straße lag verlassen vor ihr. Rechter Hand lagen nur ein hölzerner Kinderroller und ein roter Ball im Morast. Jennys Kopf wurde beim heftigen Treiben des Regens nass. Sie schloss das Fenster schnell wieder.

Sie atmete tief durch. Du musst dich beruhigen, sagte sie sich. Die ständigen Nachstellungen durch diese Fremden in der letzten Zeit haben deine Nerven geschwächt. Jetzt ist nichts mehr da, das dich beunruhigen könnte. Niemand weiß von dieser Wohnung, außer dem Templer.

Jenny Sandys beschloss, sich zur Beruhigung einen Kräutertee aus Ysop und Salbei auf dem offenen Feuer ihres Holzherdes zu kochen. Erleichtert über diesen Entschluss ging sie in die Küche.

Sie musste dabei den Flur überqueren. Der Gang war dunkel und kühl. Plötzlich hatte sie das unangenehme Gefühl, als befände sich jemand in ihrer unmittelbaren Nähe. Wie

angewurzelt blieb sie stehen und versuchte, etwas zu erkennen. Sie spürte, wie sich die Härchen auf ihren nackten Unterarmen aufstellten, es war wie ein Sog von irgendwoher.

Tapfer ging sie weiter. Schon hatte sie die Küchentür erreicht, öffnete sie und wollte eintreten. Da sah sie den Umriss des Mannes. Groß, kräftig. Der Kopf unter einer Kapuze versteckt. Er stand mitten in der Küche, seine Silhouette zeichnete sich vor der Butzenscheibe ab, durch die Licht von draußen einfiel.

Jenny schrie auf.

Dann ging alles ganz schnell.

Der Umriss geriet in Bewegung, der Mann sprang auf sie zu. Sie hörte ein scharfes Ausatmen, dann ein schwirrendes Geräusch, als flöge etwas durch die Luft in ihre Richtung. Sie roch die Ausdünstung des anderen, sie kannte diesen Geruch, hatte ihn schon mehrfach aus nächster Nähe gerochen. Robin Gilmour-Bryson!

Sie schauderte bei seiner Stimme. »Jetzt werden wir es einmal spielen, meine Süße! Es ist ein so schönes Spiel! Und es wird dir schon gefallen!«

Jenny stöhnte auf.

Im gleichen Moment ertönte ein dumpfes Poltern. Es kam vom Hauseingang her. Jemand rüttelte an der Tür. Ein heftiges Klopfen. Direkt vor ihr stieß der Eindringling, dessen Atem sie spürte, einen Fluch aus. Jenny wusste genau, wen sie vor sich hatte. Sie duckte sich. Die Gestalt rannte an ihr vorbei. Der Stoß, der sie vor die Brust traf, warf sie gegen die Türfüllung zum Flur, dann stürzte sie zu Boden. Der Eindringling sprang davon, sie nahm ihn jetzt als unförmiges Bündel aus Kleidung, Körperformen und Schweißgeruch wahr; er lief über den Gang nach rechts und verschwand durch die Tür zum Hinterausgang. Holz schepperte. Dann ein Klirren.

Wieder heftiges Klopfen am anderen Eingang. Dann rief jemand. Jenny war noch ganz benommen und spürte einen stechenden Schmerz in der Seite. Jetzt erkannte sie die Stimme von Henri de Roslin.

»Master Henri!« Sie schrie den Namen. Noch nie hatte sie sich so erleichtert gefühlt.

Sie hastete zur Eingangstür, schob den Querbalken mit fliegenden Händen zurück und riss die Tür auf. Henri de Roslin starrte sie besorgt an. »Was ist mit Euch? Ihr seid ja kalkweiß!«

Jenny konnte nicht antworten. Die Worte blieben ihr in der Kehle stecken. Sie schluckte trocken und machte nur eine einladende Geste. Als Henri eingetreten war, schloss sie schnell die Tür.

»Bei Gott! Ihr kommt im letzten Moment!« Sie zog Henri nach hinten. Die Tür zum kleinen Gemüsegarten stand offen. Das Glas des kopfgroßen Fensterchens war zersplittert, der Eindringling hatte es zerschlagen und dann die innere Klinke heruntergedrückt. Da Jenny nichts davon gehört hatte, musste der Fremde schon mindestens eine Stunde im Haus gewesen sein, so lange hatte sie dagesessen und gestickt.

Der Gedanke machte ihr weiche Knie. Sie hatte eine geschlagene Stunde mit dem Eindringling im gleichen Haus verbracht, der ihr Böses antun wollte. Er musste sie die ganze Zeit über beobachtet haben.

Tränen stiegen ihr in die Augen. Sie konnte nicht anders, sie musste ihren Kopf gegen die Brust Henris legen.

»Wer war es?«, sagte Henri. »Habt Ihr den Eindringling erkannt?«

Jenny nickte. Und dann sagte sie es ihm.

### *St. Albans 1300, die Verschwörung*

Henri de Roslin genoss die verordnete Langsamkeit an diesem Ort. Über roh zugehauene Stufenblöcke aus Basalt gelangte er zu einer eisenbeschlagenen Holzpforte. Er musste Schritt für Schritt emporsteigen, als gelte es, jede hohe Stufe auf ihre Festigkeit und Verankerung in der Ewigkeit zu prüfen, und er musste unter der Pforte den Kopf einziehen. Auch seine Schultern waren breiter als der Durchgang, so hätte jede hastige Bewegung zur Folge gehabt, dass er gegen Mauern stieß. Er öffnete mit ruhiger Hand die Pforte. Dahinter lag in fast völliger Dunkelheit der Gang, der in das Dormitorium der Laien führte.

Henri hatte sich im Gästehaus des Klosters aus alten römischen Ziegeln einquartiert. In der Zeit des abtlosen Übergangs von einer Ära in die andere musste dafür Prior John de Maryns die Erlaubnis erteilen. Henri hatte sich eine Zeit gesetzt. Wenn er nicht innerhalb von sieben Tagen auf wichtige Spuren gestoßen war, die ihn zum Mörder von Abt Thomas führten, würde er die Ermittlung abbrechen.

Das Erste, was ihm in St. Albans auffiel, waren die Haufen von Schuhen. Auch hier im Laienrefektorium lagen sie. Niemand wollte darüber sprechen. Es war ein seltsames Bild. Wenn man durch die sauberen Gänge dieses weißen Klosters mit den roten Sandsteinrahmen der Fenster und Türen ging, stieß man plötzlich auf diese Berge aus Schuhen, Sandalen und Stiefeln. Einer der Mönche hatte gesagt, Henri solle zu den

Laien gehen, die könnten darüber sprechen. Und nur dort könne er auch nach dem Mörder des Abtes suchen.

Das Zweite, was Henri aufgefallen war, hatte mit seiner Spurensuche nichts zu tun. In St. Albans war nichts zu hören außer Vogelstimmen. Genauer gesagt: Das Singen der Vögel übertönte jedes andere Geräusch. Selbst das Abladen von Weinfässern aus einem deutschen Kloster am Rhein, die am Morgen angekommen waren, verursachte weniger Geräusch.

Henri war nach seiner Ankunft die leicht abschüssige Konversengasse zwischen dem Bibliotheksbau und dem Laienrefektorium hinuntergegangen. Die Häuser standen auf roten Säulen, über denen rotes Fachwerk wuchs, der strahlend weiße Verputz in der Sonne blendete die Augen. In den Gärten blühten Glockenblumen, Forsythien und Magnolien und setzten heitere Farben gegen das Grau und Braun der Klostermauer. Henri spürte beim Anblick all dieser Schönheit der Klosteranlage eine stille Heiterkeit, ein Singen stieg in ihm auf, es löste sich in seiner Kehle und verstummte erst, als er sich dessen bewusst wurde. Bei Gott, was war mit ihm los, er musste einen Mord aufklären!

Die Laienbrüder standen in ihrem Klosterflügel zusammen und tuschelten. Als Henri auftauchte, verstummten sie. Henri wusste genau, wenn er etwas herausbekommen wollte, dann musste er es äußerst vorsichtig anfangen. Er war ein Fremder. Und Tempelritter fürchtete man eher, als dass man sie liebte.

Henri näherte sich den Laienbrüdern. Er steuerte ohne Umstände auf einen in der Gruppe zu, einen jungen Mönch mit blassen Zügen, sah ihn fest an und legte ihm die Hand auf die Schultern.

»Gott zum Gruß, Bruder. Ich möchte Euch etwas fragen.«

Verdattert entgegnete der Konverse: »Wer seid Ihr, Bruder? Was wollt Ihr von mir?«

»Lasst uns ein wenig abseits gehen. Ich habe etwas zu klären, Ihr könnt mir helfen.«

»Aber ich kenne Euch nicht!«

»Henri de Roslin. Tempelritter aus London. Ich kläre den Mord an Abt Thomas auf.«

Damit war es ausgesprochen. Henri trat die Flucht nach vorn an. Er sah, wie die Konversen versteinerten. Feindselige Blicke trafen ihn. Henri zeigte sich davon unbeeindruckt. Er legte dem jungen Mönch den Arm um die Schulter und zog ihn mit sich.

»Verratet Ihr mir auch Euren Namen?«

»Bruder Jeremy, noch Novize. Aber ich wohne fest im Kloster, auf der Laienseite.«

»Sagt mir, was Abt Thomas für ein Mensch war. Schildert ihn mir bitte, so genau Ihr könnt.«

Verwirrt erwiderte der Mönch: »Was für ein Mensch? Er war unser Abt. Der gewählte Abt. Nun – nicht von allen gewählt, aber unser Abt eben.«

»Im Tempel muss der Präzeptor einstimmig gewählt werden.«

»So ist es auch hier.«

»Aber Ihr sagtet doch...«

»Die Benediktiner haben ihn gewählt. Wir Konversen dürfen nicht wählen.«

Überrascht fragte Henri nach: »Ihr seid von der Abtswahl ausgeschlossen?«

»Ja.«

»Ich verstehe. Deshalb war Abt Thomas also nicht von allen gewählt, wie Ihr Euch ausgedrückt habt. Aber wenn Ihr hättet wählen dürfen – hättet Ihr ihn gewählt?«

»Wahrscheinlich. Er war trotz allem – ein guter Abt.«

Einer Eingebung folgend, fragte Henri: »Was haben die Berge Schuhe überall zu bedeuten?«

»Nun... ich...« Der Konverse wand sich.

»Was?«

»Du wolltest etwas über Abt Thomas erfahren, Bruder. Er war ein glänzender geistlicher Führer. Aber ich glaube, seine Weltfremdheit hat ihm das Genick gebrochen.«

»Er wurde erstochen.«

»Ja, ich sage das doch nur im übertragenen Sinn. Ich könnte auch sagen, es hat ihm Unheil gebracht. Am Schluss sah er nicht mehr die Realitäten.«

»Was waren das für Realitäten?«

»Ich meine die wirklichen Machtverhältnisse im Kloster.«

Henri sah, wie der Junge an ihm vorbeiblickte. Als er sich umwandte, nahm er die anderen Konversen wahr, die im Hintergrund standen und sie beobachteten. Einige hatten die Häse vorgereckt. Henri sah wieder dem Jungen in die Augen.

»Wer hatte denn die Macht in St. Albans – Eurer Meinung nach, Bruder Jeremy?«

Seine Antwort überraschte Henri. »Die Normannen.«

»Die Normannen? Wer ist das?«

»Dieser Edelmann aus Paris, der sich Stapelherr nennt.«

Henri erinnerte sich. »Ah – Javierre de Bastard.«

»Ja. Und dessen Kreatur, Robin Gilmour-Bryson.«

Henri glaubte, sich verhöhrt zu haben. »Bruder Robin vom Londoner Tempel? Ihr müsst Euch irren, Jeremy!«

»Im Tempel war er nur Gast. Er kommt aus Paris wie sein Meister, Javierre de Bastard. Sie sind die wahren Herren von St. Albans.«

»Ich verstehe. Mit solchen Verhältnissen könnt Ihr im Kloster nicht einverstanden sein.«

Wütend sagte Jeremy: »Es sind Bastarde, wie der Name des einen schon sagt. Ich weiß nicht, wie es ihnen gelingen konnte, hier im Kloster Fuß zu fassen. Wir haben nicht aufgepasst.«

»Haben die Benediktiner diese Männer unterstützt?«

»Einige. Nicht alle.«

»Was planen sie? Welche Interessen verfolgen sie in St. Albans?«

»Ich weiß zu wenig über diese Dinge. Aber eines weiß ich, sie haben nur eines im Sinn: Geld und Macht. Und sie gehen sogar über Leichen.«

»Hm. Willst du damit sagen, sie könnten etwas mit dem Tod des Abtes zu tun haben?«

»Ich will gar nichts sagen. Und jetzt lasst mich zu meinen Brüdern zurückgehen. Ich mache mich ja verdächtig.«

Jeremy ließ Henri kurzerhand stehen. Henri begriff, dass er seinen Brüdern damit Eindruck machen wollte. Warum war man in St. Albans verdächtig, wenn man mit einem Klosterfremden sprach?

Henri ging nachdenklich hinaus. Er musste das Gehörte verarbeiten. Draußen schien die helle Sonne. Im ausgedehnten Gartenbereich lag viel geschlagenes Holz, im Hintergrund sprudelte ein Springbrunnen. Ein Hase flüchtete ins Gebüsch.

Henri blickte in die Widersprüche dieses Klosters, in Schönheit und Fremdheit, Offenkundigkeit und Geheimnis, er konnte sich noch kein Bild machen. Und doch war durch die Worte Bruder Jeremys in ihm ein Verdacht entstanden, dem er nachgehen wollte.

Am meisten machte es ihm Sorgen, dass angeblich Robin Gilmour-Bryson in St. Albans eine Rolle spielte. Henri war es Leid, immer wieder auf diese unselige Person zu stoßen. Wenn es stimmte, hatte er in London sogar versucht, Jenny Sandys zu belästigen. Vielleicht täuschte sich Jenny auch, und ein ganz anderer war in ihr Haus eingedrungen. Aber allein die Tatsache, dass jemand die geheime Wohnung der Sandys ausspioniert hatte, löste ein Frösteln in Henri aus.

Er hatte jetzt erneut dafür gesorgt, dass die Sandys umzogen. Diesmal gab es keine Zeugen, da war er sich sicher.

Henri umrundete einmal ganz den inneren Klosterbezirk. Er war beeindruckt von der Größe der Anlage. Er suchte nach einem Ansatzpunkt, um seine Ermittlungen schlüssig weiterzuführen. Er musste unbedingt mit einem der Benediktiner sprechen. Am besten mit dem Prior.

Schneller als erhofft ergab sich dafür eine Gelegenheit. Als Henri gerade in seiner Zelle angekommen war, klopfte es draußen. Der Prior trat in den kleinen, quadratischen Raum ein, der stets unverschlossen sein musste. Henri blickte den hageren, noch jung scheinenden Mann mit der Halbglatze neugierig an. Er bat ihn, auf dem einzigen Schemel Platz zu nehmen, Henri selbst blieb an die Wand gelehnt stehen.

Prior John de Maryns machte einen besonnenen Eindruck. »Ich habe es mir überlegt«, sagte er, »auch auf die Gefahr hin, das Andenken des Toten zu beschädigen – es muss gesagt werden.«

Henri nickte und wartete. Von draußen drangen die Vogelstimmen des Gartens herein.

Der Prior wischte sich über die Augen, als könne er ein lästiges Bild verscheuchen. »Abt Thomas hatte Feinde, aber besonders einen Feind. Das war er selbst. Er war mit sich nicht im Reinen. Er liebte das Leben zu sehr, vor allem die Aspekte des Lebens, von denen sich ein Geistlicher tunlichst fern halten sollte.«

»Könnt Ihr deutlicher werden, Prior?«

»St. Albans besteht nicht nur aus dem Kloster, das habt Ihr sicher schon gemerkt. In der Stadt gibt es auch eine Burg; der Burgherr, Fürst Edmonton, ist sehr mächtig. Und wenn sich jemand seinen Hass zuzieht, dann sind seine ruhigen Tage gezählt.«

»Ihr wollt sagen, Fürst Edmonton könnte etwas mit dem Mord an Abt Thomas zu tun haben?«

»Der Fürst selbst sicher nicht. Aber indirekt schon. Er wird seine Leute ausgeschickt haben.«

»Gut. Eins nach dem anderen, Prior. Ich habe hier in diesem Kloster die Langsamkeit gelernt. Also der Reihe nach. Welchen Grund könnte der Burgherr von St. Albans, Fürst Edmonton, haben, den Abt des Benediktinerklosters von St. Albans aus dem Weg zu räumen?«

Der Prior sah unglücklich aus. »Abt Thomas hatte eine Affäre mit der Tochter des Fürsten.«

Ungläubig blickte Henri sein Gegenüber an. »Eine Liebesaffäre? Oder was meint Ihr?«

»Ja.«

Henri fielen in diesem Augenblick die Worte des Abtvaters Thomas in Southwark ein. Wie hatte er sich ausgedrückt? Henri versuchte, sich zu erinnern. Nach seinem Besuch war ihm ein Satz nicht mehr aus dem Kopf gegangen, den der Alte gesagt hatte. Er war ihm wie ein Schlüssel vorgekommen, den er damals noch nicht zu gebrauchen gewusst hatte. Der Satz hatte gelautet: Manche sagen, er sei in das Leben verguckt gewesen, er liebte die tausend Kleinigkeiten der Schöpfung, mein Thomas war ein Vernarrter.

War es das, wovon jetzt auch der Prior sprach?

»Erzählt mir mehr, Prior.«

»Burgherr Edmonton besitzt eine reizende Tochter. Sie heißt Alissa. Jeder Mann im Umkreis von hundert Meilen ist hinter ihr her. Und man erzählt nun, sie habe sich in die starken Arme des Abtes geflüchtet, weil sie es nicht mehr aushielt, dass die jungen Männer ihr Tag und Nacht nachstellten. Sie vertraute sich nicht ihrem leiblichen Vater an, sondern suchte Schutz bei Abt Thomas – und dabei ist es dann geschehen.«

Henri konnte es noch immer nicht glauben. »Aber Abt Thomas war ein geistlicher Herr! Und er teilte die Ideale des

Tempels, er hat ein Keuschheitsgelübde abgelegt! Ist ein solcher Mann nicht jeglicher Sünde unverdächtig?«

»Natürlich. Aber manchmal strauchelt eben auch einer. Wir sind nur Menschen.«

»Nehmen wir also an, Ihr habt Recht. Das heißt, Abt Thomas hat diese Alissa geschändet, und deshalb musste er sterben. Alissas Vater hat jemand gedungen, der den Mord ausführte.«

»Ja.«

»Wer hat die verruchte Tat ausgeführt?«

»Nun. Das weiß ich nicht. Aber es kommen einige Kandidaten dafür in Frage.«

»Wer beispielsweise?«

»Burgmannen des Fürsten oder Alissas beide Brüder, Roger und Norton. Oder ein empörter Mitbruder, der über das Treiben des Abtes entsetzt war.«

»Jemand aus diesem Kloster?«

»Nun, hier gibt es besondere Empfindlichkeiten. Die Brüder sind streng gläubig. Es wäre ja nicht das erste Mal, dass hier ein Abt ermordet wird.«

»Es – ist schon einmal geschehen?«

»Sie haben ihren eigenen Abt gewählt. Und den rechtmäßigen ermordet.«

»Wer?«

»Die Konversen.«

»Bei Gott, Prior, lasst Euch doch nicht jede Einzelheit aus der Nase ziehen!«

Der Prior seufzte. »Bei der Wahl des Abtes haben die Konversen keine Stimme. Deshalb hat die Versammlung der Laienbrüder damals, es ist schon zwanzig Jahre her, in einem gesetzlosen Akt einen eigenen Abt gewählt. Es war ein regelrechtes Komplott. Und eines Nachts ermordeten sie den rechtmäßigen Abt und setzten ihren an seine Stelle. Der Täter konnte nie überführt werden.«

Der Prior bekreuzigte sich und blickte zum Himmel.

»Die Laienbrüder sind also das Problem.« Henri überlegte. Er erinnerte sich an ihr auffälliges Verhalten. »Planen die Konversen jetzt auch wieder die Wahl eines eigenen Abtes?«

»Ich befürchte es, denn Abt Thomas war bei ihnen nicht beliebt. Vielleicht ist es in aller Heimlichkeit auch schon geschehen. Wenn sie versuchen, ihren eigenen Mann einzusetzen, dann kommt es zu einer Revolte.«

»Wer ist der Kandidat?«

»Nun, einer aus ihrer Mitte.«

»Aber was hätten sie von einem eigenen Abt? Würde sich ihre Lage im Kloster in irgendeiner Hinsicht verändern?«

»Er könnte erwirken, dass sie nicht mehr zweitrangig sind.«

»Im Tempel sind die *donats*, die Dienstbrüder, nicht zweitrangig, sie genießen die gleichen Rechte wie die anderen auch. Selbst die Priester sind bei uns nicht höher gestellt.«

»Hier ist es eben anders. Wir haben es sie vielleicht zu deutlich spüren lassen. Manche unserer Brüder blicken über Gebühr auf die Konversen herunter und demütigen sie.«

»In welcher Weise?«

»Wir hätten nicht darauf bestehen dürfen, dass sie die Schuhe der Benediktiner tragen müssen, wenn die sie ablegen.«

Henri sah vor seinem geistigen Auge die Berge von Schuhen in den Gängen vor sich. »Die Konversen besitzen nicht das Recht auf eigene Schuhe?«

»Nein. Wenn sie nicht die abgetragenen der Mönche anziehen, müssen sie barfuß gehen. Vielleicht hätte ich das nicht zulassen dürfen. Jetzt ist es aber zu spät. Selbst wenn ich diese Regelung rückgängig mache – die Wut ist zu groß. Sie wählen ihren eigenen Abt. Und dann...«

»Bei Gott, Prior. Immer erwächst aus Ungerechtigkeit Zorn. Wisst Ihr das nicht?«

»Ich weiß es.«

Henri zweifelte daran.

Er hätte den Prior gern noch nach den beiden Franzosen gefragt, die in diesen Tagen aber offensichtlich nicht anwesend waren. Welche Rolle spielten sie wirklich in diesem Kloster? Aber der Prior wurde hinausgerufen, im Abtsgebäude war ein Besucher eingetroffen.

Henri de Roslin folgte ihm in den Hof. Dort angekommen knöpfte er sich den erstbesten Benediktiner vor, dem er begegnete. Es war ein Gärtner. Er stand mit krummem Rücken in den Kräuterbeeten und zupfte Unkraut.

»Gott befohlen, Bruder, Ich möchte Euch etwas fragen.«

Der Mönch stützte die Hände in seine Seiten und richtete sich auf. »Dann fragt.«

»Wie kommt Ihr mit den Laienbrüdern aus?«

Der Mönch starrte ihn verwundert an. »Es sind eben Laienbrüder.«

»Habt Ihr Streit mit ihnen?«

»Nein.«

»Ich untersuche den Mord an Abt Thomas. Sicher hat Euch die Untat auch tief bewegt und getroffen. Was glaubt Ihr, unverblümt gefragt, wer dahinter steckt?«

Der Mönch lachte. »Seid Ihr verwirrt? Woher soll ich etwas darüber wissen? Denkt Ihr, der Mörder spaziert hier herum und sagt allen seinen Namen?«

»Vielleicht habt Ihr einen klitzekleinen Verdacht?«

»Ich weiß gar nichts. Und wenn ich etwas wüsste, würde ich stillschweigen. Das ist immer das Beste.«

Henri war erstaunt über die barsche Haltung. »Habt Ihr Angst vor irgendetwas oder irgendetjemand?«

»Unsinn! Es ist das Gebot des Klosters, zu schweigen. Geredet wird in der Welt genug.«

»Von Euch erfahre ich also nichts?«

»Nichts über diesen Mordfall. Mögt Ihr ihn bald aufklären.«

»Ich danke Euch, Bruder Gärtner.«

Henri ging weiter. Er bemerkte, dass überall Mönche standen, die ihn beobachteten. Von den Laienbrüdern war hingegen niemand zu sehen. Henris Gedanken liefen mit ihm im Kreis. Er musste den Burgherrn von St. Albans aufsuchen. Mit dieser Alissa sprechen. Vielleicht auch mit ihren Brüdern. Aber vorher wollte er sich weiter im Kloster umhören.

Der letzte Mönch, der geholfen hatte, die Weinfässer aus Deutschland in den Keller zu verfrachten, stand schwer atmend in der Sonne. Henri trat näher und wünschte ihm einen guten Tag. Dann stellte er seine Frage.

Der beleibte Mönch blinzelte ihn an. Er blickte hinter sich, die Kellertreppe hinunter, an dessen Fuß sich die Brüder mit den Weinfässern beschäftigten.

»Wisst Ihr«, sagte er dann, »in diesem Kloster ist es nicht so wie in anderen.«

»Was meint Ihr damit, Bruder?«

»In ordentlichen Klöstern, nicht wahr, gibt es den Abt und seine Stellvertreter. Es gibt den Prior, den Sakristan, den Kellermeister, den Vorleser, den Kalfaktor. Sie alle, von oben nach unten, sagen, was getan werden soll. Und die anderen Brüder setzen die Anweisungen um.«

»Hier ist das nicht so?«

»In St. Albans reden Personen mit, die von außen kommen. Die klösterlichen Autoritäten sind außer Kraft gesetzt.«

Etwas Ähnliches hatte Henri schon bei seinem ersten Aufenthalt in St. Albans gehört. »Und wer sind diese Personen?«

»Das kann ich nicht sagen.«

»Ich muss es aber wissen. Sie könnten Verdächtige sein, die in den Mord verwickelt sind.«

»Wenn ich Genaueres wüsste, würde ich es sagen. Denn niemand will ja Mörder decken, nicht wahr? Aber vielleicht

geht in diesem Kloster die Angst um? Vielleicht befürchten wir alle, der Nächste zu sein, der einen Dolch in den Hals kriegt?«

»Ist das Euer Ernst?«

»Abt Thomas hat mit dem Feuer gespielt, mein Tempelherr. Er ist zu weit gegangen. Er glaubte ja, allmächtig zu sein und sich über Warnungen hinwegsetzen zu können. Und dann kommt auch noch diese Liebesaffäre hinzu. Nein, das war zu viel.«

»Ihr glaubt, er sei ermordet worden, weil er sich mit Alissa eingelassen hat?«

»Natürlich! Das war ein Schlag ins Gesicht jedes Klosterbruders, der Keuschheit geschworen hat. Und der Abt hat alle Gebote sehr streng eingefordert.«

»Ich verstehe. Auch im Tempel würde man eine solche Sünde ahnden – wenn auch nicht mit Mord.«

»Nun, es gab genügend andere Gründe für diese Untat, das glaubt mir. Fragt die Fremden im Kloster.«

»Ihr meint die Laienbrüder?«

»Nein.«

»Ich sehe keine anderen Menschen in St. Albans, die nicht zur Versammlung der Konventualen gehören.«

»Sie sind noch nicht hier. Vielleicht, weil sie Euch wittern. Aber sie kommen wieder. Wartet ab, bis sie wieder da sind. Dann werdet Ihr schon sehen.«

Henri schien das Gehörte undenkbar. Was war in St. Albans wirklich los? Wer gab hier den Ton an? Jeder hatte offenkundig seine eigene Version der Ereignisse. Immer deutlicher schien ihm, dass die Angst umging. Diese angebliche Liebesaffäre des Abtes mit der Tochter des Burgherrn Edmonton musste in den Herzen und Köpfen etwas ausgelöst haben, das er noch nicht durchschaute. Es konnte nur etwas Angst Einflößendes sein.

Oder wollten die Mönche nur die wahren Hintergründe der Mordtat vertuschen?

Henri kam im Augenblick mit seinen Überlegungen nicht weiter. Er beschloss, noch an diesem Tag in die Burg zu reiten.

Die Fürstenburg von St. Albans lag unmittelbar vor der kleinen Stadt auf einem Plateau. Der Weg dorthin führte über Wiesen. Henri musste an Neville of Gwyn denken, der Templer wollte am kommenden Tag in St. Albans eintreffen. Henri hätte sich gewünscht, ihn schon jetzt an seiner Seite zu haben.

Als er die Burg erreichte, zügelte er sein Pferd und sah empor. Die Zinnen in Form von Schwalbenschwänzen kannte er aus dem Morgenland. Die Brücke aus grauem Holz, die über den Burggraben führte, war löchrig, darunter floss trübes Wasser. Wachtürme auf Erdwällen schützten die Burg, die auf Henri trotz der schadhafte Brücke einen sicheren Eindruck machte. Am Torhaus wurde er nach seinem Begehrt gefragt, nannte ihn und konnte einreiten. Hinter ihm rasselte das Torgitter herunter, und Henris Reittier stieg erschreckt auf die Hinterbeine.

Der Innenhof war voll gestellt mit Karren, Säcken, Feuerholz und Gespannen. Einige Bedienstete beschlugen an einer offenen Schmiede Pferde, andere misteten den Hühnerstall aus oder trugen Lasten. Rechts und links befanden sich Wirtschaftsgebäude. Henri überquerte eine weitere Brücke, die zum zweiten Ring führte, und nannte erneut sein Anliegen. Auch hier konnte er passieren. Er stieg vom Pferd, übergab es einem Stallknecht und ging ohne Umschweife zum Wohnturm. Auch hier ließen ihn die beiden Wächter ungehindert passieren. Eine gewundene Holzterrappe führte in die Höhe.

Henri kannte solche Donjons zur Genüge aus Frankreich. Er wusste, wo die Herren und ihre Burgmannen sich aufhielten.

Vor ihm öffnete sich ein Portal. Im Saal, der eine Decke von kunstvoll verstrebt Eichenholzbalken besaß, befanden sich überraschend viele Menschen, solche, die zur Burg gehörten, aber auch Gäste. Sie saßen zusammen, vertrieben sich die Zeit mit Brettspielen und gingen plaudernd umher. Ein Spielmann zupfte leise die Saiten einer Laute. Das war alltägliches Burgenleben, wenn nicht gerade eine Fehde ausgefochten werden musste.

Die rechte Längsseite des Saales wurde von einem langen, weiß gedeckten Tisch in U-Form eingenommen, auf dem leeres Holzgeschirr und Becher standen. Ein Bediensteter stellte Krüge auf den Tisch. Hinter dem Durchgang zur Küche nahm Henri Herdfeuer wahr.

Henri erkannte den Lord und seinen Hofmeister sofort an ihrer Kleidung und ihrem herrischen Gebaren. Sie saßen in der Nähe der Fenster. In ihrer Nähe hielten sich auch zwei junge Ritter auf, bei denen es sich um Roger und Norton handeln konnte. Henri näherte sich, wartete aber in ein paar Schritten Entfernung, bis sie ihn bemerkten.

»Nun?« Die Stimme des Hofmeisters klang herablassend.

»Henri de Roslin. Tempelritter aus London. Ich untersuche den Mord an Abt Thomas im Benediktinerkloster.«

Jetzt wurde auch der Lord aufmerksam. Er war ein auffallend kräftiger Mann mit kurzen Armen, die jetzt eine einladende Geste vollführten. »Tempelritter sind mir immer willkommen. Ich bewundere Euren Orden, Master Henri.«

»Danke, Sir. Würdet Ihr mir einige Auskünfte erteilen?«

»Fragt.«

»Im Kloster gibt es Gerüchte. Sie besagen, dass Eure Tochter Alissa den Abt kannte.«

Der Hofmeister wollte eine herrische Bemerkung machen, aber der Lord schnitt ihm das Wort ab. Er hatte die Stirn gerunzelt und starrte Henri aus dunklen Augen an.

»Und weiter?«

»Könnte – dieses Gerücht zutreffen?«

»Nun, jeder hier kannte den Abt.«

»Eure Tochter ist eine junge Frau, der Abt ein Mann.«

»Ich kenne diese verdammten Gerüchte, Master Henri. Wer sie ausspricht, dem sollte die Zunge herausgeschnitten werden. Meine Tochter ist ein unberührtes, himmlisches Wesen. Wer sich ihr in unziemlicher Absicht nähern sollte, dem stehen alle Qualen der Hölle bevor.«

»Klare Worte, Fürst. Dann ist also nichts dran an diesen Gerüchten?«

Statt einer Antwort klatschte der resolute Lord in die Hände.

»Holt Alissa!«

Ein Knappe sprang die Treppe hinauf. Henri wartete gespannt. Die beiden jungen Ritter, die nicht intelligent wirkten, starrten ihn düster an. Nach einer Weile erschien das Mädchen auf der Treppe. Ihr lindgrünes, langes Gewand passte wunderbar zum blonden Strahlenkranz ihrer Haare. Sie trug tatsächlich eine kleine, goldene Prinzessinnenkrone. In ihrem Gesicht lag ein feines Lächeln. Henri dachte, dass sie tatsächlich sehr schön war und unschuldig wie ein Engel wirkte.

»Komm zu mir, mein Schatz!« Der Fürst winkte seine Tochter mit milder Stimme heran. »Begrüße unseren Gast. Es ist Sir Henri aus dem Londoner Tempel.«

»Oh! Ein echter Tempelritter? Wie schön! Habt Ihr Jerusalem befreit?«

»Nein«, sagte Henri amüsiert. »Ich war noch zu jung. Aber ich hätte es für Euch jederzeit getan, wenn ich alt genug gewesen wäre und Euch gekannt hätte, Prinzessin.«

»Ihr könnt nicht nur das Schwert führen, sondern auch die Worte, Ritter! Weshalb seid Ihr hier?«

Fürst Edmonton erklärte es seiner Tochter. Es war entzückend, zu sehen, wie sie sanft errötete. Nein, dachte Henri, dieses Mädchen ist so unschuldig wie ein Küken. Nie und nimmer konnte es sein, dass sie und Abt Thomas Liebesnächte miteinander verbracht hätten. Zwischen einem solchen sündigen Tun von Erwachsenen und der Sanftmut eines noch nicht erwachten Mädchens lagen Welten. Er konnte sich einfach nicht täuschen!

Alissa schaute Henri aus veilchenblauen Augen an. Sie lächelte lieb und zeigte ihre regelmäßigen, schneeweißen Zähne. Mit ihrer zarten Stimme sagte sie: »Was glaubt Ihr, Tempelritter? Habe ich oder habe ich nicht?«

Jetzt war es Henri, der verlegen wurde. Sie ist auch kokett, dachte er. Sie weiß, wie sie auf Männer wirkt. Einen jungen, verliebten Mann zieht sie hoffnungslos in ihren Bann. Nun, dachte Henri, das tut jede Frau. Aber dann gibt es Frauen, die finden besonderen Gefallen daran, Männer zu täuschen. Und es gibt diejenigen, die ihren eigenen Reizen und dem Gefühl ihrer Macht wie einer Sucht verfallen sind.

Sollte vielleicht an dem Gerücht doch etwas dran sein?

Er schaute sich um. Mehrere Anwesende hatten einen Halbkreis um sie gebildet und lauschten dem Gespräch. Henri sah, dass die jungen Männer darunter Alissa verliebt anblickten. Auch ihr Vater lächelte ihr verliebt zu. Alissa sah jedoch nur Henri an.

Henri begriff, dass er eine Antwort schuldig geblieben war. »Ich erlaube mir nicht, mir ein eigenes Bild über Euer Verhalten zu machen, Prinzessin. Ich würde Eurer Erklärung glauben.«

»So einfach? So einfach ist es nicht immer, mein Tempelherr. Abt Thomas war ein liebenswerter Mensch. Ich bewunderte ihn. Und ich bin untröstlich darüber, dass er nun tot ist und von den – Würmern gefressen wird. Aber er war ein Abt, nicht

wahr, und ein ziemlich alter dazu. Kaum eine Partie für eine junge, hübsche Fürstentochter!«

Henri gefiel nicht, wie sie sprach. Sie war ihm zu ironisch, zu selbstgefällig. Er konnte sich plötzlich vorstellen, wie sie mit dem Begehren von Männern spielte. Vor allem konnte er sich vorstellen, wie sie es genießen würde, ältere Männer an der Nase herumzuführen.

Der Fürst nickte zu allem, was sie sagte. Er blickte Henri triumphierend an. Alissa sah plötzlich gelangweilt aus. Ein hässlicher, harter Zug umspielte ihre Lippen.

Als sie sich abrupt umdrehte und wieder die Treppe emporschwebte, musste sich Henri eingestehen, dass er gar nichts mehr wusste. Er hätte für Alissas Unschuld nicht mehr die Hand ins Feuer gelegt!

Am nächsten Tag kam Neville. Henri begrüßte ihn erleichtert. Der Tempelbruder brachte Neuigkeiten aus London mit. Robin Gilmour-Bryson war auf dem Gelände des Tempels gesehen worden. Der Präzeptor hatte durchgesetzt, dass er festgenommen wurde. Sein Habit war ihm entzogen worden. Er war wegen der sich häufenden Verdachtsmomente gegen ihn für alle Zeit des Tempels verwiesen worden.

»Den sind wir los«, sagte Neville abschließend. »Ich hoffe, ich sehe ihn nie wieder.«

Henri überlegte, ob er Neville die Neuigkeit mitteilen sollte. Dann sagte er: »Ich glaube, ich habe schlechte Nachrichten für dich, mein Freund. Unser Robin scheint hier in St. Albans eine feste Größe zu sein. Man berichtet mir, dass er an der Seite dieses Stapelherrn aus Paris auftritt – du erinnerst dich, dass er den Kopf zur Tür hereinsteckte, als wir vergeblich auf Abt Thomas warteten – und im Kloster eine Rolle spielt.«

»Was? Aber wie kann das gehen? Robin ist kein Benediktiner. Und sicher auch nicht als Laienbruder in St. Albans angestellt.«

»Sein Landsmann Javierre de Bastard schützt ihn. In seinem Schatten fühlt sich Robin offenbar wohl. Welche Rolle dieser selbst ernannte Stapelherr aus Paris spielt, das werde ich noch herausfinden. Dass ein solcher Unternehmer überhaupt in einem Kloster eine bedeutende Position einnehmen kann, ist mir schleierhaft. Und dieser Robin ist nur seine ausführende Kreatur.«

»Ich habe Bruder Robin einmal gemocht. Er hatte anziehende Seiten.«

»Er hat uns mit seinem Wesen getäuscht. Und das heißt – er ist gefährlich!«

»Was meinst du, glauben die Mönche wirklich dieses Gerücht von der Liebelei zwischen dem Abt und dieser Alissa? Oder verstecken sie nur ihre eigenen Machenschaften dahinter?«

»Kann ich nicht sagen. Einige scheinen es nur allzu bereitwillig zu glauben. Das sind die Neider, die Äbten von Klöstern immer das Ärgste anhängen wollen. In diesem speziellen Fall scheint es aber nur um die Person eines einzelnen Mannes zu gehen. Abt Thomas – wer war er? Das Bild bleibt mir rätselhaft. Er war unbezweifelbar ein großer Charakter. Ich weiß auch, dass er ein ehrlicher Freund des Tempels war. Für mich auch solcher Sünden, die man ihm vorwirft, völlig unverdächtig. Aber es scheint eine tiefe Bereitschaft zu geben, den Anschuldigungen gegen ihn zu glauben. Warum? Das ist das eigentliche Problem.«

»Er muss etwas getan haben, das ihn verhasst machte.«

Henri berichtete von der Schuhrevolte. Neville hörte verwundert zu, schloss aber aus, dass der Hass von diesem Ereignis herrühren konnte.

Henri sagte: »Letztlich war Abt Thomas wohl ein Kleriker wie andere auch. Einer, der guten Glaubens ist und den Sündern Ablässe verkauft.«

»Aber reicht das, um den Hass eines Mörders auf sich zu ziehen?«

»Das allein sicher nicht. Vielleicht musste er dafür büßen, dass Mönche heutzutage nicht gut angesehen sind.«

»Du meinst, der Vertrauensverlust, den Klerus und Adel ohnehin seit einiger Zeit in England erleben, könnte sich hier in St. Albans entladen haben?«

»Vielleicht. Ich muss jede Möglichkeit in Erwägung ziehen. Und kann man es den Menschen verdenken, dass sie bei all dem Machtmissbrauch, den wir in der heutigen Zeit erleben, misshandelt und ungerecht werden?«

Neville sagte: »Ich weiß nicht genau, wovon du sprichst. Unser Königshaus scheint mir nach langer Zeit einmal wieder kluge Politik zu machen – abgesehen vielleicht von dem Krieg gegen die Waliser. Und die Pfaffen sind eben die Pfaffen.«

»Ja. Aber erleben wir nicht, wenn wir genau hinsehen, einen fortschreitenden Verfall der moralischen und politischen Autorität des Papsttums? Sie wollen die päpstliche Lehnsherrschaft über England ausdehnen! Ich liebe Bonifaz den Achten, er ist mein Heiliger Vater, aber wenn ich sehe, wie in England die päpstliche Besetzungspraxis kirchlicher Pfründe immer rüdere Formen annimmt, dann komme ich ins Grübeln.«

»Du scheinst darüber mehr zu wissen als ich.«

»Der Heilige Stuhl geht dazu über, Bistümer, Abteien und sonstige Besitztümer ohne Rücksicht auf das Wahlrecht der eigentlich zuständigen kanonischen Wahlgremien einfach im Weg der Provision, der päpstlichen Ernennung, zu besetzen. Es hat für den Heiligen Stuhl einfach den Vorteil, dass höhere Gebühren anfallen! Aber schauen wir uns doch mal die

moralische Fragwürdigkeit eines solchen fiskalischen Denkens an! Es ist die höchste geistliche Instanz! Wie kommt das bei den einfachen Leuten an?«

»Du bist durch deine Beschäftigung mit dem Fiskus im Tempel sehr kritisch geworden.«

»Ja, gerade weil im Tempel alles sauber und klar ist, sehe ich Dinge wie Ämterhäufung, Verweltlichung und Disziplinlosigkeit in der Papstkirche umso deutlicher.«

»Vorsicht, Henri! Das klingt schon fast nach Ketzerei!«

»Unsinn!«

»Du bist doch wohl nicht einer von diesen Bettelmönchen geworden! Sie behaupten, dass die Kirche nicht durch Klerus und Papsttum, sondern durch die unsichtbare Gemeinschaft der von Gott Erwählten repräsentiert wird, während die bestehende Amtskirche der Herrschaft des Antichrists ausgeliefert und damit zur ewigen Verdammnis bestimmt ist!«

»Nein, beruhige dich, Neville, ich bin kein Bettelmönch geworden. Aber ich sage dir was! Ich sehe voraus, dass es noch so weit kommt, dass jeder seinen eigenen Papst wählt, um seine Einkünfte zu erhöhen! Zumindest in Italien und Frankreich.«

»Male den Teufel nicht an die Wand! Aber vielleicht hast du Recht, und der Zustand unserer geliebten Kirche ist wirklich Besorgnis erregend. Auf der anderen Seite: Es gab immer die Suche nach Sündenböcken, die für etwas herhalten mussten. Vielleicht hat einen solchen jemand in dem armen Abt Thomas gefunden.«

Javierre de Bastard war in der Nacht aus dem Land der Normannen kommend eingetroffen und hatte sich sogleich in die Klosterkirche begeben. Er liebte diesen Ort inbrünstig. Er

vermittelte ihm das Gefühl, dass ihm alle seine Sünden vergeben würden.

Vor allem, wenn er in der gerade gebauten Marienkapelle am goldenen Schrein vor den Gebeinen der beiden Märtyrer Amphibalus und des Heiligen Alban betete, wurde ihm wohl ums Herz. Er wollte eines Tages auch in einem solchen Reliquiar bestattet sein, auf einem Sockel von Purbeckmarmor, ganz von Gold umgeben. Manchmal fühlte Javierre sich hier so zu Hause, als habe er den Bau dieser Kirche persönlich in Auftrag gegeben. Das musste mit seiner Kindheit in der Normandie zusammenhängen und mit seinen Landsleuten, den Normannen, die St. Albans gebaut hatten, nachdem sie die angelsächsische Kirche abreißen ließen. Javierre kannte jeden Stein solcher hochfliegender Kirchen aus seiner Heimatstadt Caen. Alles in St. Albans atmete normannischen Geist.

Javierre de Bastard erhob sich. Er ging demütig am Chorraum vorbei und entzündete eine Kerze. Auf dem Opfertisch neben den massigen normannischen Pfeilern brannten schon Hunderte Kerzen. Ihr Schein spielte an den Wänden mit der unregelmäßig geschichteten Backsteinoberfläche im Wechsel mit Feuerstein, ließ Schatten wandern und Figuren auf kupfernen Grabplatten tanzen. Javierre de Bastard hatte seit seiner Kindheit eine dunkle und lebhaftere Fantasie, die ihn immer mehr bedrängte. Er sah in Licht und Schatten eine Botschaft, las aus dem Tanz der flackernden Lichter für sich heraus, ob seine Pläne gelingen würden.

Er hätte jubeln können. Sie würden gelingen!

Der Franzose benutzte die westliche Treppe zum Kapitelhaus. Die Steinstufen waren ausgetreten, wie viele Generationen von Mönchen waren hier schon emporgegangen! Javierre hatte Sinn für Vergangenheit, er sah frühere Jahrhunderte manchmal in ihren Gestalten vor sich, als lebten

sie neben ihm. Hier war alles Stein, eine eingemauerte, großartige Welt von aufstrebenden Bündelpfeilern, Bogenfenstern, Pforten und Maßwerk. Hier verding sich der freie Geist, der Pläne machte, nicht wie in den alten, gedrunghenen Kirchen im Landesinneren von England in geduckten, eingemauerten Formen, sondern wurde emporgeleitet, bis hin zum Höchsten. Und wurde dort jubilierend empfangen.

Javierre empfand es immer als Klärung und innere Reinigung, in St. Albans zu sein. Deshalb wollte er dieses Kloster auch besitzen.

Er betrat den Kapitelsaal. Demütig zwar, denn er war kein Benediktiner und wurde in der Versammlung immer noch nur als Laienbruder geduldet, aber auch innerlich hochfahrend. Denn bald würde er den Vorsitz im Kapitel führen.

Prior John de Maryns und die Brüder starrten ihm entgegen. Javierre erblickte nicht in allen Gesichtern Freundlichkeit. In einigen Augenpaaren stand sogar blanker Hass. Javierre de Bastard atmete tief ein und hob den Blick. Was für ein Raum! Er empfand manchmal die Einsamkeit hier im fremden Land, fühlte sich wie ein kleiner Junge aus Caen, den die ihm auferlegten kaufmännischen Pflichten von Großvater und Vater überforderten, später war sogar das Königshaus an ihn herangetreten und hatte ihm diese gewaltige Aufgabe gestellt. Aber er bezog innere Stärke in strahlenden Klosterräumen. Das hatte gewiss damit zu tun, dass hier seine wahre Bestimmung wartete – ein Herr und Führer zu sein.

Javierre setzte sich auf eine der rundum laufenden Bänke. Er machte sich klein. Der Prior und die Benediktiner begannen, das nächste Kapitel zu lesen. Dann sprachen sie über die Aufgaben, die vor ihnen lagen. Javierre hörte nicht zu. Er würde ihre Pläne ohnehin zunichte machen. Er ließ den Blick durch den Saal mit der Mittelsäule wandern. Das waren

Räume, die seiner würdig waren! Fest gefügt und in Stein gehauen und doch leicht und wie spielerisch, mit dem einfallenden bunten Licht durch die Reihen der hohen, spitz zulaufenden Fenster. Die Gewölbedecke mit ihren klaren Streben und Kreuzrippen, welch ein Geniestreich! Für Genies gemacht, die alles in sich aufnahmen und ihre Gedankenströme ausschickten, das grobe Material überwandten und alles Wegstrebende, Widerspenstige bändigten. Und alles Feindliche beseitigten.

Javierre fühlte, während er das Gespräch der Konventualen an sich vorbeifließen ließ, wie er den Raum in Besitz nahm. Und der Raum nahm ihn in Besitz. Beide wurden ebenbürtig.

Was hatten die Benediktiner vor? Javierre zwang sich, ihrem Disput zu folgen.

Sie wollten die Konversen zügeln. Sie wollten schnell einen neuen Abt wählen. Sie wollten Henri de Roslin bei seiner Ermittlungsarbeit jede Unterstützung gewähren.

Henri de Roslin?

Javierre horchte auf. War der Templer tatsächlich wieder in St. Albans? Und sie ließen ihn gewähren?

Ein einzelner Sonnenstrahl drang durch eine der Rosetten des sechseckigen Kapitelsaales und stach mit einem roten Messer in Javierres Augen. Er zuckte zusammen. War das wieder ein Zeichen? Er versuchte es zu deuten. Rot. Messer. Nein, nein, dachte er. Nicht an mich ergeht ein solcher Auftrag. Das wäre unter meiner Würde. Schnell dachte er stattdessen: strahlendes Licht, tastende Zeit, hochfliegende Gedanken, wandernde Schatten.

Henri de Roslin sah zum Himmel auf. Wie wunderbar die Kraft der Frühlingssonne alles erwärmte! Auch ihn selbst. Er blieb bei seinem Gang über den Klosterhof stehen und fühlte

sich einen Moment lang wie eine Blume, die sich zum Licht reckt. Auch Menschen sind Natur, dachte er, obgleich sie mit göttlichem Geist beseelt sind und herausgehoben aus allen Kreaturen. Wir brauchen Wärme und Licht wie der Rhododendron, wie der Salamander.

Alissa, die Tochter des Burgherrn Edmonton von St. Albans, fiel ihm ein. Welch ein merkwürdiges Mädchen. Und wie schön sie war. Ob er sie noch einmal wieder sehen würde?

Inzwischen war er sich beinahe sicher, dass die Gerüchte von der Sünde zwischen ihr und dem Abt nicht aus der Luft gegriffen waren. Er konnte es sich inzwischen vorstellen. Und ermahnte sich selbst, wenn er es sich in allen Einzelheiten vorstellte. Auch diese Bilder in der Fantasie, dachte er, sind Sünde. Trotz aller Verbote, dachte er, was zwischen Mann und Frau geschieht, geht nur sie an.

Henri ging weiter. Es fiel ihm auf, dass die Konversengasse menschenleer war. Auch die Schuhberge waren weggeräumt worden.

Er hatte um ein Gespräch mit dem Kellermeister gebeten. Henri war ein neuer Verdacht gekommen. Er wollte mehr erfahren über die wirtschaftliche Situation des Klosters. Er wusste aus eigener Erfahrung, dass oft interne Schwierigkeiten der Grund für Ereignisse waren, die man nicht verstand.

Kellermeister Axe of Wells empfing ihn in seinen Räumen, die sich in der Prälatur befanden. Kostbare Ledertapeten mit Davidsmotiven bedeckten die Wände. Der Kellermeister war ein leutseliger Mann mit rotem Gesicht, offensichtlich dem Wein zugetan. Aber auch ein kluger, nüchterner Kopf, wenn es um fiskalische Dinge ging.

Henri kam gleich zur Sache. Er wollte wissen, wie der Kellermeister die Gerüchte gegen den Abt Thomas deutete.

Axe of Wells sah unsicher aus. Er strich sich über die Lippen, als wollte er falsche Worte versiegeln. Dann sagte er: »Ich

glaube nicht an so etwas. Die Beschuldigungen gegen unseren Abt werden aber gern geglaubt, ich merke schon, dass es eine auffällige Bereitschaft dafür gibt. Vor allem, wenn man sich im Ort umhört, merkt man, dass die Vorurteile gegen unser Kloster steigen. Die einfachen Leute draußen fühlen sich von allen möglichen Mächten eingeschränkt, vom Adel, von Herrschaftshäusern, vom Klerus. Wenn solche Gerüchte auftauchen, greift man gern zu. Dann kann man etwas von seinem Unmut abreagieren.«

»Könnte eine Verschwörung dahinter stecken?«

»Von wem? Nein, nein. In meinen Augen kocht da nur ein bisschen Unmut auf, der sich angesammelt hat. Das legt sich wieder.«

»Ein bisschen Unmut? Dieser Unmut führte zum Tod des Abtes. Wer hat ihn ermordet?«

»Die Konversen natürlich! Abt Thomas war ja verantwortlich für den Schuherlass. Nur können wir ihnen nichts nachweisen. Und wir können sie auch nicht des Klosters verweisen. Denn wir brauchen dringend ihre Arbeitskraft. Ohne die fleißigen Laien würde das Kloster innerhalb von drei Tagen gänzlich zusammenbrechen.«

»Wie ist die wirtschaftliche Situation in St. Albans?«

Der Kellermeister rieb sich wieder die Lippen. »Es ist für mich sehr erfreulich, sagen zu können, dass wir reich sind. Sehr reich sogar.«

»Das ist schön für Euch!«

»Neben der Landwirtschaft betreiben wir inzwischen auch den Abbau von Eisenerz und Zinn. Wir können das sogar ohne die Kontrolle des Sheriffs tun und zahlen die fälligen Abgaben für die Krone direkt an den Warden, seinen persönlichen Amtsträger. Darüber hinaus sind wir im Wollgeschäft. Wir betreiben in der Nähe eine Tuchfabrik, die Laken als Grundlage für die Kleidung aller Menschen in England

herstellt. Wir müssen natürlich auch einführen, Alaun und Färbemittel, aus Flandern hochwertige Textilien, aus dem Ostseeraum Pech, Wachs und Fell. Und wir wollen den Umstand verändern, dass der Handel mit dem Ausland bisher von Normannen kontrolliert wird. Wir wollen englische Kaufherren.«

»Verleiht ihr Gelder?«

»Natürlich.«

»Dafür sind nicht mehr jüdische Bankiers zuständig? Oder die Italiener?«

»Die einheimischen Klöster sind mittlerweile die Bankiers und Hauptfinanziers des Adels und der Krone. Das müsst Ihr doch wissen, Bruder Henri. Und die Juden wurden vor zehn Jahren vertrieben.«

»Nun ja. Aber lasst mich auf einen Punkt kommen, der mir besonders wichtig erscheint. Ich versuche ja, einen Grund für die Ermordung des Abtes zu finden. Und den Mörder zu erkennen, der mit einem solchen handfesten Motiv ausgestattet war. Dafür muss ich allen Spuren nachgehen. Was glaubt Ihr – könnten Neid und Missgunst über den wachsenden Reichtum des Klosters sich in einer solchen Untat entladen haben?«

»Schwer vorstellbar. Die Klöster stellen ja unantastbare Autoritäten dar, die von Gott eingesetzt worden sind. Die alte Ordnung ist unangreifbar. Wer sich dagegen vergeht, zieht alle Qualen der Hölle auf sich. Allerdings...«

»Ja?«

»Wenn es ein Ungläubiger getan hat, ein Ketzer? Einer, der mit Satan im Bunde ist?«

»Er müsste von außerhalb des Klosters gekommen sein.«

Der Kellermeister wiegte nachdenklich seinen kantigen Kopf.  
»Wir produzieren inzwischen ja nicht nur für uns, sondern auch für die umliegenden Märkte. Unser Grundbesitz ist immens. Neue Anbaumethoden kommen fast jeden Tag hinzu.

Wir setzen statt Ochsen jetzt Pferde für die Feldarbeit ein. Wir bauen neue Windmühlen. Und hier im Süden unseres Landes haben wir heutzutage die Möglichkeit, innerhalb eines halben Tagesmarsches einen Markt oder eine der ständig zunehmenden Messen zu erreichen. Wir verkaufen unsere Produkte überall.«

»Und das könnte Ärger mit den umliegenden Bauernhöfen bringen. Und Mordlust anstacheln?«

»Vielleicht. Vor allem deshalb, weil wir gerade unsere bisherige Bewirtschaftungsform umgestellt haben. Wir geben als Großgrundbesitzer nicht mehr Land an Bauern gegen fixe Abgaben und Dienstleistungen. Das bringt uns nicht genug Profit. Nein, wir haben die Bauern von der Verpflichtung des Lehensrechts freigestellt, für uns zu arbeiten. Denn wir produzieren nun selbst für den Markt. Vor allem für die Städte, die ja Märkte auf Dauer sind.«

»Auf Kosten der Bauern!«

»Aber warum beharrt Ihr immer darauf? Die Bauern produzieren für sich und für den dörflichen Wochenmarkt. Das ist eine Freiheit, die sie nie hatten, denn sie haben das Land ja nur als Leihgut von den Grundherren. Wir hingegen liefern unsere Waren inzwischen bis auf die Messen von St. Ives, Tunbridge Wells oder Winchester.«

»Aber Ihr steht doch in Konkurrenz zu den einheimischen Landleuten.«

»Das könnt Ihr sehen, wie Ihr wollt, Bruder. Im Tempel weiß man doch auch, dass dauerhafte politische Macht auf Besitz gründet, nicht wahr? Ihr seid Fiskal. Ihr wisst es am besten. Wer auf seinem Besitz lediglich ausruht und den Bestand wahren will, der geht in Wirklichkeit Schritt für Schritt zurück. Außerdem ermuntert uns das Königshaus ausdrücklich dazu, sein Regal anzunehmen und die Messen zu beliefern. Man möchte uns am liebsten das Privileg geben, eine eigene Messe

zu errichten. Aber das würde neue Konflikte heraufbeschwören – mit den städtischen Gilden und ihren Äldermännern.«

»Wer hat den Abt ermordet?«

»Ihr seid hartnäckig. Ich weiß es nicht.«

»Noch einmal: Könnte es eine Verschwörung der armen Bauern gegen das Kloster als Großgrundbesitzer geben? Eine Enttäuschung über die wachsenden Nachteile der Grundherrschaft, die der Klerus ebenso ausübt wie die normannischen Laienbarone und ihre Familien? Eine Verschwörung, die sich im Kloster einiger Sympathisanten bedient?«

»Wen meint Ihr?«

»Die Konversen. Ihr habt sie doch selbst verdächtigt.«

»Wie gesagt, das alles könnte zutreffen. Die Laien sind unzufrieden und deshalb unberechenbar, das sehen wir ja an diesem unseligen Schuhaufstand.«

»Ihr glaubt also nicht, dass die Unzufriedenheit von außen in das Kloster hineingetragen wird?«

»Nun – dahinter müssten dann Aufrührer aus der Umgebung stecken. Wir müssten sie also mit Namen und Wohnsitz kennen. Und ich kann mir keinen Landmann rund um St. Albans vorstellen, der dafür in Frage kommt. Sie sind manchmal quengelig und querschädelig, aber friedliche und glaubensfürchtige Leute.«

»Gebe Gott, dass Ihr Euch nicht täuscht, Bruder Kellermeister!«

Javierre de Bastard ging auf den Mann zu, den er schon seit Stunden im Auge hatte, und er errechnete im Näherkommen, wie viel er ihm zahlen musste.

Freiwillig würde der Mönch keine Aussage in seinem Sinne machen. Also half er nach.

Javierre dachte an seinen Gehilfen Robin. Er brauchte ihn. Warum war er noch nicht eingetroffen? Ohne diesen falschen Bruder konnte er die Dinge nicht tun, die jetzt getan werden mussten. Robin Gilmour-Bryson war in seiner Falschheit ein unersetzbarer Charakter. Aber er war unzuverlässig. Immer wieder tauchte er in Affären mit Frauen ab. Vielleicht auch jetzt wieder, wo er ihn dringend erwartete. Javierre fragte sich, warum Frauen sich überhaupt mit solchen windigen Gesellen einließen. Aber Robin schaffte es, Menschen zu täuschen. Für ihn war das ein Spiel, das er genoss.

Und dann mussten auch endlich die anderen eintreffen. Die alles richtig stellten, die diesem Zustand der Vermutungen und des Versteckspiels ein Ende bereiten würden. Jetzt musste klar werden, welche Ziele hier wirklich verfolgt wurden. Die Voraussetzungen hatte er inzwischen geschaffen.

Der Benediktiner vor ihm war noch jung. Ein lang aufgeschossener Schreiber, der im Scriptorium einen lateinischen Bibeltext in die gültige Gegenwartssprache, das Normannische, übersetzte. Javierre wusste nur, dass er Jerome hieß. Der junge Scribent hielt die Feder in der untätigen Hand und sah ihm offen entgegen. Im Moment war er der Einzige, der im Scriptorium arbeitete.

Javierre de Bastard nickte ihm freundlich zu. Er legte ihm die Hand auf die Schulter. Dann besah er sich das Pergament, auf das Jerome seine sauberen Minuskeln, Signaturen und Inkunabeln gesetzt hatte. »Wunderschön! So können endlich auch die einfachen Bauerntölpel unsere Heilige Schrift in der Umgangssprache lesen.«

»Das ist auch mir ein großes Anliegen, Herr Javierre.

Und wie Prior John immer sagt: Lasset die zu uns kommen, die lesen und schreiben können!«

»Wie wahr! Übrigens, ich habe gehört, Ihr glaubt nicht daran, dass Abt Thomas – Friede seiner Asche – wegen der Sünde mit der Tochter des Burgherrn Edmonton ermordet worden ist?«

Verblüfft blickte der Mönch ihn an. »Woher wisst Ihr davon?«

»Nun – man sagte es mir. Stimmt es?«

»Ich bin nicht der Einzige im Kloster, der darüber eine eigene Meinung hat. Abt Thomas war ein glaubensinniger, wahrer Christ. Niemals hätte er sich auf so etwas eingelassen.«

»Aber versteht, er ist tatsächlich deshalb ermordet worden. Und ich kenne sogar den Täter.«

»So? Dann liefert ihn aus, damit er seiner gerechten Strafe nicht entgeht!«

»Leider ist der üble Kerl untergetaucht. Aber ich werde ihn persönlich greifen und vors Gericht bringen. Nur – bis dahin kann ich niemanden dulden, der Lügen erzählt.«

»Was für Lügen denn?«

»Dass der Abt aus einem anderen Grund ermordet wurde!«

»Aber ich glaube fest daran, dass es einen anderen Hintergrund geben muss. Ich weiß, wovon ich rede, denn ich kannte den Abt. Kanntet Ihr ihn genauso gut?«

»Aber wieso denn?«, fragte Javierre ärgerlich. »Was tut das zur Sache?«

Bruder Jerome sah sich im langen Saal des Scriptoriums um, nur von unterhalb der Treppe drangen entfernte Stimmen zu ihnen herauf. »Nun, seht Ihr, obwohl diese Alissa ein paar Mal im Kloster weilte, der Abt ist kein einziges Mal mit ihr zusammengetroffen.«

»Habt Ihr ihn etwa Tag und Nacht überwacht?«

»Nein. Aber seht, der Abt konnte nicht schreiben und nicht lesen. Deshalb bat er mich eines Tages, einen Brief zu schreiben. In diesem Brief stand der Grund für seine Ermordung.«

»Ach? – Und welcher soll das gewesen sein?«

»Er schrieb an den Tempel in London. Er hatte Beweise dafür erhalten, dass der französische König den Sturz des Tempelordens plant. Das schrieb er nicht so direkt, aber er deutete es an. Er sprach mit mir darüber. Er wollte, dass Henri de Roslin nach St. Albans käme. Dann wollte er ihn warnen, ihm alles erzählen.«

»Habt Ihr mit Henri darüber gesprochen?«

»Nein. Noch nicht.«

»So, so...« Javierre dachte nach. Dann zog er einen Lederbeutel aus der Jacke. »Ich brauche Vertrauen und Zuverlässigkeit, Bruder. Hier sind hundert Silberpence. Ihr wisst, wie viel das heutzutage wert ist. Es gehört Euch. Was ich dafür haben will, ist wenig. Euer Schweigen gegenüber Henri – denn, ähh, ich will selbst mit ihm reden und ihm alles offenbaren. Ich komme ja aus Frankreich und weiß über die Intrigen dort Bescheid. Das zweite ist – Ihr sollt reden. Das kommt Euch paradox vor? Ihr sollt in der Öffentlichkeit Eure Meinung über den Mord sagen. Ihr sollt behaupten, einer aus der Familie des Burgherrn Edmonton habe sich für die Verführung Alissas durch den Abt gerächt. Es ist ganz einfach.«

»Das soll ich tun? Ich soll lügen? Aber weshalb? Was habt Ihr davon?«

Javierre begriff, dass er zu schnell und unverblümt vorgegangen war. Er hätte geschickter sein müssen. Er fühlte, wie unkontrollierte Wut in ihm aufstieg. Aber er beherrschte sich.

»Hier, nehmt den Beutel«, sagte er. »Ich verlange nichts dafür, außer der Wahrheit. Die Wahrheit ist mir immer etwas wert. Im Übrigen – tut, was Ihr wollt. Ich schenke Euch das Geld, weil Ihr so schön schreibt. Ich verfolge damit keine Pläne.«

Bruder Jerome schaute ihn mit eingezogenem Kopf an. Er wusste nicht, was er denken sollte.

Javierre de Bastard drehte sich um und verließ das Scriptorium. Nein, jedes weitere Wort war hier zu viel. So kam man nicht weiter. Gegen solche verstockten Gesellen kam man mit Freundlichkeit nicht zum Ziel.

Henri und Neville tauschten ihre Gedanken bei einem Rundgang durch den Klostergarten aus. In der Ferne sahen sie plötzlich Javierre de Bastard. Er kam aus dem Scriptorium und winkte ihnen zu. Dann verschwand er in der Prälatur.

»Ich frage mich, was er hier zu schaffen hat«, sagte Neville.  
»Ich denke, er ist Unternehmer in Frankreich? Was treibt er hier?«

»Seine Anwesenheit ist nur sinnvoll, wenn seine Geschäfte inzwischen hier laufen«, entgegnete Henri.

»Was sollten das für Geschäfte sein?«

»Keine Ahnung. Wir sollten ihn selbst fragen. Er weicht uns zwar aus, seitdem er angekommen ist. Aber irgendwann stehen wir ihm gegenüber. Dann muss er antworten.«

»Er wird antworten – aber mit irgendeiner Geschichte.«

»Neville, ich denke gerade darüber nach, was mir am Morgen ein Mönch erzählte. Abt Thomas konnte weder lesen noch schreiben. Das heißt, er hat den Brief an mich nicht selbst geschrieben.«

»Ah – ich weiß, woran du denkst. Er hat einen Schreiber aufgesucht, und dem hat er vielleicht noch mehr erzählt als das, was in dem Brief stand.«

»Genau!«

»Dann suchen wir diesen Schreiber auf!«

»Das wollte ich vorschlagen.«

Sie setzten ihre Überlegung sogleich in die Tat um. Als sie die schmale Stiege zum Scriptorium empor gingen, hörten sie jemanden singen. Beim Eintritt in den Schreibsaal, der von Pulten voll gestellt war, sahen sie Bruder Jerome. Er hörte schlagartig auf zu singen, als sie näher kamen. Er starrte ihnen geradezu entsetzt entgegen. Als sie vor ihm stehen blieben, sahen sie, wie bleich er geworden war, seine Nasenflügel bebten.

»Bruder Benediktiner, was ist Euch?«, fragte Neville.

»Ich sehe Ungemach«, stieß der Mönch hervor. »Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen.«

Henri sagte besorgt: »Was meint Ihr bloß?«

»Wir sprachen gerade über Euch. Und nun taucht Ihr leibhaftig auf, als hätten die Worte Euch herbeigerufen.«

»Redet bitte kein krauses Zeug!«, sagte Henri. »Ich bin seit Tagen im Kloster. Ihr habt mich gewiss schon ein paar Mal gesehen, auf jeden Fall beim Gebet oder auch bei den Mahlzeiten im Refektorium. Was soll also Unheimliches daran sein, dass...«

»Dieser Stapelherr aus Frankreich, ich sage es ganz offen, wollte mich bestechen, damit ich nicht mit Euch spreche. Hier, seht diesen Geldbeutel. Ich ekele mich davor, ich will ihn nicht. Nehmt Ihr ihn.«

»Der Reihe nach, Bruder. Er wollte, dass Ihr nicht mit mir redet? Worüber solltet Ihr nicht mit mir sprechen?«

»Über den Brief, den der Abt mir diktierte.«

Jetzt wurde es auch Henri mulmig. Er hatte plötzlich das Gefühl, die Dinge beschleunigten sich. Ein Sog entstand, der alles mit sich riss. Es war, als sei plötzlich eine Tür aufgestoßen und dahinter öffneten sich Räume, in die sie bisher nicht geblickt hatten. Von dem Gefühl der Langsamkeit, das Henri in den letzten Tagen begleitet hatte, blieb nichts mehr übrig.

»Wollt Ihr denn mit Henri de Roslin über diesen Brief sprechen, Bruder?«, fragte Neville.

»Eigentlich ja. Aber ich habe Angst.«

»Vor wem?«

»Die Mächte, die Abt Thomas ermordeten, sind noch lebendig.«

»Ihr glaubt nicht an das geläufige Mordmotiv? Die Rache Fürst Edmontons oder eines Familienangehörigen?«

»Nie und nimmer. Das Mordmotiv stand in dem Brief.«

Henri schluckte. »Ich habe den Brief aufmerksam gelesen. Darin stehen nur vage Andeutungen. Wisst Ihr mehr?«

»Der Abt erzählte mir alles unter dem Siegel der Vertraulichkeit. Aber jetzt ist er tot, eine andere Situation ist entstanden. Ich hätte mich schon dazu durchgerungen, Euch anzusprechen, glaubt mir. Und jetzt, nach dem Besuch dieses normannischen Unternehmers, muss ich es erst recht loswerden.«

»Also dann sprecht!«

»Abt Thomas sagte...«

Der Mönch konnte nicht weitersprechen. In diesem Moment stürmten zwei Mönche die Stiege empor und schrien auf sie ein.

Sie waren in der Nacht angekommen. Sie machten nie ein Aufhebens von ihren Ankünften. Sie kamen mit den Schatten, mit der Dunkelheit. Und wenn ihr Werk getan war, verschwanden sie wieder. So hielten sie es seit Jahren, ohne Ausnahme.

Der Weg durch die Nacht war kein Problem. Sie kannten die Landschaften in dieser Gegend wie eine Geruchsspur. Durch einen Wald gingen sie, als seien sie Blätter, die der Wind vor sich hertreibt. Durch einen Bach wateten sie mit

Schwimmhäuten. Die Wiesen und Äcker mit ihren Zäunen und dem Gebüsch aus Dornenhecken umgingen sie und öffneten auf ihren Spürsinn hin die geheimen Pfade mitten hindurch. Vor ihnen teilten sich, wenn es nötig war, auch die tieferen Wasser.

Die Nacht und das Kloster lagen vor ihnen wie ein geöffnetes Buch mit allen seinen Lesezeichen. Deshalb brauchten sie keine andere Orientierung als ihren Spürsinn. Sie waren daran gewöhnt, im Dunkeln schärfer zu sehen und zu hören als andere. Wie Raubtiere auf der Pirsch. Ihr Anführer Robin liebte diese Vorstellung und lachte in sich hinein.

Ihre Reittiere stellten sie im Ort ab. Am Rand der Klostermauer berieten sie sich. Noch hatten sie Zeit, sie wollten nichts überstürzen. Deshalb beschlossen sie, das ganze Kloster einmal zu umrunden. Sie schätzten es, über alle Einzelheiten eines Tatortes genau Bescheid zu wissen. Robin hatte das von den Tempelrittern gelernt, die daraus eine hohe Kunst gemacht hatten. Eine Kunst des Tötens nichtswürdiger Feinde. Er war ein gelehriger Schüler.

Robin war noch ganz befangen von dem nächtlichen Abenteuer in Londons Southwark, in dem er ein junges Ding verführt hatte. Wie albern die Weiber waren! Sie ließen sich mit billigstem Tand verführen und glaubten verlogenen Schwüren. Schwüre waren so einfach – wenn man nicht an das Fegefeuer glaubte. Robin lachte nur bei dem Gedanken an solche Ausgeburten pfäffischer Fantasie. Fegefeuer! Tanzende Teufelchen!

Robin blickte sich um und winkte den anderen, ihm zu folgen. Sie stellten nie Fragen. Sie gehorchten ihm blind. Er zahlte bei jedem Auftrag besser als alle die anderen Adligen, die gut ausgebildete Halsabschneider aus den Londoner Slums brauchten, wenn sie sich selbst nicht die Hände schmutzig machen wollten.

Dann hatten sie die richtige Stelle gefunden. Sie hielten an und warfen eine Strickleiter über die Klostermauer, deren Haken sich auf der anderen Seite verfangen. Robin bestimmte zwei aus ihrer Mitte und instruierte sie.

»Ihr versteckt euch in den Ställen. Heute ist Sonntag. Niemand arbeitet dort am Sonntag. Ihr bleibt einfach dort und macht euch unsichtbar. Wenn ich will, dass ihr tätig werdet, bekommt ihr mein Zeichen. Ihr müsst dann sofort einsatzbereit sein, verstanden?«

»Aber klar, Master Robin, Sir«, sagte einer mit schleppender Stimme und einem Grashalm zwischen den Zähnen. »Seid Ihr doch von uns gewöhnt.«

Der Zweite nickte.

»Also los.«

Die Männer verschwanden jenseits der Mauerkrone, auf der anderen Seite sprangen sie zu Boden und huschten zu den Ställen. Robin machte seinen Männern vor der Mauer ein paar Zeichen. Dann setzten sie ihren Weg fort. Nach einer Weile waren sie wieder am Ausgangspunkt angekommen. Robin Gilmour-Bryson hatte genug gesehen, jetzt wusste er genau, wie er vorzugehen hatte, wenn der Morgen kam.

»Sir Henri, kommt sofort! Es ist etwas Furchtbares geschehen! Etwas ganz Furchtbares! Bruder Kelly ist ermordet worden!«

Henri und Neville sahen den heranstürmenden Mönchen ungläubig entgegen. Bruder Jerome ließ die Feder fallen, die einen Tintenfleck auf dem Pergament hinterließ.

»Kommt zum Stall!«

Henri und Neville folgten den aufgeregten Mönchen, die mit flatterndem Habit vor ihnen herrantraten. Auf dem Hof begegneten ihnen andere Mönche, die von dem Geschrei angelockt worden waren. Im Stall angekommen, sahen sie

sofort, was passiert war. Im Stroh hinter Gattern, zu Füßen aufgeregt tänzelnder Pferde, lagen zwei Männer. Beide Körper waren blutverschmiert.

»Das ist Bruder Kelly, er ist erst seit vier Wochen bei uns. Den anderen kennen wir nicht. Ein Fremder!«

Henri trat näher. Er sah, dass im Bauch des Fremden, dessen Gesicht ein krauser, roter Bart bedeckte, ein Messer steckte. Der Tote umkrampfte den Schaft des Messers mit weißen Fingern. Im Körper des Benediktiners war keine Waffe zu sehen, aber er schwamm im Blut.

»Wie siehst du die Sache?«, fragte Neville of Gwyn schauernd.

Henri erwiderte nach kurzer Überlegung: »Nach meiner Einschätzung dürfte der Eindringling den Mönch erstochen haben. Dieser muss dann die Kraft gehabt haben, das Messer herauszuziehen und seinerseits den Angreifer zu töten.«

»Entsetzlich!«

Henri wendete sich an die beiden Mönche, die zitternd abwarteten. »Holt Prior John! Aber kein Wort zu einem anderen!«

»Wir wissen nicht, wo der Prior ist! Wir dachten, er sei im Scriptorium, deshalb rannten wir dorthin.«

»Er ist nicht in der Prälatur?«

»Nein.«

»Schaut in der Kirche nach.«

Die Mönche verschwanden. Neville beugte sich zu den beiden Toten hinunter und ließ seinen Blick vom einen zum anderen wandern.

»Wer mag dieser Fremde sein? Ein Normanne?«

»Auch Engländer können rote Bärte haben.«

»Wie kommt er auf das Gelände?«

Henri schüttelte den Kopf. »Der Mönch muss ihn bei irgendwas überrascht haben.«

»Vielleicht wollte er die Pferde stehlen.«

»Möglich. Vielleicht versteckte er sich auch nur im Stall. Wahrscheinlich ein Landstreicher.«

»Du glaubst nicht daran, dass er es auf den Mönch abgesehen hatte?«

»Dann müsste der etwas besessen oder gewusst haben, das für irgendjemand gefährlich ist.«

»Ich glaube, er versteckte sich im Stall, weil hier am Sonntag normalerweise niemand ist. Dann wurde er überrascht, es kam zu einem Streit, ein wütendes Handgemenge, und dann war ein Messer im Spiel.«

»Also eine zufällige Tat.«

»Wahrscheinlich. Aber ich kannte diesen Mönch nicht. Vielleicht war er doch ein Geheimnisträger. In diesem Kloster ist ja alles irgendwie anders und alles möglich.«

»Warten wir, bis der Prior kommt. Er wird uns sagen, wer der Tote war.«

»Aber interessanter wäre zu wissen, wer der Fremde ist.«

»Er ist tot! Wir versteckten uns, alles ging glatt, Jack nickte ein, ich blieb wach, plötzlich kam dieser Trottel in den Stall. Er glotzte uns an und fing sofort an zu schreien. Jack sprang ihm an den Hals. Als der Schwachkopf sich wehrte, stach er auf ihn ein. Bevor der blöde Mönch abkratzte, nahm er Jack mit auf die Reise. Verflucht noch mal!«

Robin hätte seinen Spießgesellen erwürgen können. Jetzt war alles aufgedeckt. Im Kloster würde man Wachen aufstellen. Man würde vielleicht sogar die Umgebung nach Verstecken absuchen. Am nächsten Morgen durften sie hier nicht mehr zu sehen sein. Sie mussten noch in dieser Nacht ihren Plan ausführen.

»Ich gehe selbst!«

Robin ließ sich zwei Dolche reichen, die er in den Gürtel steckte.

»Aber im Moment ist es zu gefährlich. Sie schnüffeln überall herum!«

»Ich weiß, wen Javierre meint. Wenn ich es nicht gleich tue, packt der Kerl aus. Und soweit ich Javierre verstanden habe, geht dann alles zum Teufel.«

»Master Robin!«

»Ihr wartet hier. Ich bin in einer Stunde wieder zurück. Wenn nicht, verduftet ihr, reitet nach London zurück und wartet in unserem Treffpunkt auf mich.«

Die Männer murmelten. Erneut wurde eine Strickleiter ausgeworfen. Robin turnte hinauf, lauschte oben auf der Mauerkrone und verschwand auf der anderen Seite.

Im Innenhof blieb alles ruhig. Robin Gilmour-Bryson witterte gegen den Wind, er brachte Geruch nach Brand mit sich. Es war kühl, der Frühling besaß noch keine Macht.

Robin huschte hinüber zu den Gebäuden. Er kannte sich genug aus, um zu wissen, wo er den anderen fand. Javierre hatte es ihm gut genug beschrieben.

Und wenn sie Wachen aufgestellt hatten? Wo waren sie? Robin blieb stehen. Er stellte sich in den Schlagschatten einer Mauer, den das Mondlicht warf, und lauschte eine Weile. Aus dem Stall drang unruhiges Scharren von Hufen. Sonst blieb alles still.

Er lief weiter. Durch das Paradies. Dann nicht in die Kirche, sondern rechter Hand durch den Kreuzgang, am hinteren östlichen Ende die Treppe empor, durch den Rundbogen der Tür. Die Treppe der Toten empor, durch das Tor der Tierkreiszeichen.

Seine Hand tastete über den kühlen Stein der Kapitelle an den Säulen. Hier war er schon oft gewesen. Er erschauerte. Er spürte unter seinen Fingern Capricornus, Sagitarius und

Scorpio. Besonders der Skorpion war sein Tier. Robin war stolz darauf, in seinem Zeichen geboren zu sein.

Im Scriptorium war es dunkel. Alles schien verlassen. Etwas huschte über den Steinfußboden. Der, den er suchte, schien nicht hier zu sein.

Schon wollte sich Robin wütend zurückziehen. Da sah er ganz am Ende des lang gestreckten Saales mit den schweren Säulen in der Raummitte den schwachen Lichtpunkt. Eine Kerze! Wahrscheinlich verdeckt von der Buchhalterung des Pultes.

Es war also doch so, wie der schlaue Javierre gesagt hatte. Er arbeitete hier ganz früh am Morgen und die gesamte Nacht hindurch.

Robin zog beide Dolche.

Auf Zehenspitzen schlich er vorwärts. Dort, wo der Lichtpunkt war, entstand ein Geräusch. Ein scharfer Strich. Dann etwas Weiches, wie ein Ausatmen. Robin war stehen geblieben. Als alles still blieb, ging er weiter.

Er machte einen Umweg. Langsam ging er zur fensterlosen nördlichen Wand, bis dorthin, wo das große Kreuzifix hing. So würde er ihn von hinten überraschen.

Dann sah er den Schreiber von der Seite. Er war eigentümlich vorgebeugt, linkisch verbogen, beinahe wie verkrüppelt. Das Kerzenlicht lag auf einer Gesichtshälfte. Wahrscheinlich studierte er ganz genau den Gang seiner Feder und folgte ihrer Linie.

Robin trat hinter ihn. Noch immer merkte der Mönch nichts, er war in seine Arbeit versunken.

Robin richtete sich auf. Er war groß genug. Er reckte beide Dolche in die Höhe, so hoch er konnte.

Dann ließ er sie herabsausen. Es gab ein ekelhaftes Geräusch.

*Frühsommer 1316, auf See*

»Ja«, sagte Henri, »damals erschien uns alles rätselhaft, wir tappten im Dunkeln. Es gab Anzeichen, aber nichts Klares. Ich selbst folgte allzu lange einer falschen Fährte.«

»Es war einfach nicht zu erkennen«, sagte Joshua. »Die schlimmen Zeichen waren noch nicht zu deuten.«

Uthman ibn Umar ergänzte: »Und doch rumorte es schon damals, die Verschwörung gegen den Tempel war bereits im Gange? Und das ganze sieben Jahre, bevor sie ungeniert an die Öffentlichkeit trat? Es ist unfassbar.«

Das Handelsschiff, in dem sie nach Brest aufgebrochen waren, stand unter vollen Segeln. Eine frische Brise war seit dem Morgen angefacht und trieb sie nach Westen. Sie kreuzten die Straße von Dover.

Henri bereute seinen Entschluss nicht, den er in Brügge getroffen hatte. Seine eigenen Worte klangen in ihm nach, die er als Befreiung empfunden hatte: »Lasst uns nicht nach London segeln. Wir fahren nach Brest. In der freien Bretagne sind wir alle irgendwie zu Hause. Wir werden das Gefühl haben, gemeinsam in der Heimat angekommen zu sein. Ich fühle, dass in mir die Bereitschaft wächst, mich auf dem Kontinent neuen Aufgaben zu stellen. Es ist meine Berufung. Wenn ich nicht dafür Sorge, dass der Tempel wieder aufersteht – wer soll es dann tun?«

Er hatte wieder eine Aufgabe! Und die Gefährten waren an seiner Seite! Für sie war es nur ihr Kampf, weil es Henris Kampf war. Es war ihr Kampf gewesen, solange die Untaten

König Philipps und Papst Clemens' gerächt werden mussten. Das war geschehen. Und jetzt? Uthman und Joshua spürten, dass, was immer Henri tat, sie ihn dabei nicht allein lassen wollten.

Auch Sean würde in drei Monaten zu ihnen stoßen. Dann war seine Ausbildung beendet und auch die Zeit seiner schwärmerischen Liebesprüfung. Dann musste er sich für ein eigenständiges Leben entschieden haben.

Im Kanal von Dover kreuzten viele Handelsschiffe. Der Austausch zwischen Brest, London, Brügge, Hamburg und den skandinavischen Häfen war im vollen Gange. Henri befiel der Gedanke, dass die Zukunft nicht eine des Kampfes sein würde, sondern eine des friedlichen Austausches. Neue Mächte erstarkten – die des Bürgertums, der Städte, der Produzenten. Die alten Mächte des Glaubens und des vererbten Blutes verloren schon jetzt, angesichts der aufstrebenden Märkte, ihre verborgenen Schlachten.

Also hatte der Deutschordensritter Fulco von Hahnstein Recht? Verkörperte er die neue Zeit?

Als die Sonne am höchsten stand, suchten sie Schutz unter dem Achternkastell. Sie berieten, wie sie in der Bretagne vorgehen würden. Henri wusste nicht, was aus der Komturei in Brest geworden war. Zwar war das Herzogtum Bretagne dem direkten Einfluss des französischen Königs entzogen und englisches Lehen, aber die Schergen des Königshauses schwärmten überall aus, um Tempel zu jagen. Noch immer war der Schatz des Tempels nicht gefunden worden, und solange das so war, würde die Jagd anhalten.

Denn Henri wusste, dass der wahre Hintergrund für die Zerschlagung des Tempels nicht Glaubensfragen waren, sondern Geldgier. Henri wusste auch, wie viel von dem Tempelschatz in Brest lag. Er hatte für dessen Sicherstellung gesorgt. Was er nicht wusste, war, ob König Ludwig der

Zehnte, den alle Welt nur den Zänker nannte, noch an der Macht war. In Brügge hatte man gemunkelt, er sei unfähig und müsse auf Druck der Grundbesitzer und städtischen Zünfte abdanken. Und was kam danach?

»Es ist nicht unsere Sorge«, sagte Uthman gerade. »Jeder französische König wird die letzten Templer hetzen. Jeder wird das elende Werk König Phillips des Schönen fortsetzen wollen. Aber was werden deine Päpste tun, Henri? Jetzt sitzen die Kirchenfürsten fest in Avignon. Wer wird der neue Papst werden? Und wenn er sich schon auf französischem Boden befindet, wird er dann nicht auch dem französischen König willfährig sein?«

»Wir werden sehen«, sagte Henri. »Wie man hört, wird es bald einen neuen Papst geben, aber er soll schon zweiundsiebzig Jahre alt sein. Warum sollte er sich im hinfälligen Alter dem König widersetzen? Er wird seine Ruhe haben wollen und ihm in seinen Absichten folgen.«

»Du sprichst nicht gut über deinen höchsten Herrn auf Erden, Henri«, sagt Joshua. »Nicht alle Päpste sind wie Clemens, der euch verriet.«

»Ich weiß. Aber Clemens hat mein Bild von der Kurie geprägt. Er ist schuld an Tausenden von ermordeten Tempelbrüdern. Ich werde nie mehr einem Kirchenfürsten trauen, obwohl ich weiß, dass ich als Christ dazu angehalten bin.«

Uthman fragte: »Werden wir in Brest Templer antreffen?«

»Ich hoffe es«, erwiderte Henri. »Es gab dort viele, die Komturei war reich und mächtig. Sie unterhielten dort sogar eine Koranschule. Alle Brüder sollten lernen, sich mit den Gedanken und den Glaubenssätzen des Islams auseinander zu setzen.«

»Ein vernünftiger Gedanke«, sagte Uthman. »Zumal es auch in den Ländern Arabiens Schulen gibt, die sich mit der Bibel

und dem Talmud beschäftigen. Jeder junge Mensch sollte nach all den Schlachten im Heiligen Land in diese drei heiligen Bücher eingewiesen werden.«

»Es wird einmal eine Zeit kommen, in der das selbstverständlich sein wird«, sagte Joshua hoffnungsvoll.

In ihr Gespräch hinein entstand am Bugkastell plötzlich Aufregung. Matrosen deuteten voraus und riefen nach dem Kapitän. Als der Mann, es war ein stämmiger Bretoner aus Quimper, aus seiner Kabine auf Deck stürmte, war er ohne Mütze, und sein Hemd hing aus der Hose.

»Weiße Wale!«, riefen die Matrosen. »Eine ganze Herde!«

Auch Henri, Joshua und Uthman folgten dem Ruf und gingen nach vorn. Tatsächlich sahen sie, wie sich aus dem grünen Wasser und den schaumigen Wellenbergen der Nordsee weiße Buckel hoben und senkten. Gewaltige Schwanzflossen peitschten die Meeresoberfläche. Dann schossen Wasserfontänen auf, brachen sich in mehreren Metern Höhe und fielen in sich zusammen, bevor neue Fontänen entstanden.

Henri fielen die Erzählungen ein, die er schon in der Ostsee gehört hatte. Dort hatten Matrosen behauptet, große Schwärme der Riesen hätten Koggen angegriffen und versenkt. War das möglich? Henri und seine Gefährten hatten das als Seemannsgarn abgetan. Als das Walrudel jetzt immer näher kam und das Schiff zu umkreisen begann, gerieten sie doch in Sorge.

Einem Angriff solcher Wale, von denen einige ebenso lang waren wie die Hulk, konnte kein Plankenschiff stand halten.

Besorgt blieben die Männer am Bug. Der Kapitän teilte Wachen ein. Mehrere Lanzenträger postierten sich mit erhobenen Waffen rings um die gesamte Reling. Aber die Hulk war kein Walfänger. Um einen Wal zu erlegen, hätte es

schwerer Wurfharpunen mit messerscharfen Widerhaken bedurft.

Die Wale umkreisten weiter das Schiff, hielten aber einen gewissen Abstand. So vergingen einige Stunden. Am frühen Abend war der Schwarm plötzlich verschwunden.

»Sie tauchen«, befürchtete ein Matrose. »Ich habe gehört, dass sie lange unter Wasser bleiben. Dann tauchen sie genau dort wieder auf, wo das Schiff sich befindet. Sie stoßen es einfach um und zerschmettern es.«

Den Matrosen war die Sorge anzumerken. Jeder war jetzt nur noch mit den Walen beschäftigt. Je mehr Zeit verging, desto mehr wurde aus der Ungewissheit Angst. Was würde geschehen, wenn die Nacht anbrach?

Henri sprach den Kapitän an. »Sollten wir nicht vorübergehend an Land gehen? Wir sind jetzt zwischen Dover und Calais, die Meerenge beträgt hier nur zwölf Meilen, die französische Küste kann man beinahe sehen.«

»Nein, ausgeschlossen, wir müssen schnellstens nach Brest. Unsere Ware muss pünktlich geliefert werden.«

»Aber wenn die Wale uns tatsächlich angreifen, ist die Ware verloren!«

»Wir sind mit Gott im Bunde, sie greifen nicht an.«

»Hat die Hulk genügend schwimmfähige Bojen an Bord?«

»Wir sind voll beladen mit Handelsgut, wir besitzen keine Bojen.«

»Und sonstiges treibfähiges Gerät? Edelhölzer, aufblasbare Schweinedärme, Blasebälger, irgendwas?«

»Nichts. Wir kommen entweder durch, oder wir gehen unter.«

Henri schüttelte den Kopf. Eine solche verstockte Haltung eines Kapitäns hatte er noch auf keinem Schiff erlebt. Die Schiffsladung war ihm anscheinend wichtiger als das Leben seiner ihm anvertrauten Besatzung!

Die Nacht kam. Niemand an Bord schlief. Die Männer starrten auf die trügerisch ruhige Wasseroberfläche. Leise plätscherten die Wellen gegen die Bordwände. Einmal schoss plötzlich ein Fisch aus dem Wasser und klatschte an Deck. Die Männer schrien erschreckt durcheinander. Dann begriffen sie, dass keine Gefahr bestand.

Man griff den schmackhaften Fisch und briet ihn auf der Feuerstelle neben der Luke zum Unterdeck.

Die Wale blieben unsichtbar.

Das Schiff war weitergesegelt. Der Kurs lag jetzt bei West-Südwest. Die Wale waren in der Ferne noch einmal aufgetaucht und drehten dann nach Nordwesten ab. Man war jetzt in Höhe von Dieppe angelangt und hielt sich in der Nähe der Küste. Schwärme von Möwen begleiteten sie jetzt. Die Vögel lagen über ihnen im Aufwind und stürzten dann kreischend herunter, in diesen Augenblicken war der Himmel für Momente verdeckt von einem einzigen Körper mit weißen Federn und einem Meer von schlagenden Flügeln.

Die Gefährten fühlten sich wohl an Bord und genossen den Frieden nach all den vergangenen Abenteuern. Noch immer standen die Bilder der untergehenden Stadt Jumne vor ihren Augen. Sie fragten sich, was aus den Resten der versilberten Stadt würde.

Je weiter sie nach Westen kamen, desto mehr verblassten aber die Erinnerungen an den Osten und auch an die Gemetzel dort zwischen Slawen und dem Deutschritterorden. Der Osten war rau und wild, dort würde noch lange gekämpft werden, aber er blieb nun zurück, er versank hinter den Sonnenaufgängen. Die Gefährten mussten Pläne machen, wie sie den Gefahren der nächsten Zeit zu begegnen hatten, die auf sie im Westen warteten.

Henri fragte sich, was aus Ferrand de Tours geworden war. In Poitiers und dann später in Nantes war er ihm knapp entgangen. Henri hatte den Judenhasser und Glaubenskrieger, der ihm nachgestellt hatte, mit seiner Reise nach Osten vergessen wollen und das auch beinahe geschafft. Aber jetzt spürte er, dass er ihm wieder näher kam. Ferrand lauerte irgendwo dort an Land. Vielleicht war es besser, sie begegneten sich bald und trugen ihren letzten Kampf aus. Henri dachte: Vielleicht ist der Mann auch inzwischen an seinem eigenen, unstillbaren Hass zugrunde gegangen.

Man vertrieb sich die Zeit an Bord. Henri und seine Gefährten ließen sich zu Arbeiten einteilen und übernahmen Wachen. Zwei Tage später kam die weit ins Meer hineinragende Landspitze von Cherbourg in Sicht. Sie ließen sich vom Leuchtfeuer an der tückischen Insel Alderney vorbeilotsen, passierten auch Casquets und stießen dann durch die Passage de la Déroute nach Süden vor. Der Kapitän steuerte die Insel Jersey an und ankerte in dem kleinen Hafen von St. Hélier.

Hier hatten bretonische Korsaren vor Wochen einen Überfall gewagt, waren aber zurückgeschlagen worden. Der Stadthauptmann der Festung, die den Hafen schützte, zeigte ihnen stolz eine Reihe mit aufgepflanzten neuen Waffen. Es waren große Schleudern, aus denen Steinkugeln katapultiert werden konnten. Eine furchtbare Waffe für jedes Schiff mit Holzplanken. Die Schleuder hatte St. Hélier vor der Plünderung und Brandschatzung bewahrt.

Auf Jersey holte der Kalfaktor frisches Trinkwasser, geschlachtete Hühner und Gemüse an Bord. Der Steuermann stammte aus St. Hélier und besuchte währenddessen für ein paar Stunden seine Familie. Als er wieder an Bord kam, liefen ihm sieben Kinder nach. Die Matrosen warteten schon in den Brassens.

In der frischen Brise aus Ost kam die Hulk schnell aus dem Hafen und fuhr weiter nach Westen. Noch in der Nacht kamen die Leuchtfeuer des Trégorroi in Sicht. Und am Morgen wurde schon der neue Kurs ausgegeben. Jetzt ging die Fahrt wieder nach Südwesten, es galt, die stürmische Küste von Brignogan Plage zu umrunden.

Nun nahmen die Schwierigkeiten mit dem Wetter zu. An diesem Küstenstrich befanden sich gefährliche Riffe, die sich Piraten zunutze machten. Manches Handelsschiff auf dem Weg nach Brest war hier schon von falschen Leuchtfeuern ins Verderben gelockt worden. Die Mannschaft blieb in höchster Alarmbereitschaft.

Der Sturm behielt seine Kraft bei, die Hulk tanzte auf den Wellen. Immer wieder schlugen Brecher über das Schiff. Die Besatzung konnte sich nur auf Deck halten, wenn sie sich an festgezurrten Seilen entlanghangelte.

»Bei diesem Sturm bleiben wir zumindest von den Walen verschont, denn die tauchen dann auf den Grund«, rief Uthman, als er gerade ein Fass festband, das sich aus der Vertäuung losgerissen hatte und über das Deck zu rollen begann.

»Ich weiß nicht, was gefährlicher ist!«, schrie Henri zurück. Er war klatschnass.

Gerade raste wieder ein Brecher auf das Schiff zu und überspülte alles mit sprühender Gischt. In dieser Nacht kamen die Wellen den Seeleuten höher und länger und auch bössartiger vor. Man musste Sorge tragen, dass die Ladung unter Deck nicht verrutschte. Auch Joshua half tatkräftig mit, die Kisten, Kästen und Fässer immer aufs Neue zu vertäuen. Unaufhörlich wurde gearbeitet.

Aber das Schiff hielt stand. Und als das erste Licht des Morgens sich ankündigte, ließ der Sturm nach. Der Seegang

beruhigte sich allmählich. Bald glitt das Schiff gemächlicher dahin. Die Schäden schienen sich in Grenzen zu halten.

Gerade wollten sich die erschöpften Seeleute ausruhen, da kam die Schreckensmeldung.

Einer der Schiffsjungen kam atemlos aus dem Unterdeck gerannt. Er sah wild zerzaust aus. In der Hand hielt er einen Eimer wie ein Beweisstück.

»Wir sinken!«

Sofort winkte ihn der Kapitän heran. »Was redest du für einen Unsinn, Junge! Soll ich dir eine Tracht Prügel verabreichen?«

»Seht selbst nach, Herr! Das Unterdeck hat ein Loch. Wasser dringt ein, schon sind die Wollballen nass. Wenn wir nicht an Land gehen, sinken wir.«

Alle stürzten nach unten. Als sie wieder an Deck kamen, gab der Kapitän Befehle. Sie mussten sofort den nächsten Hafen anlaufen. Man beugte sich über die Karten. Portsall lag wenige Meilen entfernt an der stürmischen Küste. Man musste die Hafenstadt anlaufen und den Schaden beheben.

Schnell wurde der Entschluss in die Tat umgesetzt. Portsall entpuppte sich als abgelegene Kleinstadt, besaß aber eine Schiffswerkstatt. Die Hulk wurde von Treidelarbeitern in ein Becken und dann mit Hilfe einer Winde auf das Dock gezogen, dort konnten die Reparaturarbeiten durchgeführt werden.

»Wie lang wird das dauern?«, fragte Henri den Kapitän.

»Einen ganzen Tag bestimmt.«

Henri besprach sich mit den Gefährten. Sollten sie von Bord gehen und die letzte Wegstrecke über Land zurücklegen? Brest lag von Portsall aus nur zwei Tagesreisen entfernt im Süden. Uthman war dafür, sofort Pferde zu mieten und aufzubrechen. Joshua blieb gelassen. »Der Herr hat die Welt nicht an einem einzigen Tag gemacht. Er brauchte sechs. Der siebte ist der

stillstehende Tag. Ein Tag wie heute, Sonntag. Warten wir doch einfach, bis das Schiff repariert ist.«

Henri musste entscheiden. Als er gerade vorschlagen wollte, Pferde zu kaufen, geschah etwas Merkwürdiges.

Aus dem dicken Bauch des Schiffes krabbelte eine Frau hervor. Sie turnte über die Reling, ließ sich an einer Strickleiter an der Bordwand herunter, sprang auf die Anlegestelle und blickte verwirrt um sich. Ihr Gesicht war verschmiert, ihre Haare nass und schmutzig. Ihr Kleid an einigen Stellen zerrissen.

»He«, sagte Uthman, »träume ich? Was ist das für eine hübsche Wassernixe?«

»Ein blinder Passagier!«, entfuhr es Joshua. »Wir haben die ganze Zeit mit einem blinden Passagier unter Deck zugebracht.«

Henri beschloss, sich um die Frau zu kümmern. Er sprach sie an.

»Sind wir endlich in Brest?«, fragte sie auf Bretonisch.

Henri erklärte ihr, wo sie sei. Sie fing an zu weinen. Henri gab ihr ein Tuch, damit sie sich säubern konnte. Als sie sich das Gesicht abgewischt hatte, fiel Henri ihre Ähnlichkeit mit der unglücklichen Jenny Sandys auf, von der er den Gefährten erzählt hatte. Die junge Frau war ebenso hübsch, wenn auch knochiger.

»Erzählt uns, wie Ihr an Bord gekommen seid!«

Es stellte sich heraus, dass sie Wynfrith hieß und seit Jersey an Bord war. Ganz so lang war ihre Reise also nicht gewesen. Sie lief vor ihrem Ehemann davon, der sie geschlagen hatte.

»Er schlägt mich jeden Tag! Und jede Nacht! Immer ist er betrunken! Seit er einen Arm bei einem Unfall im Hafen verlor, ist er unleidlich. Ich halte es bei ihm nicht mehr aus. Ich war so verzweifelt, dass ich beschloss, mit dem Leben

abzuschließen. Ich habe ein Loch in den Schiffsrumpf geschlagen.«

»Was?« Die drei Gefährten riefen es gleichzeitig.

»Es war falsch, jetzt sehe ich es ein. Aber in der ersten Nacht unter Deck wollte ich, dass die ganze Welt untergeht.«

»Untergegangen wären nur wir«, sagte Uthman. »Dein Mann wäre am Leben geblieben.«

Wynfrith weinte wieder. Joshua gab ihr einen neuen, sauberen Lappen. Als sie wieder zu Atem kam, sagte sie: »Ach, ich bin so unglücklich! Ich wollte einfach nur weg von der Insel. Und jetzt – will ich schnell wieder zurück. Denn Jonathan braucht mich!«

»Meine Beste«, sagte Henri, »Ihr habt Glück, dass wir nicht beabsichtigen, den Kapitän zu informieren. Wisst Ihr, was Euch blüht, wenn wir ihm sagen, was Ihr getan habt?«

»Nein. Was denn?«

Die drei Gefährten sahen sich an.

Henri sagte: »Er könnte Euch nach dem Seerecht totschiagen. Und zu den Fischen ins Meer werfen.«

»Das dürfte er? Sind eigentlich alle Männer schlecht?«

»Das ist eine Frage des Standpunktes, meine Beste«, erwiderte Henri. »Wie wir an diesem Fall sehen, tragen Frauensbilder auch zu den Dingen bei. Oder fühlt Ihr Euch an allem unschuldig?«

»Nein, nein.«

»Wartet«, sagte Henri, »bis das Schiff repariert ist. Wir hatten zwar vor, über Land nach Brest zu reiten, aber ich denke, wir bleiben an Bord. Jemand muss ja auf Euch aufpassen. In Brest kaufen wir Euch eine Passage zurück nach Jersey. Seid Ihr einverstanden?«

»Ihr seid sehr freundlich. Und ich war sehr dumm.«

»Nun, Unglück ist immer ein schlechter Ratgeber«, sagte Joshua. Er ertete Wynfriths dankbare Blicke.

Zum Glück hatten Kapitän und Besatzung nichts von dem blinden Passagier bemerkt. Man war voll mit der Instandsetzung des Schiffsbodens beschäftigt. Und da auch die Arbeiten zügiger vorangingen als ursprünglich befürchtet, schienen die Dinge einen guten Ausgang zu nehmen. Die geladene Ware war nicht ernsthaft beschädigt worden.

Die drei Gefährten beschlossen, das Ende der Reparatur abzuwarten. Sie nahmen Wynfrith mit sich in den Ort, um sich zu erfrischen. Sie wuschen sich an einem der auffällig zahlreichen Brunnen und ließen sich in Sonne und Seewind trocknen. Jetzt kam die Anmut von Wynfrith richtig zur Geltung, und Henri wunderte sich noch einmal über ihre Ähnlichkeit mit Jenny Sandys.

Aber vielleicht bildete er sich das auch nur ein. Denn Jenny, von der er so viel erzählt hatte, stand noch immer lebendig vor seinem geistigen Auge.

Nach einem kräftigenden Fischessen in einer Schenke fühlten sich alle pudelwohl. Von hier aus konnten sie den kleinen Hafen überblicken und sahen nun auch flandrische Schiffe. Als die Hulk noch am gleichen Abend repariert war, ging man schnell wieder an Bord. Die Fahrt konnte fortgesetzt werden. Wynfrith wurde als neue Passagierin mitgenommen.

Und als Henri bei der Weiterfahrt wieder in die Vergangenheit abtauchte und von den weiteren Geschehnissen in England im Jahr des Herrn 1300 erzählte, da richtete er seine Rede auch an Wynfrith. Und sie lauschte seinen Worten ganz gefangen, mit halb geöffneten Lippen.

*Frühling 1300, in St. Albans*

Entsetzen machte sich breit. Blut und Glauben, wie passte das zusammen? Die Mönche des Klosters St. Albans sahen düstere Prophezeiungen am Himmel aufziehen. Hatten sie gefrevelt? Hatte der Herr sich von ihnen abgewendet?

Irgendwo im Hintergrund hatte sich der Spalt zu einer Tür geöffnet, durch die das Böse ungehindert eintrat. Jetzt ging das Entsetzen um.

Henri de Roslin wusste nicht, wo er ansetzen sollte. Die Mauer des Schweigens und der falschen Urteile, die sich mitten durch das Kloster zog, wurde nun noch höher. Niemand wollte mit ihm sprechen. Wenn er auftrat, wendeten sich die Benediktiner ab. Und die Konversen ließen sich ohnehin nur noch zu ihren Arbeitsverpflichtungen blicken und schwiegen. Sie wirkten apathisch und hatten es aufgegeben, einen eigenen Abt zu wählen. Sie trugen jetzt Schuhe.

Henri und Neville grübelten darüber nach, was zu tun war. Das Kloster glich einem Ort, der die Schrecken anzog, wie ein Verhängnis lag die ungute Stimmung über allem. Wie sollte hier Aufklärung möglich sein?

Sie brauchten unbedingt Bündnispartner. Wenn sie diese im Kloster nicht fanden, sollten sie dann nicht zur Burg des Fürsten Edmonton reiten und dort Hilfe suchen? Vielleicht konnten sie noch einmal mit Alissa sprechen und auf eine neue Spur kommen. Oder sollten sie den Fall einfach aufgeben? Die Behörden aber würden sich nicht damit beschäftigen.

Der Sheriff von St. Albans hatte schon abgewinkt. Denn im Moment schien mehr in Unordnung geraten zu sein als nur das Kloster St. Albans. Es war so weit gekommen, dass ein gewöhnlicher Mord nicht mehr untersucht wurde. Die normannische Herrschaft in England wurde umgekrempelt.

Henri erfuhr gerade an diesem Tag den Grund dafür. König Edward hatte erlassen, dass in Stadt und Land überkommenes Gewohnheitsrecht jetzt schriftlich, in einer förmlichen Sammlung beurkundeter Rechtssätze, gesammelt werden sollte. Das uralte Common Law wurde in Papierparagrafen gefasst. Der König ordnete eine landesweite Untersuchung an mit dem Ziel, Informationen über den adligen Besitzstand an verbrieften Vorrechten zu erhalten, Usurpationen von Königsgut und Rechten und Pflichtverletzungen königlicher Amtsträger auf lokaler Ebene aufzudecken, denn es lag ihm daran, die Macht der Feudalherren in die Macht der Krone umzuwandeln. Jetzt zogen ganze Heere königlicher Beamter in Kutschen umher und schnüffelten in allen Verhältnissen. Überall war etwas aufzudecken. Die Mönche im Kloster St. Albans, – ohnehin verschreckt und schuldbewusst –, wurden noch misstrauischer und schweigsamer.

Und plötzlich wurde bekannt, dass ein königlicher Amtsträger in einem Dorf der unmittelbaren Nachbarschaft des Klosters einen Jungen damit beauftragt hatte, durch den Ort zu laufen und immer wieder laute Schimpfworte gegen die Bewohner zu rufen. Die Einwohner wurden dadurch so in Wut versetzt, dass sie den Jungen schließlich mit Pfeil und Bogen töteten, was der Sheriff zum Anlass nehmen konnte, dem gesamten Ort eine schwere Geldbuße zugunsten der königlichen Kammer aufzuerlegen.

Henri begriff mit einem Schlag, dass es nur darum ging! Dass nämlich die Kassen des englischen Königs gefüllt werden sollten! Reichte es nicht, dass der König erst vor wenigen

Jahren vom Parlament die Erlaubnis bekommen hatte, einen *Great Custom*, einen Dauerzoll, auf die Wollausfuhr zu erheben? Die Geldnot war größer als angenommen. Der Krieg gegen Wales war teuer. Der bevorstehende Krieg gegen Frankreich noch teurer. Schottland war in Aufruhr. Waren dies die Hintergründe, die in St. Albans in kurzer Zeit zu drei Morden geführt hatten? Waren jetzt die Strafforderungen des Königshauses zu erwarten? Würde man das Kloster gar enteignen und alles Geld einziehen, um neue Waffen zu kaufen?

Als Henri an diesem Morgen Javierre de Bastard begegnete, kam ihm plötzlich dieser Gedanke. Aber wie war es möglich, dass der normannische Unternehmer in dieser Situation Fuß fassen konnte? Wer unterstützte ihn? Henri nahm sich vor, den Normannen, der ihm offensichtlich auswich, entschieden zu befragen. Er musste ihm jetzt Antworten geben. Er suchte ihn, fand ihn in der Prälatur und stellte ihn zur Rede.

Der Edelmann bestand darauf, in seiner Heimatsprache zu sprechen. Weil Henri neben Französisch und Provençalisch auch Bretonisch beherrschte, konnten sie sich verständigen.

»Warum wollt Ihr nicht Englisch reden?«, fragte Henri ihn.  
»Wir sind auf englischem Boden.«

»Weil hier bald überall nur noch Normannisch geredet wird, wie es die Edelleute schon tun – bis hinauf nach Midlothian«, erwiderte Javierre de Bastard und strich sich selbstgefällig das schütterere farblos-blonde Haar aus der Stirn.

Henri war es recht, dass sie gleich zur Sache kommen konnten – denn lag nicht eine unverhohlene Drohung in den Worten des Stapelherrn?

»Verratet mir: Welche Interessen verfolgt Ihr in St. Albans?«

»Das will ich Euch sagen. Ich weiß ja, Ihr werdet dieses Geheimnis bewahren. Ich will die Abtei. Und ich will sie ganz für mich allein. Denn ich will in alle Geschäfte zwischen Caen

und London einsteigen. Und ich habe Auftraggeber, die diesen Plan decken, denn das ist der Preis, den sie zahlen, damit ich ihren Plan erfülle. Deshalb kann ich mich völlig ungeniert bewegen. Wollt Ihr wissen, wer meine Auftraggeber sind?«

»Liebend gern, mein Herr.«

»Es sind Eure eigenen Dienstherrn, König Philipp der Schöne und Papst Clemens. Ihr staunt? Es ist nicht staunenswert. Denn wir sind hier zwar in England, aber das Land gehört uns eigentlich schon seit der normannischen Eroberung. Ihr habt inzwischen englische Gesetze eingeführt, aber wir arbeiten schon eine Weile daran, dass es uns bald wieder ganz offiziell gehört.«

»Der Abt Thomas musste sterben, weil er von einer Verschwörung gegen den Tempel wusste. Was denkt Ihr darüber?«

»Er hatte ganz Recht! Der Tempel wird aufgelöst. Denn das Königshaus von Frankreich braucht Geld. Viel Geld! Und Ihr habt es, Tempel. So einfach ist das.«

»Aber das ist undenkbar, einfach lächerlich. Man kann den Tempel nicht einfach auflösen. In Frankreich stehen fünftausend unserer Ritter unter Waffen. In England sind es zweitausend. Mit welcher Armee wollen König und Papst das bewerkstelligen?«

»Mit keiner Armee. Mit Unterwanderung. Eines Tages wird der Tempel in sich zusammenfallen, im wahrsten Sinne des Wortes. Der Tempel von London ist der erste. Es wird ein Fanal für den Absturz einer ketzerischen Bewegung sein. Er wird einstürzen wie morsches Mauerwerk. Es bleiben nur noch Trümmer, in die Hunde pissen.«

Henri fühlte nun doch einen kalten Schauer im Nacken.  
»John Sandys?«

Javierre nickte selbstgefällig. »John Sandys, jawohl! Und noch ein paar andere, bedeutendere, die mithelfen, dass daraus

eine ganz große Sache wird. Denn unsere Zeit ist reif für große und kühne Sachen. Das Untere wird nach oben gekehrt.«

»Aber die Bauhütten machen Euch einen Strich durch die Rechnung. Sie spielen bei solchen Dingen niemals mit, es würde ihr Ruin sein.«

»Die Bauhütten? Wer spricht davon? Sie erfahren nichts davon. John ist ein Einzelgänger. Nach seiner Tat wird er beseitigt.«

»Wo Ihr nun schon so freundlich seid, offen über alle diese Dinge zu reden, da sagt mir doch, Javierre de Bastard, ob Ihr am Tod der drei Benediktiner schuldig seid.«

»Aber gewiss!«

»Ihr gebt es zu?«

»Aber ja! Warum nicht! Wollt Ihr mich jetzt verhaften lassen?«

»Ich werde es versuchen.«

»Mein Freund, Ihr verkennt die Lage. Seid froh, wenn ich Euch nicht einfach aus dem Verkehr ziehe. Ihr habt keinerlei Rückhalt mehr! Geht, wohin Ihr wollt, niemand wird Euch mehr glauben oder Euch helfen. Wir, wir ganz allein, sind die Herren von England.«

»Seid Ihr nicht ein bisschen voreilig? Ich kann Euch als unliebsamen und verdächtigen Ausländer an die Behörden übergeben.«

»Versucht es!«

Die Selbstsicherheit Javierres machte Henri stutzig. Würde so jemand sprechen, der nur bluffte? Und hatte er nicht selbst erfahren, dass der Sheriff es ablehnte, sich mit den Untaten im Kloster zu befassen?

»Ist Robin Gilmour-Bryson Euer Mann?«, fragte er.

»Natürlich.«

»Wo befindet er sich in diesem Moment?«

»Aber Henri! Das ist doch unwichtig! Was beschäftigt Ihr Euch mit abseitigen Dingen? Soll ich Euch verraten, womit Ihr Euch dringend zu beschäftigen hättet?«

»Von mir aus.«

»In diesem Moment, mein werter Tempelritter, tritt das *Quo warranto*-Verfahren in Kraft. Ihr kennt es nicht? Das wäre auch nicht möglich. Niemand kennt es – außer dem König. Und mir.«

»Erklärt es mir also.«

»Wir haben durchgesetzt – im Stillen natürlich, wie alle großen Dinge – dass alle Gerichtsbarkeit vom König auszugehen habe. Wir haben die Reiserichter beauftragt, von allen Gerichtsinhabern eine Erklärung einzufordern, aufgrund welcher Rechtstitel sie derartige Rechte ausüben. Wir erkennen ab heute nur noch königliche Privilegien oder ein nachweisbar bis in die Zeit vor 1189 zurückreichendes Gewohnheitsrecht an. Und die Folge? So gut wie kein Gerichtsinhaber kann seinen Rechtstitel in urkundlicher Form nachweisen! Also werden die betroffenen Rechte für die Krone eingezogen.«

»Das bringt Geld.«

»Sehr richtig. Und noch viel mehr. Wir bestimmen bis in jede Einzelheit, und zwar per Gesetz, was in diesem Land zu geschehen hat. Wir ordnen ganz rechtmäßig den Untergang dieses Landes an.«

»Aber das alles ist doch Unsinn! Wenn Ihr im Auftrag des französischen Königs handelt, wird doch der englische König Edward niemals Eurem Treiben zustimmen! Das sind doch völlig unvereinbare Interessen!«

»Barone, Lords und Overlords werden enteignet, das Parlament aufgelöst. Damit ist der englische König in seinem Land allmächtig. Und wir verhelfen ihm dazu. Und dann übernehmen wir das Land aus seinen Händen. Das ist die Interessenlage. Ist das nicht wunderbar?«

Henri konnte dem Normannen nur zuhören. War dieser Mann ein Narr? Oder einfach nur gefährlich? Henri entschied sich für die zweite Möglichkeit.

»Diese Untersuchungen«, sagte er, »werden bei den Baronen auf wenig Gegenliebe stoßen. Werden sie gezwungen, die Beweislast über die Rechtmäßigkeit ihrer Privilegien allein zu tragen, dann werden sie sich widersetzen. In England ist der Ungehorsam ein Gewohnheitsrecht, ein *Common Law*! Und Eure Drohungen sind ein rostiges Schwert, das niemanden erschreckt.«

»Egal! Alles wird so gemacht, wie ich es will. Manchmal braucht man eben keine Armee, um ein Land zu erobern. Manchmal reicht das Genie von ein paar Leuten.«

»Eher deren Amoralität.«

»Nennt es, wie Ihr wollt, keuscher Templer, hahaha!«

»Ihr seid größtenwahnsinnig! Ihr nennt Euch Stapelherr. Wisst Ihr nicht, dass niemand sich so nennen darf? Das Stapelrecht ist an einen Ort gebunden, dort darf es jemand ausüben. Aber es ist kein Titel, den man mit sich herumtragen kann wie einen Mantel.«

»Das habt Ihr gut auswendig gelernt. Hat der Prior es Euch eingebläut? Er hat es mir auch erzählt. Die Wahrheit ist – wo ich bin, ist mein Recht. Mein Stapelrecht, mein Handelsrecht, mein Gerichtshof. Ich trage alle diese Titel mit mir, und ich übe alle diese Rechte dort aus, wo ich mich gerade befinde.«

»Wenigstens sprecht Ihr offen, Javierre. Ich weiß jetzt also, woran ich mit Euch bin. Und ich sage Euch, Ihr kommt nicht durch mit dieser Sache. Ich lege Euch das Handwerk.«

»Versucht es.«

»Wir sind Todfeinde. Ich werde Euch an den Pranger stellen.«

»Und ich töte Euch, wenn Ihr zu weit geht.«

»Auf diesem Boden ist nur für einen von uns Platz. Ich gebe Euch zwei Tage, St. Albans zu verlassen. Dann lege ich Euch in Ketten und schleife Euch persönlich nach London, wo der Gerichtstag vor St. Paul Euch aburteilt.«

Doch Javierre lachte nur.

Noch am selben Abend traf sich Henri mit Neville. Er berichtete von seinem Gespräch mit Javierre. Neville de Gwyn sah ihn an, als habe er einen Narren vor sich.

»Das kann ich kaum glauben, Henri. Warum sollte der Normanne so offen zu dir reden? Er liefert sich dir damit doch aus!«

»Das kann er nur, wenn er ganz genau weiß, dass ihm nichts passieren kann. Ebendies macht mir Sorgen.«

»Du meinst also, es stimmt, was er behauptet?«

»Ich befürchte es.«

»Unsinn. Der Mann macht sich doch nur wichtig. Wo sind die Beweise? Ich habe soeben vom Prior erfahren, dass Bruder Gautier, der Provinzialmeister von Irland, von ganz anderen Dingen berichtet hat. Man hat in Dublin normannische Kaufleute verhaftet, die mit falschen Gewichten betrogen. Man hat sie noch am gleichen Tag gehenkt. Wo also soll sie sein, die normannische Vorherrschaft?«

»Irland ist weit. Bis dorthin sind sie vielleicht noch nicht vorgedrungen mit ihren Plänen. Neville! Nimm die Sache ernst! Ich spüre, dass ein großes Unheil auf uns zuzieht.«

»Der Tempel soll fallen, wie? Das ist doch völlig lächerlich! Der größte und mächtigste geistliche Ritterorden des Abendlandes! Der Tempel ist in Frankreich die größte Macht. Selbst der König zittert vor dieser Macht.«

Henri sagte leise: »Vielleicht ist dies das wirkliche Problem.«

»Wie meinst du das?«

»Wie ich es sage. Denk darüber nach.«

»Noch einmal: Unsinn! Je mächtiger wir sind, desto unangreifbarer! Wie sollte das gehen? Selbst wenn ein unzuverlässiger John Sandys das Mauerwerk der Temple Church bröckeln lässt – mein Gott! Das sind doch nur kleine Gesten, das hat doch überhaupt keine Wirkung! Der Tempel ist auf anderen Grundfesten gebaut als auf Sand und Mörtel. Ich frage mich, warum du das vergessen hast, Henri de Roslin.«

»Ich habe es nicht vergessen. Aber ich bin in Sorge. Und ich erreiche dich einfach nicht, Neville. Das ist traurig. Bisher haben wir immer alle Bedenken geteilt.«

»Ach, ich habe es satt, jeden Tag von neuen Hiobsbotschaften zu hören. Womit beschäftigen wir uns eigentlich? Warum verbringen wir unsere Zeit nicht mit den Dingen, die zu unseren Pflichten gehören? Arbeiten, beten, kämpfen, uns für die großen Aufgaben unserer Zeit rüsten.«

Henri blickte den Freund an. »Ich will nicht streiten. Aber mir scheint, die Zeit zerreißt uns.«

»Ja, das tut sie.«

John Sandys war es jetzt gleich. In seiner Verzweiflung hatte er sogar mit Jenny gestritten. Sie war davongelaufen. Er war seitdem in einer Stimmung des Untergangs. Was hatte jetzt bloß noch Sinn? Jenny war sein letzter Halt. Wenn sie ging, dann würde er all die Dinge tun, vor denen er sich noch fürchtete. Dann gab es kein Halten mehr.

Als er morgens zum Tempel ging, regnete es. Durchnsst erreichte er den Tempelbezirk. Menschen hasteten hin und her, um der kalten Feuchtigkeit zu entgehen. Der Steinmetz schüttelte sich wie ein Hund, lftete den Umhang und stieg die Leitern zu seinem Arbeitsplatz in luftiger Höhe empor.

Oben war noch niemand. Auf den Gerüsten lag der Steinstaub vom abgeschlagenen Mörtel. Und der Kopf eines

Dämonenabweisers, den er neu befestigen musste, glotzte ihn an.

John Sandys blickte sich um. Und wenn er es doch täte? Mit einem Schlag wären alle seine Probleme beseitigt. Er konnte mit Jenny wegziehen. Er hätte genug Geld in der Tasche, um sich irgendwo anders niederzulassen. Gute Steinmetze wurden jetzt überall im Land von neu entstehenden Bauhöfen gesucht, seit die hochfliegenden Kathedralen gebaut wurden.

Was gingen ihm die Tempel an? Ein paar Menschenleben mehr oder weniger!

John erschrak über diesen Gedanken. Warum gelang es ihm einfach nicht, solche hässlichen Gedanken zu verhindern? War er grundschlecht? Die Tempelritter waren immer anständig zu ihm gewesen. Er hatte nichts gegen sie einzuwenden. Aber wenn der Tempelorden noch seinen heiligen Krieg führen würde, wenn die Glaubenskämpfe im Morgenland noch im Gange wären, würden dann nicht jeden Tag viel mehr Menschen sterben? Viel grausamer?

Und wäre dieses Sterben sinnvoller?

Tod ist Tod, dachte John. Und fasste seinen Entschluss.

»Henri, Ihr müsst in den Tempel nach London zurückkehren! Ich beschwöre Euch! Es gibt ein Unglück!«

Henri fuhr zusammen. Mit dieser Stimme hatte er nicht gerechnet. In der Eingangstür zum Kloster stand eine zitternde Jenny Sandys und blickte ihn flehend an.

Henri zog die junge Frau am Arm in die Zelle. »Wie kommt Ihr hierher? Setzt Euch. Erzählt in aller Ruhe.«

Jenny strich sich mit einer fahrigen Geste das Haar aus dem Gesicht. »Ich bin in einer Kutsche gekommen. Es geht um John. Er hat sich in den letzten Tagen verändert. Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll. Er redet von dem entscheidenden

Attentat. Ich dachte, er hätte diesen unsinnigen Plan, die Templerkirche zu beschädigen, vergessen. Aber jetzt spricht er davon, dass er eine Lösung für alle unsere Probleme gefunden hat. Und ich habe ihn beobachtet, wie er sich mit Robin Gilmour-Bryson traf.«

»Wo?«

»In Stepney, an den Docks. Warum trifft er sich mit diesem Kerl, der mir nachstellt? Es ist eine unerträgliche Vorstellung für mich, dass die beiden unter einer Decke stecken! Hat John ihn in unser Haus gelockt? Hat John mich an ihn verkauft? Ach, ich weiß nicht mehr weiter, ich vertraue John nicht mehr! Er ist mir ein Fremder geworden.«

»Bildet Ihr Euch das nicht nur ein, Jenny?«, fragte Henri beschwichtigend. »Warum sollte John Euch an Robin verkaufen?«

»Aber ich habe doch mit eigenen Augen gesehen, wie sie die Köpfe zusammensteckten wie alte Bekannte und miteinander tuschelten!« Jenny schrie es fast.

»Beruhigt Euch. Ich glaube Euch ja. Wenn es mir auch schwer fällt.«

»Geht nach London zurück. Nicht wegen John, wegen des Tempels. Ihr müsst Eure Brüder schützen. Etwas Furchtbares bahnt sich dort an.«

Henri überlegte. »Das werde ich wohl wirklich tun müssen. Ich muss mit dem Präzeptor sprechen. Und wir müssen John die Arbeitserlaubnis entziehen. Wenn es sich so verhält, wie Ihr sagt, Jenny, dann darf er seinen Fuß nicht mehr in den Tempel setzen. Aber was das für Euch bedeutet, wenn er seine Arbeit verliert, das wisst Ihr selbst.«

»Ich weiß es. Und dass ich trotzdem zu Euch komme und Euch alles erzähle, das beweist doch, wie ernst es mir ist.«

»Das tut es. Und ich danke Euch. Ich werde Neville de Gwyn bitten, in St. Albans zu bleiben. Hier sind drei Morde geschehen. Irgendjemand muss sie aufklären.«

»Mein Gott, wie furchtbar! Wodurch kommt diese Gewalt in die Welt? Ist denn alles in Auflösung?«

Jennys Warnung hatte Henri aufgerüttelt. Er begriff, dass er nun in London unabhkömmlich war. Auch er traute dem verzweifelten Steinmetz John Sandys unter diesen Umständen Dinge zu, die er unbedingt verhindern musste. Er musste John vor sich selbst schützen.

Er besprach alles mit Neville. Der war einverstanden.

»Kehrt Ihr mit mir nach London zurück?«, fragte Henri Jenny. »Ihr könnt natürlich auch hier im Kloster bleiben. Vielleicht seid Ihr in der Obhut der Benediktiner sogar sicherer.«

»Obwohl an diesem unseligen Ort drei Morde geschehen sind?«, wollte Jenny wissen.

»Ich weiß, es klingt unglaubwürdig. Aber wer schützt Euch in London?«

»Wenn es denn anscheinend keinen Ort mehr auf der Welt gibt«, sagte Jenny tapfer, »der sicher ist, dann muss ich mich eben selbst schützen.«

Henri beschloss insgeheim, die junge Frau unter seine Fittiche zu nehmen, und sprach später auch mit Neville darüber. Er war erleichtert über seinen Entschluss.

Aber noch bevor er im Kloster alles geregelt hatte und die Nacht vorbei war, öffnete sich die Tür zum Bösen einen weiteren kleinen Spalt. Und jemand trat hindurch.

Er konnte es nicht dulden. Sie war ihm angetraut. Sie hatte nicht eigenmächtig zu handeln. Natürlich musste auch das andere getan werden, die viel größere, die bedeutendere Tat.

Aber wenn schon alles zum Teufel ging, dann sollte wenigstens vorher der Liebe Gerechtigkeit widerfahren. Der Liebe, die als Einziges alles am Leben hielt.

Steinmetz John hatte die Baustelle kurzerhand verlassen. Es musste warten. Er hielt es hier nicht aus – mit diesen bohrenden Gedanken in seinem Kopf. Er konnte keinen Schlag gegen eine Mauer tun, keinen feineren Meißel um eine der zahlreichen Dämonenfiguren in der Höhe der Templerkirche ziehen, wenn er nicht ein paar Dinge geklärt hatte.

Sie war fort. Er wollte nicht allein sein. Schon als Kind hatte er nicht allein sein können, und jetzt schon gar nicht. Ohne Jenny war alles sinnlos.

Wohin konnte sie geflüchtet sein? Natürlich zu diesem edlen Tempelherrn!

John Sandys wusste, dass Henri de Roslin seit Tagen in St. Albans weilte. Also wusste er auch, wohin seine Jenny geflohen war. Ihre Eltern waren früh gestorben, Geschwister hatte sie keine. Sie kannte ja sonst keinen Menschen in London. Er musste nach St. Albans!

John war froh, dass er noch zu starken Entschlüssen fähig war. Was John nicht wusste, war, dass er selbst seit einiger Zeit beobachtet wurde. Ihm folgte ein Schatten.

Der Steinmetz handelte unverzüglich. Mietete ein Pferd aus einem Stall in Southwark, einen rüdisigen Klepper, der aber billig war, und machte sich noch am gleichen Nachmittag auf den Weg. Weil er sich nicht umsah, sich nicht nach diesem verfluchten London mit seinen nicht abreißenden Problemen umsehen wollte, seine ungeliebte Wahlheimat einfach nur noch vergessen wollte, sah er nicht den Reiter, der ihm folgte.

John ritt so schnell, wie der Gaul es zuließ. Und das war nicht viel. Aber er erreichte St. Albans noch mit den letzten Strahlen der Abendsonne. Es genügte, um sich ein Bild zu machen. Da war also das Kloster, in dem der heimtückische Mord vor aller

Augen geschehen war. Und darin befand sich seine Jenny, die dem Templer hinterherlief. Da war er sicher.

John Sandys wartete den Einbruch der Nacht ab. Er wusste durch seine Arbeit im Tempelbezirk, dass alle Klöster den gleichen Grundriss besaßen. Ihr heiliger Benedikt von Nursia hatte das so festgelegt. St. Gallener Klosterplan, oder wie sie das nannten.

John hatte schon in vielen Klöstern gearbeitet und versuchte, sich dieses Schema ins Gedächtnis zu rufen. Wo lag der Gästebau? Das Tor, der Eiskeller, die Orangerie, dahinter Waschhaus und Handwerkerbau, links der Küchenbau, rechts die alte Abtei und der Krankenbau. Bevor er zur Prälatur kam, neben der Sommerrefektorium und Kreuzgang der Kirche lagen, stieß er auf den Gästetrakt. Nur dort durfte eine Frau untergebracht werden. Er stellte sich das alles vor, sah es vor sich wie ein Fresko an einer der Wände, die er bearbeitete, also wusste er jetzt auch genau, wo das Gästehaus zu liegen hatte.

John Sandys überstieg die Mauer. Es war alles genau so, wie er gedacht hatte. Nur den großen Konventgarten hatte er vergessen. Den musste er erst einmal durchqueren. Wie verführerisch es hier nach Kräutern und Gewächsen roch! Diese Mönche schufen sich wirklich schon auf Erden ihr Paradies! Und Steinmetze mussten in dunklen, kalten Löchern hausen!

John hielt den Atem an. Alles blieb ruhig. Dass ein zweiter Eindringling in diesem Moment durch die Hauptpforte eingelassen worden war, an Remise und Mühlgarten vorbei zum Engelsgärtchen schritt und ihm direkt entgegenkam, bemerkte er nicht. John erreichte den Gästebau, der ebenso wie das ganze Kloster in völliger Dunkelheit dalag. Nein, das stimmte nicht ganz, John sah jetzt zur Rechten in der Prälatur den matten Schein von Kerzen. Dort war noch jemand wach.

Er ging trotzdem weiter. Erreichte das Gästehaus. Drückte die Klinke herunter. Die Tür öffnete sich. Sie knarrte in den Scharnieren. John musste sie ganz vorsichtig öffnen. Dann trat er ein.

Er spürte sofort, dass Jenny hier war. Er roch sie. Was für ein Geruch das war, hätte er nicht sagen können. Ein Geruch nach einer jungen, schönen, begehrenswerten Frau. Nach seiner Jenny! Er folgte der Geruchsspur, das war das Einfachste. In der Tempelkirche roch es nur noch nach Steinstaub.

John war plötzlich glücklich. Alles würde wieder gut werden. Er würde Jenny einfach mit sich nehmen. Er würde ihr hoch und heilig versprechen, sie nie mehr mit seinen finsternen Gedanken zu quälen. Er würde ihr versprechen, sich nicht mehr mit diesen Menschen zu treffen, von seinen Attentatsplänen Abstand zu nehmen. Denn noch vor seinem Ritt hierher war ihm klar geworden, dass sein Leben nichts mehr taugte, wenn Jenny nicht an seiner Seite war. Dann konnte er es wegwerfen.

Jenny war das Wichtigste. Sein Ein und Alles.

John tastete sich in der Dunkelheit die Treppenstufen zum Schlafsaal empor. In welcher Zelle würde Jenny schlafen? Er kam oben an. Die Dielen knarrten leicht, aber er ging jetzt auf Zehenspitzen und vermied jedes Geräusch. Aber war da nicht eben ein anderes Geräusch entstanden? John blieb stehen. Hatte unten nicht etwas geknarrt? War die Tür aufgegangen? Er lauschte. Er zählte bis eintausend, um sich zu zwingen, sich nicht zu bewegen. Nein, nichts. Im gleichen Moment hörte er ein unterdrücktes Seufzen. Es kam aus einer Zelle.

Schnell trat John an die Tür. Lag Jenny dahinter? Träumte sie von ihm? Oder quälten sie Albträume? Wieder dieses Seufzen, ein leiser, klagender Ton.

John kannte diese Stimme. Wie oft hatte er diesen Ton neben sich schon in schlaflosen Nächten gehört. Er drückte die Klinke der Zellentür hinunter.

Als Robin Gilmour-Bryson in London aufbrach, hatte er schon einen festen Plan ausgebrütet. Diesmal musste alles Hand und Fuß haben. John Sandys würde ihn auf die Spur bringen. Dann bekam er sie in seine Hand – und er würde sie nicht mehr lebend gehen lassen, bevor sie ihm nicht zu Willen war.

Robin ritt einen schnellen Wallach, aber er musste ihn zügeln. Dieser Sandys war wirklich ein elender Hund. Nicht mal zu einem guten Pferd reichte es bei ihm. Wie verdiente er eine solche Frau an seiner Seite? Wie schafften es diese simplen Männer ohne jede Vision, dass ihnen solche Frauen folgten? Damit musste jetzt Schluss sein.

Robin hatte nicht mehr gewagt, sich Jenny Sandys in London zu nähern. Die Gefahr war zu groß, dass dadurch seine Pläne gefährdet wurden. Javierre de Bastard hatte ihm eindringlich klargemacht, dass alles andere vor ging. Es ging um große Ziele, erst danach kam die Frau. Und alles andere.

Robin ließ die Zügel schleifen und ritt dem Steinmetz durch die Nacht hinterher. Schon kurz hinter Finchley und den Fortis Greens begriff er, wohin die Reise ging. Natürlich nach St. Albans! Wieder kroch diese Jenny bei dem verfluchten Templer unter, der dort herumschnüffelte. Robin hätte bei dieser Vorstellung aus der Haut fahren können! Javierre, dessen Spione überall saßen, hatte ihm alles erzählt. Jenny war ins Kloster geflüchtet. Und John wollte sie holen.

Robin beruhigte sich und frohlockte. Das war doch bestens! John führte ihn zu seiner Frau. Und dann kam sein Auftritt! Wie dumm dieser Kerl doch war! Ein Spielball in ihren

Händen! Haltlos und gestaltlos! Wenn man ihn ein bisschen unter Druck setzte, war er wie Wachs in ihren Händen.

Unwillkürlich gab Robin seinem Wallach die Hacken. Das Pferd machte einen Satz. Als Robin das merkte, griff er schnell in die Zügel. »Ruhig, mein Alter«, flüsterte er, »wir haben Zeit. Er entkommt uns nicht.«

Die Tür war von innen verschlossen. John stieß einen leisen Fluch aus. Wie sollte er hineinkommen, ohne Lärm zu machen? Sollte er klopfen? Würde Jenny ihm die Tür öffnen?

Nein, er musste es anders versuchen. Sicher waren nicht alle Zellen belegt. Die nicht belegten würden nicht abgeschlossen sein. Er musste eine leere Zelle finden, die sich auf der gleichen Seite, möglichst in der Nähe, befand. John hatte gesehen, dass eine umlaufende Galerie alle Zellen von außen verband. War es nicht ohnehin klüger, von außen über diese Galerie zu gehen? Es dürfte nicht schwer sein, an ihren Holzstützen emporzuklettern.

John wendete sich um. Dann fiel ihm ein, wie viel Lärm er vielleicht machen würde, wenn er so vorging. Kurz entschlossen ging er den Flur hinunter. Er probierte die nächste Türklinke. Die Tür war unverschlossen! John spürte Erleichterung und trat ein. Er ließ die Tür offen, durchquerte die kleine, völlig unmöblierte Zelle, trat ans unverglaste Fenster, stieß langsam den Holzladen auf und sah hinaus. Tatsächlich, es bereitete überhaupt keine Mühe, über die Galerie ins Nachbarzimmer zu gelangen.

Er schwang sich aus dem Fenster und trat auf die Bohlen hinaus. Draußen schlich er in Richtung der benachbarten Zelle. Er klappte die Holzläden auf, die nicht zu verschließen waren. In diesem Moment kam der Halbmond aus den Wolken hervor und beleuchtete Johns Weg. Es war ein verhängnisvoller Weg.

John stieg in die Zelle. Er hörte Jennys Atemgeräusche. Jetzt sah er seine Frau. Sie lag auf dem Rücken. Ihre Arme lagen erhoben neben ihrem Kopf, als ergäbe sie sich. Ihr Gesicht war friedlich. Wie schön sie war!

John trat an das Strohlager. Als er sich über Jenny beugen wollte, als er flüstern wollte: »Jenny, komm nach Hause!«, als er schon den letzten Schritt tat, da fuhr Jenny aus dem Schlaf empor. Sie saß da und starrte ihn verständnislos an. Dann fuhr ihre Hand zu ihrem Mund, als müsse sie einen Schrei unterdrücken.

John sagte: »Jenny, nicht erschrecken, bitte. Ich bin es. Ich will dich holen. Lass uns gehen.«

Aber Jenny blickte ihn so fassungslos an, dass er ahnte, dass es nicht so einfach gehen würde. Und nun schrie sie wirklich auf. Und ihre Augen weiteten sich. Sie blickte an ihm vorbei. Ins Leere.

Nein, begriff John in diesem Moment. Nicht ins Leere.

Hinter ihm musste jemand sein.

Bevor er sich umdrehen konnte, traf ein Schlag seinen Kopf. Er stürzte wie gefällt auf den Steinboden der Zelle.

Neville de Gwyn wälzte sich auf seinem Lager hin und her. Es war nicht die erste Nacht, in der er nicht schlafen konnte. Wenn die Glocke zum Frühgebet rufen würde, war er wahrscheinlich wieder so müde, dass er zu spät kam und finstere Blicke der Benediktiner erntete.

Er beschloss aufzustehen. Ihm ging nicht aus dem Kopf, was Henri zu ihm gesagt hatte. Dass er Jenny unter seine Fittiche nehmen würde. War es überhaupt möglich, diese junge Frau zu schützen? Sie war ein unglückseliges Geschöpf. Eine Person, die das Unglück anzog. Auch im Kloster war sie nicht sicher. Wie konnte sie ausgerechnet hier in Sicherheit sein?

Waren die Zellen des Gästebaus überhaupt von innen zu verschließen?

Neville blieb erschreckt stehen. Er trat ans Fenster, um zum Gästebau hinüberzublicken. Wenn die Zellen nicht abzuschließen waren, wie das auch im Tempel der Fall war, dann war Jenny Sandys jedem schutzlos ausgeliefert, der ihr in der Nacht Böses wollte. Warum hatten sie nicht daran gedacht?

Oder sollte Henri sie etwa zu sich genommen haben? Verstand er das darunter? Aber nein! Nein! Neville hätte sich ohrfeigen können, wie konnte er nur so etwas denken...!

Als Neville sich soeben abwenden wollte, sah er eine Gestalt in der Dunkelheit über den Konventshof gehen. Dann folgte kurze Zeit später eine zweite, die von der Hauptpforte herkam. Neville rieb sich die Augen. Er dachte: Du hast zwei Augen, also kannst du auch zwei Gestalten sehen! Dann sah er die Unsinnigkeit dieses Gedankens ein und blickte schärfer hinunter. Tatsächlich, zwei Gestalten. Sie mussten sich irgendwann begegnen. Aber die erste schien die zweite nicht zu bemerken.

Neville stockte der Atem. Beide steuerten dem Gästehaus zu. Sollte er Henri wecken?

Als er diese Absicht eben in die Tat umsetzen wollte, sah er, dass in der Prälatur ein Licht ausging. Dort hatte der Prior offenbar noch gewacht, denn sein Gast, Javierre de Bastard, konnte es nicht sein, er war am Morgen mit ein paar Mönchen im Gefolge nach Hertford abgereist. Und dann nahm Neville noch wahr, dass der heimliche Eindringling in diesem Moment in der Tür des Gästebaus verschwand. Wenn er Böses im Schilde führte, musste sich Neville beeilen.

Kurz entschlossen schwang er sich aus dem Fenster. Er hoffte, das Rosenspalier, das die gesamte Vorderfront des Dormitoriums bis zum Dach zierte, würde seiner Last standhalten.

Neville kam heil unten an. Er sprang die letzten drei Meter hinunter und landete im Sand. Er sah, dass auch der andere Unbekannte in diesem Moment in der Tür des Gästebaus verschwand. Er hatte also keine Zeit zu verlieren.

Neville begann zu rennen. Der Mond kam als breite Sichel hervor. Neville bemerkte im Laufen, dass er keinen Schatten warf.

Robin traten die Augen aus den Höhlen. Er spürte seine unbändige Lust. Sollte er es gleich hier tun? Was für ein Sakrileg! Der Ehemann niedergeschlagen am Boden. Die junge Braut in der Zelle genommen, gleich hier, auf dem harten Lager der Mönche. Robin starrte Jenny an. Er blickte auf ihre Brüste, die sich voll und schwer unter ihrem groben grauen Nachtgewand abzeichneten. Die junge Frau atmete heftig und von Angst gepeinigt. Robin wollte diesen Augenblick so lange wie möglich genießen. Dann trat er schnell zu ihr und schob ihr das Nachthemd über die Schenkel. Er erblickte weiße, wohlgeformte Beine, die höher und höher führten. Und ganz oben, dort, wo sie zusammentrafen...!

Der Schlag, den Jenny ihm versetzte, beendete seine ungenierte Vorlust. Robin fluchte. Der Fausthieb tat an der Schläfe weh, richtete aber keinen Schaden an. Robin begriff aber, dass er es hier nicht tun konnte. Sie war aus ihrer Panik erwacht und würde schreien. Dann hatte er die ganze Meute auf dem Hals.

Kurz entschlossen holte Robin aus und schlug ihr die Faust seitlich gegen das Kinn. Jenny sank kraftlos auf dem Lager zusammen. Robin warf sie sich über die Schulter, spürte ihren weichen, warmen Leib, hielt ihn ganz fest, stolperte über den am Boden liegenden Sandys, stieß erneut einen gotteslästerlichen Fluch aus und verließ die Zelle. Er ging

durch den Flur, die Treppe hinunter, zum Eingangstor. Er zog es auf und wollte hinaustreten.

Als Neville de Gwyn ihm draußen entgegentrat, erkannte ihn Robin sofort. Er ließ die schlaffe Jenny von seiner Schulter gleiten, sie fiel mit einem dumpfen Laut zu Boden.

»Du schon wieder«, knurrte Robin zornig. »Warum kommst du mir dauernd in die Quere?«

»Das wollte ich dich gerade fragen, Bruder Robin«, entgegnete Neville. »Wir haben uns einige Zeit nicht gesehen.«

»Ich hatte keine Sehnsucht nach dir«, brummte Robin. Er ging in Stellung.

Neville wusste, dass Robin gefährlich war. Und dass er ihn gleich anspringen würde. Da kam der Junge mit dem engelsgleichen Gesicht auch schon angeflogen.

Obwohl Neville gewarnt war, konnte er den ersten Schlag nicht vermeiden. Er traf ihn am Ohr. Neville stöhnte auf. Dann packte er den Angreifer und versuchte, ihn herumzuschleudern, damit seine Füße ihren Halt verloren. Aber Robin stemmte sich ihm mit ganzer Kraft entgegen. Plötzlich fühlte Neville, wie der andere ihm in den Hals biss. Der scharfe Schmerz ließ ihn einen Moment lang nachlassen, er lockerte seinen Griff.

Robin nutzte das aus. Er machte sich los, holte weit aus und schlug Neville die Handkante gegen die Gurgel. Der Templer taumelte, fasste sich an den Hals und krümmte sich zusammen. Er bekam keine Luft. An Gegenwehr war nicht mehr zu denken. Robin war blitzschnell hinter ihn getreten. Er hieb Neville mit ganzer Kraft die gefalteten Fäuste in das Rückgrat. Als Neville sich aufbäumte, schlug Robin noch einmal zu. Der Schlag ins Genick fällte Neville.

Robin lachte ein kurzes, böses Lachen. Dann griff er nach Jenny. Er hob die immer noch Bewusstlose auf und legte sie sich wieder über die Schulter. Dann beeilte er sich, durch die

Hauptpforte zu entkommen. Der Laienbruder, der die Pforte mit der Nachtglocke betreute, hatte vorhin geschlafen, er würde es auch jetzt tun. Und genau so war es.

Robin trat nach draußen, legte Jenny vor sich hin quer über das Pferd, wobei er es nicht unterlassen konnte, mit großer Begierde über Jennys weiche Hinterbacken zu streichen. Dann gab er seinem Wallach die Sporen.

Wenn er mit Jenny fertig war, würde er sie bei Javierre abliefern. Er wusste, wo er ihn erreichte.

John Sandys fand Neville vor der Tür des Gästehauses, und anstatt heimlich zu verschwinden, was für ihn besser gewesen wäre, alarmierte er den Prior. Wenig später war auch Henri bei Neville. Der Templer hatte großes Glück gehabt. Außer einem geschwellenen Hals und Atemnot würde er nichts zurückbehalten.

Henri kümmerte sich um den Freund, die Sorge um ihn war größer als die um Jenny. Aber als er sah, dass Neville sich wieder erholte, überlegte er, was er tun sollte.

Konnte er die Spur des Entführers verfolgen? Wohin war er geritten? Nach London zurück?

»Er muss mir von London gefolgt sein«, sagte John Sandys schuldbewusst. »Ich habe es nicht bemerkt, dass ich ihn hierher schleppte. Ich habe Jenny in große Gefahr gebracht.«

»Ihr seid überhaupt eine missratene Person, John«, sagte Henri. »Immer aufs Neue schwört Ihr Unheil herauf.«

»Lasst mich mitkommen! Ich will alles wieder gutmachen.«

»Ihr bleibt gefälligst hier und wartet, bis wir zurück sind. Rührt Euch nicht von der Stelle! Es wäre überhaupt besser, Ihr würdet Euch von uns fern halten, John Sandys. Ich habe lange genug Geduld aufgebracht. Sie ist jetzt aufgebraucht. Ich kann Euch nicht mehr helfen.«

»Helft wenigstens Jenny!«, flehte John. »Dieses Schwein tut ihr etwas an!«

Neville stieß ein Krächzen aus. Allmählich würde er wieder sprechen können. Henri schaute ratlos in die Runde, die sie umstand. Die Mönche waren außer sich vor Erregung. Der Pförtner wurde geholt und als Nachtwächter beschimpft. Man musste jetzt doppelte Wachen abstellen. In diesem Kloster durften ab jetzt keine Untaten mehr begangen werden! Wie sollten sie sonst vor das Angesicht des Herrn treten!

»Kannst du reiten, Neville?«, fragte Henri.

»Natürlich. Brechen wir sofort auf.«

»Wir müssen ihre Spuren finden.«

Neville erinnerte sich. »Javierre ist am Morgen nach Hertford aufgebrochen. Könnte es nicht sein, dass Robin auch dorthin will? Er wird seinem Herrn und Meister das Opfer übergeben wollen. Jetzt haben sie ja ein Druckmittel mehr in den Händen, um ihre Ziele zu verwirklichen.«

»Hertford? Was sollten sie dort wollen?«

»In Hertford gibt es ein Benediktinerkloster. Ähnlich groß wie St. Albans. Vielleicht wittern sie auch dort Beute.«

»Dann sollten wir nicht zaudern.«

Als die Morgensonne hinter den Bäumen des Forstes aufging, waren sie ein gutes Stück vorangekommen. Sie hatten tatsächlich eine frische Hufspur entdeckt, der sie folgen konnten. Die Hufe waren im feuchten Untergrund tief eingegraben, die beiden Verfolger zweifelten nicht, dass das Reittier Robin und Jenny getragen hatte. Sie erreichten das ländliche Hatfield, in dem sich Abt Thomas kurz vor seiner Ermordung aufgehalten hatte. In diesem Ort bestanden alle Häuser und selbst die kleine Kirche aus mit Lehm beworfenem Flechtwerk.

»Lass uns fragen, ob jemand Robin gesehen hat«, sagte Henri.

Neville stieg sofort ab und trat an einen Bauern heran, der vor seiner Kate stand, und fragte ihn. Der Bauer nahm die Pfeife aus dem Mund und nickte. Er zeigte nach Südwesten – in Richtung auf St. Albans.

»Er ritt wirklich in diese Richtung?«, fragte Neville überrascht. »Nicht in Richtung Hertford?«

»Nein, nein. Er hatte es auch gar nicht eilig. Sein Pferd hinkte ein wenig.«

»Seid Ihr sicher, dass wir von dem gleichen Mann sprechen?« Neville beschrieb Robin.

»Na klar, hier ritt niemand sonst durch.«

»Und was war mit der Frau?«

»Welche Frau? Er ritt natürlich allein auf seinem Gaul.«

»Er hatte keine Frau dabei?«

»Wo soll die denn gesessen haben?«

»Vorn, hinten, auf einem Pferd ist überall Platz. Wir sind im Heiligen Land immer zu zweit auf einem Pferd geritten.«

»Ah, Ihr seid Templer, was? Arme Brüder Christi, was? Aber der Kerl, den Ihr meint, ritt trotzdem allein.«

»In Richtung auf St. Albans.«

»Ja, mein Sohn.«

Neville seufzte und dankte dem Alten. Henri hatte das Gespräch mit angehört.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Neville.

»Er muss Jenny irgendwo in der Nähe abgesetzt haben. Hoffentlich hat er ihr nichts getan. Ich traue diesem Kerl alles zu.«

Henri hatte eine Idee. Er trat noch einmal zu dem Bauern, der sie unverwandt beobachtete. »Was meint Ihr, gibt es in diesem Dorf ein Versteck für eine Frau?«

Der Bauer sagte: »Jede Kate ist ein gutes Versteck für eine Frau.«

Neville verdrehte die Augen und schüttelte den Kopf.

Der Bauer hob die Hand. »Aber mir ist noch was eingefallen. Weil Ihr von einer Frau sprecht. Der Kerl, der hier auf dem hinkenden Wallach durchkam, trug unter dem Arm eine Rolle, die aussah, als könnte sie ein Frauenkleid sein.«

»Ein graues, grobes Tuch, wie von einem Nachtkleid?«

»Nein. Ein rotes Kleid, mit weißen Bändern.«

»Er könnte Jenny irgendwo abgesetzt haben«, sagte Henri zu Neville, »und ihr ein Kleid beschafft haben, um nicht aufzufallen. Vielleicht hat er auch ein zweites Pferd besorgt. Wenn er sie irgendwo vor Hatfield abgesetzt hat, könnte das erklären, warum er in die falsche Richtung ritt.«

»Gibt es hier einen Pferdehändler?«

Der Bauer nickte Neville zu. »Eine halbe Meile in Richtung St. Albans. Ein weißes, flaches Haus mit Schilfdach, rechter Hand.«

Henri erinnerte sich, ein solches Haus am Wegrand gesehen zu haben.

Sie dankten dem Bauern noch einmal und machten kehrt. Sie trieben ihre Reittiere an. Als sie den Hof des Pferdehändlers erreichten, sahen sie einen Mann, der einen grauen Wallach abtrieb. Sie sprangen ab und grüßten. Der Pferdehändler war jung, hatte ein breites Gesicht mit weißen Augenbrauen und Zahnlücken. Er bejahte ihre Frage. Diesen Wallach hatte er von dem Fremden in Zahlung genommen und ihm dafür zwei kleinere Stuten verkauft.

»War eine Frau dabei?«

»Nein. Der Bursche war allein. Er sagte, er brauche ein Tier für sich und ein Packer. Aber das geht mich ja nichts an.«

»Wohin ritt er dann?«

Der Bauer streckte die Hand aus. Jedenfalls hatte Robin nicht mehr den gleichen Weg durch Hatfield eingeschlagen. Er wollte seine Spuren verwischen.

Henri und Neville versuchten beim Weiterreiten, Hufspuren zu finden. Der Untergrund war in dieser Gegend verfilzt, Unterholz und Heidekraut wechselten mit Sand und flachen Felsen. Nach einer Weile fanden sie die Spur. Sie führte durch einen Wald. Deutlich waren abgeknickte Zweige und zertretenes Laub zu erkennen. Jemand hatte mit einem scharfen Schwert einen Weg durch tief hängende Äste gehauen.

Am Ende des Waldstücks vollführten die Hufspuren einen Bogen. Offenbar versuchte Robin, auf festeren Untergrund zu kommen. Dann standen Henri und Neville vor einem Bach. Das Grün von Trauerweiden hing bis zum Boden. Sie suchten das jenseitige Ufer ab, aber nirgendwo zeigten sich Hufspuren. Sicher war Robin schlau genug gewesen, eine Weile durch den Bach zu reiten. Wenn sie versuchten, die Stelle zu finden, wo der Flüchtige das Wasser wieder verlassen hatte, verloren sie zu viel Zeit.

Die beiden Verfolger ritten eine Weile im Kreis. Dann verständigten sie sich erneut. Sie mussten sich eingestehen, dass sie die Spuren verloren hatten.

*Frühling 1300, der Zwerg*

Die Stadt Hertford am Fluss Lee war ein lebendiger Marktflecken mit einer unverhältnismäßig großen Burg mit achteckigem Turm und einem Kloster der Benediktiner. Am Rand des Klostersgeländes, mit dem Chor nach Osten, stand eine normannische Kirche, deren Dach gerade ausgebessert wurde. Henri und Neville verständigten sich kurz. Wenn Robin wirklich in Hertford war, dann würde er mit Javierre de Bastard zusammengetroffen sein. Und welches Ziel sollte der bretonische Unternehmer sonst haben, als im Kloster der Benediktiner das gleiche Spiel wie in St. Albans zu treiben?

Aber würde Robin es wagen, Jenny in das Kloster zu bringen? So viel Frechheit hatte wohl nicht einmal er.

Die beiden Verfolger vermieden es, Zeit zu verlieren, sie steuerten kurz entschlossen das Kloster an. Im Eingangsbereich erblickten sie die Überreste eines römischen Kastells, das anscheinend wieder aufgebaut werden sollte. Als sie nach dem Prior fragten, wurden sie zu einem schlohweißen, hageren Mönch geschickt, der halb erblindet war. Seine Pupillen wiesen einen braunen Belag auf.

Das Kloster besaß keinen Prior und keinen Abt. Beide waren vor kurzer Zeit an der gleichen grassierenden Seuche gestorben, und die Mönche hatten beschlossen, den Konvent vorerst allein regieren zu lassen. Henri fragte nach Gästen.

Der Alte schüttelte den Kopf. Seine Stimme war heiser und brüchig. »Wir haben schon lange keine Gäste mehr gehabt. Früher kamen jeden Tag Gäste von nah und fern. Aber seitdem

bei uns so viel gearbeitet wird, ist der Lärm groß. Das gefällt keinem Gast, der in einem Kloster Erbauung und Besinnung sucht und mit dem Herrn Zwiesprache halten will.«

»Ihr seid sicher, dass kein normannischer Herr, kein junger englischer Templer und keine junge Frau im Kloster sind?«

»Ich kenne jeden Anwesenden mit Namen. Und bei fast allen vollzog ich selbst die Taufrituale. Es gibt niemanden hier, auf den Eure Beschreibung passt.«

»Nun gut. Dürfen wir für kurze Zeit Eure Gäste sein? Wir sind Tempelritter und würden gern die klösterlichen Rituale mit den Konventualen vollziehen. Arbeitslärm stört uns nicht.«

Der Mönch nickte. Er ließ einen Novizen kommen. Henri und Neville konnten ihre Pferde versorgen lassen und bezogen unverzüglich ihre Zellen. Es war beinahe alles so wie in St. Albans. Nur dass aus einem Schornstein unaufhörlich weißer Dampf aufstieg. Dort war, wie der Novize erklärte, die Brennerei. Die Mönche stellten Apfelbranntwein her, und sie brauten außerdem ein süßes, dunkles Bier, das in die ganze Umgebung geliefert und abends in Pints getrunken wurde.

Nachdem sie in der Marienkapelle der Prälatur ein Gebet verrichtet hatten, machten sich die beiden Tempelritter auf den Weg durch den Ort.

Hertford war wirklich nicht groß, besaß aber eine Stadttaverne mit langen Bänken und Tischen und auffällig viele Wirtshäuser, in denen das Klosterbier und die Apfelbrände ausgeschenkt wurden. Immerhin wies der Ort sogar einige Steinhäuser auf, und vor mancher Scheune befand sich ein Schweinepfehl für viele Tiere. Der Marktplatz hatte eine beeindruckende Dimension. Aus der ganzen Umgebung kamen hier Bauern zusammen, nicht nur, um zu kaufen, sondern auch, um zu verkaufen.

Ein Pferdemarkt befand sich neben dem üblichen Markt. Die Tiere dort waren unruhig, einige stiegen auf die Hinterbeine.

Henri bemerkte, dass der Grund dafür in drei Käfigen lag, die sich in unmittelbarer Nachbarschaft am Dorfanger befanden. Darin standen, noch halb von Planen verdeckt, braune Tanzbären mit Würgeringen um den Hals, die an den Gittern rüttelten und ihre pelzigen Köpfe hin und her warfen. Auf dem Platz gastierte eine Gauklertruppe. Zwei Ringer mit nacktem, behaartem Oberkörper probierten gerade ihren Auftritt. Neville stutzte plötzlich. Dann zupfte er Henri am Arm. Er deutete mit dem Finger.

»Da drüben! Siehst du den Zwerg? Wenn das nicht Giacomo ist!«

Auch Henri hatte den Zwerg jetzt wahrgenommen. Er jonglierte im Kostüm eines Narren mit einer Fülle von weißen Holzreifen. Auf seinem Kopf befanden sich zwei übereinander liegende rote Bälle, von denen der obere aber immer wieder abrutschte und herunterfiel.

»Giacomo!«

Der Zwerg zuckte zusammen, auch der zweite Ball fiel von seinem Kopf, die Reifen purzelten durcheinander. Die umstehenden Kinder lachten und zeigten mit Fingern auf ihn.

»Herr Neville! Und Herr Henri! Dass doch das Weihwasser sprudeln möge...!« Giacomo hielt sich die Hand vor den Mund.

»Er ist der alte Dummkopf!«, lachte Neville. Er hob den Zwerg an seine Brust und drückte ihn. Henri schüttelte ihm die Hand.

»Wie ist es Euch ergangen, Ihr Herren?« Giacomo stand wieder auf der Erde und blinzelte nach oben.

»Wie ist es dir ergangen? Du hast es bestimmt schwerer gehabt als wir.«

Der Zwerg vollführte eine abwägende Geste, dann sagte er: »Herr, ich bitte Euch, erzählt mir von meiner Stadt London,

die ich seit damals nicht mehr gesehen habe. Was hat sich verändert?«

»Was interessiert dich zu erfahren, mein Freund? Die Häuser sind noch immer niedrig und mit Stroh gedeckt, die Straßen noch immer schmutzig, und es stinkt in den Gassen wie eh und je nach Hundepisse! Aber Westminster wächst und wächst, die Steuereintreiber werden immer fetter, und die Bäcker backen noch immer die besten Pasteten von ganz England.«

»Ist der Herr Bischof Savior noch im Amt?«

»Ja, aber er ist krank und nur noch selten in der Öffentlichkeit zu sehen. Man sagt, er versuche alle seine Sünden zu bereuen.«

»Steht der Tempel noch?«

»Fest und sicher, wie es sich für eine Burg Gottes gehört.«

»Oh, ich liebe diese Stadt! Möcht' wieder zurück – aber wovon soll ich leben, seit ich... seit ich...«

»Hör schon auf. Was war, ist vergessen. Ich könnte dich wieder in meine Dienste nehmen. Denn als Jongleur machst du keine Karriere auf dem Erdenrund!« Neville deutete auf Bälle und Reifen, die im Sand lagen. Alle Umstehenden lachten.

Giacomo sagte: »Ich bin gern mit dieser Truppe von Verrückten unterwegs. Wisst Ihr, sie sind so verrückt, dass niemand auf die Idee kommen würde, sie für ihre Sünden zu bestrafen.«

»Dann passt du ja gut hinein, mein Freund!«

Giacomo feixte bei den Worten seines ehemaligen Herrn. »Bleibt Ihr ein wenig, Ihr Herren? Unsere nächste Vorstellung beginnt. Ich zeige Euch, dass ich mehr gelernt habe, als Ihr bisher von mir zu sehen bekommen habt.«

Henri wollte weiter. Neville machte eine beruhigende Geste.

»Also gut.«

Giacomo sprang davon. Henri und Neville spürten, wie sie ihre Sorgen für den Moment vergaßen, und obwohl ihnen nicht der Sinn nach Vergnügen stand, verweilten sie.

Um sie herum begannen Gaukler in bunten Kostümen eine Posse um einen gehörnten Ehemann aufzuführen. Hunde kläfften, sprangen an den Darstellern empor und wurden mit Fußtritten verscheucht. Ein Salbenhändler schlurfte quer über den Vorplatz, rempelte den gehörnten Ehemann an und lobte laut seine Tiegel, deren Inhalt das Ende aller Ekzeme und Geschwüre und den Himmel auf Erden darstellte. Dann trat Giacomo auf. Er schlug mehrere Flic Flacs und begann, mit sieben roten Bällen zu jonglieren. Die Bälle flogen hoch und wurden von seinen Händen geschickt und sicher gefangen und weitergeschleudert. Gleichzeitig ließ Giacomo einen Reifen um Hals, Hüfte und Knie kreisen. Ein Trompetenstoß beendete seine Darbietung.

Jetzt traten die Ringer auf, und die Tanzbären wurden an Ketten herangeführt.

»Gut und schön«, sagte Henri. »Aber lass uns jetzt nach Robin suchen, hier werden wir ihn nicht finden.«

Neville klatschte Beifall und winkte Giacomo zu. Der Zwerg sprang heran. Neville erklärte ihm, warum sie in Hertford weilten. Giacomo kannte Robin aus dem Tempel und erinnerte sich auch an Jenny Sandys. Als Neville Javierre de Bastard beschrieb, schrie Giacomo auf:

»Ich habe ihn gesehen!«

Henri schrie beinahe ebenso laut: »Hier im Ort?«

»Na klar. Er sprach mit den Templern.«

Jetzt war Neville verblüfft. »Es gibt Tempel in Hertford?«

»Ja, möchte ich wohl sagen. Nun – keine Komturei, keine eigene Kirche. Aber Tempelritter. Ich weiß nicht, was sie suchen. Sie hausen in den Überresten des römischen Kastells

vor dem Kloster, das sie wieder aufbauen wollen. Man munkelt, sie hätten etwas sehr Geheimnisvolles entdeckt.«

»So, so«, sagte Henri, nicht gerade überzeugt.

Neville fragte: »Und du bist sicher, Javierre de Bastard gesehen zu haben?«

»Nun, ich habe den Mann gesehen, den Ihr beschrieben habt, Herr. Und er sprach davon, ein großer Stapelherr zu sein, ganz, wie Ihr erzählt habt.«

»Dann ist er unser Mann!«

Henri sagte: »Wir gehen zu diesem Kastell. Es fiel mir beim Vorbeireiten auf, dass man es wieder aufbaut.«

Giacomo sagte aufgeregt: »Na eben! Sie haben was entdeckt. Jetzt wollen die Templer es groß aufziehen! Es sind Schotten. Eingezogen sind sie ja schon!«

»Aber von Jenny Sandys und Robin Gilmour-Bryson keine Spur?«

Giacomo schüttelte so traurig den Kopf, als sei gerade sein Hund gestorben. Die beiden Tempelritter verabschiedeten sich und versprachen, sich wieder zu sehen.

Neville de Gwyn schmerzte noch immer der Hals, seine Kehle brannte seit dem heimtückischen Schlag wie Feuer. Unwillkürlich griff er sich dorthin, als er Robin Gilmour-Bryson erblickte.

Robin saß auf einem Schemel vor der Hütte eines Barbiers und ließ sich von einem jungen Mädchen das Gesicht einseifen. Neville blieb wie angewurzelt stehen. Er wünschte sich, Henri wäre an seiner Seite, aber der war zum Sheriff gegangen, um ihm eine Spende für den Aufbau des römischen Kastells anzubieten. Damit wollte Henri die Obrigkeit bei allen Schwierigkeiten, die jetzt vielleicht auf sie zukamen, auf ihre Seite ziehen.

Neville wartete einen Moment und überlegte. Konnte er Robin in aller Öffentlichkeit festsetzen? Er konnte hinübergehen und ihn beschuldigen. Sicher gab es dann Diskussionen mit den Einwohnern, die zum Dorfanger und zum Marktplatz strömten oder von dort zurückkamen. Neville war der Fremde, Robin mochte den Bewohnern schon vertrauter sein. Und der Barbier würde auf jeden Fall gegen ihn sein, Lärm schlagen und die Gaffer auf seine Seite ziehen, weil er einen Kunden verlor.

Neville beschloss zu warten, bis Robin weiterging. Er musste herausfinden, wo die entführte Jenny war. Robin musste ihn zu ihr führen.

Der Entführer ließ sich Zeit. Er schäkerte, wie nicht anders zu erwarten, mit der Barbierstochter. Das muntere Mädchen, dessen schlanker Körper gerade die ersten Rundungen zeigte, umsprang ihn wie ein Zicklein. Robin griff einmal nach ihr, aber der Papa kam dienstefrig und unterwürfig herbei und schickte die Tochter in die Hütte. Dann rasierte er Robin mit dem geschärften Klappmesser.

Nach einer Weile stand Robin auf, zahlte und ging. Neville folgte ihm, so unauffällig es ging.

Robin schlenderte die ärmlichen Straßen hinunter. Am Ortsausgang betrat er eine Schenke. Neville versteckte sich in einem Stall schräg gegenüber und wartete gespannt. Als Robin nicht mehr erschien, war Neville überzeugt davon, dass er in dem Gasthof abgestiegen war.

Er überlegte noch einmal, ob er Henri holen sollte. Aber wenn Robin nicht im Gasthof wohnte, konnte er ihn in der Zwischenzeit verlassen, und sie verloren vielleicht seine Spur.

Neville beschloss, allein zu handeln. Auf diese Situation waren sie ja vorbereitet gewesen. Er holte tief Luft, überquerte schnellen Schrittes die Straße und betrat den Schankraum.

Der Dunst, der ihm entgegenschlug, war überwältigend. Es roch nach menschlichen Ausdünstungen, nach Apfelwein und Schnaps. Der Boden war übersät mit Essensresten, Papierschnitzeln und sonstigem Schmutz. An dem langen Tresen stand niemand, der Schankraum war gänzlich leer.

Neville huschte an die Hintertür. Dort ging es zu den Zimmern. Er trat in den Flur und lauschte. Als nichts zu hören war, stieg er leise die Treppe empor. Um nicht noch einmal überrascht zu werden, zog Neville seinen Dolch. Er wusste, Robin würde sofort handeln. Wieder schmerzte seine Kehle, und er griff sich an den Hals. Vom Gang gingen sechs Türen ab.

Als er an der ersten Zimmertür vorbeiging, hörte er am Ende des Ganges ein Geräusch. Jemand lachte. Eine Frauenstimme sagte etwas. War das Jenny? Neville versuchte, es herauszufinden, aber die Stimme verstummte. Eine Maus huschte über den Dielenboden. Als Neville weitergehen wollte, wurde hinter ihm die Tür aufgerissen. Robin Gilmour-Bryson trat heraus. Er trug eine Reisetasche, die er über die Schulter warf.

Neville handelte sofort.

Er sprang auf Robin zu und schlug ihm ins Gesicht. Überrascht ließ der Angegriffene seine Tasche fallen. Er taumelte gegen die Türfassung. Neville machte einen weiteren Satz nach vorn und schlug dem anderen die Faust gegen die Nase. Robin heulte auf. Er griff sich ins Gesicht, dann zuckte seine rechte Hand zu seinem Gürtel. Er nestelte an seiner Kleidung. Neville hatte ausgeholt und schlug ihm erneut mitten ins Gesicht. Dann schlug er ihm die Handkante gegen die rechte Schläfe.

Robin keuchte. Aus seinem Mund lief ein feiner Speichelfaden. Bisher war kein Wort gefallen, jetzt stieß Robin einen dumpfen Fluch aus, dann ein Wimmern, aber voller

Hass. Er zerrte noch immer an seinem Gürtel herum. Neville hieb ihm die Faust in den Magen, und als Robin sich vornüber krümmte, jagte Neville ihm einen Aufwärtshaken unter das Kinn. Robins Augen wurden glasig. Seine Beine wackelten. Dann brach er zusammen.

Neville zog ihn am Kragen in das Zimmer hinein. Er sah sich um. Außer Bettstatt mit Strohsack, einem Regal mit Waschschüssel und Kanne und einem viereckigen Tisch mit Stuhl befand sich im Raum nichts. Schon gar keine Jenny Sandys.

Neville schloss die Eingangstür. Er trat zur Waschkanne, schwenkte sie, merkte, dass sie halb voll war, und kippte Robin das Wasser ins Gesicht. Robin fuhr sofort auf, schüttelte sich und rief: »Was!«

Neville trat ihm mit der Schuhspitze in die Seite. »Wo ist Jenny?«

Robin verstand allmählich. Sein jugenhaftes Gesicht verzog sich zu einer Grimasse. Er versuchte zu grinsen, hatte aber offensichtlich Schmerzen.

»Welche Jenny? Siehst du hier jemand?«

Neville beugte sich über ihn und steckte ihm den Dolch in ein Nasenloch. »Wo ist Jenny?«

»Lass das! Du siehst doch, dass ich allein bin. Ich wollte gerade nach London zurück.«

»Wenn du mir nicht sofort verrätst, wo du Jenny Sandys hingeschleppt hast, schneide ich dir die Nase ab.«

Robin kicherte.

»Du glaubst mir nicht?«

»Hör doch! Ich bin allein! Ich...«

»Wo ist sie?«

»Ach, geh doch zum Teufel!«

Neville zog den Dolch mit einem kräftigen Ruck nach oben, als wollte er einen Faden durchschneiden. Robins Nasenloch

wurde aufgeschlitzt. Sofort lief Blut über seinen Mund. Er schrie vor Schmerzen.

»Sag mir jetzt, wo Jenny ist, oder bei Gott, du wirst nicht mehr so aussehen wie früher!«

In Robins Blick war plötzlich ein ängstliches Glitzern getreten. Er verstand, dass mit Neville nicht zu spaßen war.

Er wimmerte eine Weile. Dann sagte er: »Jenny Sandys? Nun – ich kann dich zu ihr führen.«

Neville bemerkte, dass Robin Zeit gewinnen wollte, sicher dachte er sich einen Trick aus. Robin wischte sich unaufhörlich das Blut weg, das aber ungehindert in einem schmalen Rinnsal aus seiner Nase lief. Neville warf ihm einen Lappen zu.

»Was ist in deiner Tasche?«

»Sieh doch selbst nach.«

Neville öffnete sie. Er sah Kleidungsstücke, einzelne Silberpennys und Schillings, einen Totschläger aus gehärtetem Leder und eine feine Seidenschlinge.

»Die Tasche bleibt hier. Führe mich zu Jenny. Ist sie in diesem Gasthof untergebracht?«

Robin schüttelte den Kopf. »Wäre ich dann allein im Zimmer?«

Neville sagte: »Wenn du zu fliehen versuchst oder sonst irgendwas im Schilde führst, dann bringe ich dich um.«

»Du bringst mich nicht um, mein Alter. Wer zeigt dir dann die hübsche Jenny? Besser gesagt das, was einmal an ihr hübsch war?«

Neville beherrschte sich, um Robin nicht erneut zu schlagen. Er machte eine aufmunternde Geste. Robin erhob sich mühevoll, versuchte weiterhin, das fließende Blut zu stillen, und fluchte leise vor sich hin. Neville ließ sich nicht täuschen. Er wusste, dass Robin krampfhaft darüber nachgrübelte, wie er ihn überlisten konnte.

Neville stieß Robin grob in den Flur. Gleich auf der Treppe versuchte Robin das Blatt zu wenden. Er griff plötzlich hinter sich, riss Neville am Rock heran und stieß ihn die Treppe hinunter.

Neville war bei aller Vorsicht zu überrascht, um schnell genug zu reagieren. Er stolperte und stürzte die Stufen hinunter. Als er auf dem Treppenabsatz landete, sprang Robin auf ihn. Er trampelte mit seinen Lederstiefeln auf seinem Kopf herum, trat fest zu, trat gegen seinen Hals.

Und lachte mit einer Stimme, die einer Frau zu gehören schien.

Neville kämpfte um das Bewusstsein. Nein, dachte er, du darfst nicht noch einmal gewinnen. Nicht noch einmal!

Er drehte sich zur Seite, sah, wie Robin erneut mit dem Stiefel ausholte. Der nächste Tritt gegen seinen Kopf würde ihn gänzlich kampfunfähig machen. Und dann würde Robin Gilmour-Bryson ihn töten.

Neville griff nach seinem Dolch. Robin bemerkte es, wollte ihm zuvorkommen und umklammerte mit beiden Händen Nevilles Hand. Da hatte Neville den Griff der Waffe umfasst. Er zog sie heraus und stach zu.

Die Schneide fuhr in Robins Bauch. Neville zog sie wieder heraus und stach noch einmal zu. Robin stand einen Moment lang unbeweglich und starrte ausdruckslos vor sich hin. Dann sackte er in die Knie. Er kniete auf Neville.

Angewidert stieß Neville ihn von sich. Er sah, wie Robin versuchte, mit beiden Händen das hervorquellende Blut und die Eingeweide im Leib zu halten. Seine Hände verkrampften sich. Er gab einen gurgelnden Laut von sich. Dann schrie er laut auf. Er schrie und schrie.

Als er endlich still war, zusammenbrach und mit starr geöffneten Augen am Boden liegen blieb, rappelte sich Neville auf.

Er stützte sich um Atem ringend auf seine Hände. Er ließ den Kopf hängen.

Du sollst nicht töten, dachte er.

Was für ein Elend, dachte er.

Er sah zu Robin hinüber. Dessen Gesicht war noch immer jungenhaft und friedlich. Die Maske eines Engels, der sich verstellte.

Ich habe dich einmal geliebt, Bruder, dachte er.

Der Sheriff von Hertford war ein kleiner, stämmiger Mann mit kräftigen Armen und einer dröhnenden, tiefen Stimme. Offenbar hörte er schwer. Als Henri ihm den Beutel mit Schillingen schenkte und erklärte warum, umarmte der Ordnungshüter ihn.

Henri würde dem Tempel Rechenschaft über die Spende geben müssen und trug sie in Gedanken schon auf die Sollseite der Rechnungsbücher ein, aber es geschah ja für einen vernünftigen Zweck.

»Wenn das römische Kastell wieder aufgebaut ist«, sagte der Sheriff begeistert, »werden Leute von nah und fern nach Hertford kommen. Sie werden essen und trinken und übernachten. Hertford wird aufblühen. Und das haben wir dann Euch zu verdanken, Tempelritter!«

»Ich hoffe«, sagte Henri, »das große Geheimnis, auf das meine Tempelbrüder angeblich gestoßen sind, ist nicht abschreckend, sondern zieht noch mehr Besucher an.«

»Ja, es ist sehr seltsam«, sagte der Sheriff eifrig. »Sie haben ein unterirdisches Labyrinth entdeckt. Es soll auf der einen Seite bis zur Prälatur des Klosters gehen und auf der anderen Seite bis zur Burg von Hertfordshire. Es soll aussehen wie im Eingangsbereich der neuen großen Kathedralen. Sehr merkwürdig.«

»Ihr meint die Geheimzeichen des Labyrinths, die von den Baumeistern als Buchstabenrätsel in die Fußböden eingelegt werden, wenn die Kirche gebaut worden ist?«

»Ich kenne mich in diesen Dingen nicht aus. Man spricht davon, das unterirdische Labyrinth von Hertford besitze eine geheime Symbolik. Ich wage es kaum auszusprechen, eine – Heilssymbolik.«

»Ich werde es mir ansehen. Woher kommen die Templer?«

»Man sagt, aus ganz England. Vor allem aber aus Schottland. Sogar der schottische Aufrührer William Wallace soll unter ihnen sein.«

»William? Ich kenne ihn! Ein hitziger Mann. Er hat vor drei Jahren mit dem Mandat der Earls und Magnaten von Schottland das englische Aufgebot bei Stirling Bridge vernichtend geschlagen. Mutig von ihm, in England öffentlich aufzutreten.«

»Sie sind wie auf ein geheimes Geheiß angereist. Vorher hatte niemand in Hertford eine Ahnung von unterirdischen Gängen, geheimen Räumen und Kammern. Die Templer werden geradezu angezogen von solchen Geheimnissen. Unsere ganze Stadt soll unterhöhlt sein, und wenn man das Zentrum findet, lösen sich alle Rätsel. Ja, selbst die ausgedehnten Wälder, die Hertford umgeben und der Krone gehören, stehen angeblich auf einem Labyrinth, dessen Zweck niemand begreift. Eigentlich keine angenehme Vorstellung, findet Ihr nicht?«

Henri stimmte zu. Dann dachte er über William nach. Er hörte seine Worte, die man nach der siegreichen Schlacht überliefert hatte: *Solange hundert von uns am Leben sind, werden wir uns niemals unter die Herrschaft Englands beugen. Es ist nicht für Ruhm, Reichtümer oder Ehre, dass wir kämpfen, es ist allein für die Freiheit, die kein ehrenhafter Mann aufgibt, solange er noch am Leben ist.* So hatte sein

Landsmann William Wallace gesprochen. Was trieb den Heerführer der Schotten nach Hertford? Wollte er aus der politischen Schusslinie kommen? Oder war das, was er hier vorzufinden hoffte, so wichtig, dass er seine Schlachtfelder im Norden verließ?

Henri beschloss, sofort zu dem römischen Kastell zu gehen. Zuvor wollte er jedoch vom Sheriff erfahren, ob sich der normannische Edelmann Javierre de Bastard in Hertford aufhielt.

Der Sheriff blickte Henri merkwürdig an. »Dieser Mensch«, sagte er, »macht mir Sorgen. Und auch Ihr macht mir Sorgen, wenn Ihr ihn kennt.«

Henri vermied es nach kurzem Überlegen, den Sheriff darüber aufzuklären, woher er ihn kannte und weswegen er ihn suchte. Er dachte, das würde alles nur noch komplizierter machen. Und Jenny nur in noch größere Gefahr bringen. Stattdessen sagte er:

»Glaubt mir, Sheriff. Ich kenne ihn nicht besser, als Ihr ihn kennt. Und wenn er in Hertford ist, und bei allem, was vielleicht geschehen wird, denkt daran, dass dieser Mensch mir ebenso viele Sorgen bereitet wie Euch. Ich bin Tempelritter. Wenn Ihr mich in den kommenden Tagen in meiner Rüstung seht, unter dem weißen Umhang mit dem roten Balkenkreuz, das Schwert an der Hüfte, dann erinnert Euch an meine Worte. Die Templer waren bisher auf der richtigen Seite. Und ihre Feinde auf der falschen.«

»Daran habe ich keine Zweifel«, sagte der Sheriff.

»Dann helft mir.«

»Wenn Ihr diesen Stapelherrn aus Frankreich finden wollt – was immer Ihr ihm zu sagen habt –, dann sucht ihn bei den Marktherren im Gildehaus. Sie wollen Hertford umkrepeln, aber auch das wird uns vielleicht nur zugute kommen.«

»Was haben die Marktherren denn vor?«

»Was alle Handelsherren vorhaben – völlige Marktgerechtigkeit, Suspendierung der Befugnisse anderer Obrigkeiten, Monopolisierung des Handels, Friedensschutz, Rechtsschutz durch die Lords. Sie wollen sogar eine eigene Gerichtsbarkeit, um in schnellen Verfahren Vergehen nach Kaufmannsrecht aburteilen zu können. Sie wollen *Courts of Piepowder*, wie sie es nennen.«

»Gerichte der staubigen Füße? Was ist denn das?«

»Mehrere am Tag Gerichte. Morgens, mittags, abends. Ohne Formalitäten. Jeder wird verurteilt, wie es gerade kommt. Sie wollen Zölle, Gebühren und Abgaben selbst einziehen können, zu Ungunsten der Krone. Und auch ich als Sheriff wäre damit vom städtischen Rechnungswesen ausgeschlossen und aus dem Geschäft, kann mir das gefallen? Aber ehrlich gesagt, Kleinstädte wie Hertford könnten dadurch aufblühen. Hertford hat schon einen großen Marktplatz gebaut.«

»Ich sah ihn.«

»Sie verstärken die Gilden, schließen sich freiwillig zusammen, leisten einen Eid auf wechselseitigen Schutz und Beistand. Dabei veranstalten sie einen ziemlichen Mummenschanz, nehmen in geheimen Riten gemeinsame Mahlzeiten ein, halten Gottesdienst und Totengedenken. Alles sehr abgeschirmt. Sie werden zum Staat im Staate, der nicht mehr zu kontrollieren ist. Das macht mir Sorge.«

»Das könnt Ihr nicht dulden.«

»Natürlich nicht, auch wenn es, wie schon gesagt, den Kleinstädten zugute kommt. Denn ich, der Sheriff von Hertford, arbeite im Sold der Grundherrschaft. Noch sind wir in den Städten ja nicht so weit, dass wir uns selbständig erklären und die Lords und Earls rausschmeißen.«

»Die ja auch eigene Armeen mit gut ausgebildeten Söldnern besitzen.«

»Eben. Und was haben wir? Bauern mit Mistgabeln. Und die sind auch nicht bei jedem der häufig erfolgenden Aufrufe bereit, für die reichen Bürger zu fechten.«

»Sie vertreten eben nicht die gleichen Interessen. Obwohl der Aufschwung der einen dem Aufschwung der anderen nützen könnte – aber so ist es selten.«

»Bauern sind stur und kennen nur ihre Scholle.«

»Aber sie folgen auch ihrer Erfahrung«, warf Henri ein. »Sie können sich nicht vom Militärdienst loskaufen, wie es die Adligen und die reichen Bürger können. Wenn das Königshaus der Anjou-Plantagenets ruft, müssen sie marschieren und ihre Felder brachliegen lassen. Und sie...«

Er wollte noch etwas hinzusetzen. Aber in diesem Augenblick taumelte Neville de Gwyn in die Amtsstube. Sein Gesicht war voller Blut.

Henri erschrak bei diesem Anblick. Er stützte den Gefährten und zwang ihn, sich auf einen Schemel zu setzen. Er beruhigte ihn. Neville begann zu erzählen.

Giacomo war tief bewegt gewesen, dass sein früherer Herr ihm zugeschaut hatte. Wie oft hatte er sich das gewünscht. Wie oft hatte er in der vergangenen Zeit daran gedacht, dass er Neville de Gwyn um Verzeihung für sein Vergehen im Tempel bitten wollte. Er bereute es so sehr! Er wäre sogar bereit gewesen, seinen Unglauben dafür aufzugeben und strenger Christ zu werden! Wenn der Tempelherr, den er so verehrte, ihm nur verzieh!

Aber er hatte es nicht getan. Er hatte seine Arbeit bei den Gauklern gemacht, Zugtiere abgerieben und Bären gefüttert, jongliert, gescherzt und war mit den anderen weitergezogen. Er hatte mit den Mädchen geturtelt. Es war eine schöne Zeit

gewesen. Eine freie Zeit. Aber auch eine Zeit ohne tieferen Sinn. Musste das Leben einen tieferen Sinn haben?

Hatte er Herrn Neville richtig verstanden? Er würde ihn vielleicht wieder in seinen Dienst aufnehmen? Giacomo konnte sein Glück nicht fassen. Jetzt war die Gelegenheit da. Jetzt konnte er sich dankbar erweisen!

Giacomo hatte schon lange ein Auge auf Bianca geworfen, eine Zwergin und sogar wie er selbst aus Italien. Die musste er dann natürlich schleunigst vergessen. Und wenn sie mit in den Tempel käme – oder zumindest nach London? Ausgeschlossen! Bianca liebte das ungebundene Leben.

Und er selbst? Hatte er nicht in der Zwischenzeit zu schätzen gelernt, dass ihm niemand etwas befehlen konnte?

Manchmal träumte Giacomo noch immer von der Zeit in den Kerkern der Besitztümer des Papstes. Die Inquisitoren hatten kein Erbarmen gezeigt. Es erhöhte ihren Ingrimm, dass sie ihm nur ein einziges Vergehen vorwerfen konnten – ein Krüppel zu sein.

Sie hatten behauptet, Krüppel und Zwerge seien Satans Ausgeburten. Sie hatten versucht, ihm die Glieder noch mehr zu zerschlagen. Und das alles nur, weil sie im Besitz des vermeintlich richtigen Glaubens waren.

Im Tempel hatte er die Brüder geliebt, sie waren freundlich gewesen. Aber er hasste den Fanatismus, mit dem die geistlichen Orden ihre Feinde bekämpften und ausmerzten. Das würde er nie verstehen.

Giacomo blieb unschlüssig stehen. Was sollte er also tun? Er überlegte eine Weile. Von drüben hörte er die Bären brummen. Und dann tauchte Bianca auf und schwenkte eine gelbe Blume im Takt irgendeiner Melodie.

Giacomo hörte eine innere Stimme. Und er verstand. Er drehte sich um und hob Reifen und Bälle auf. Er legte die Reifen um Hals, Hüfte und Knie, und als sie in Schwingung

versetzt waren und sich um seine verkrüppelten Gelenke drehten, beförderte er die beiden roten Bälle auf seinen Kopf.

Er jonglierte eine Weile. Die Reifen drehten sich immer schneller. Und die beiden roten Bälle fielen nicht herunter.

Nachdem Neville von einem Bader verarztet worden war und der Sheriff den toten Robin mit einem Leichenkarren abholen und im Leichenhaus aufbewahren ließ, musste Henri dem Ordnungshüter die ganze Sache erläutern. Der Sheriff bestand mit wichtiger Miene darauf. Damit verlor Henri zwar das Gesetz des eigenen Handelns, aber das ließ sich jetzt nicht mehr vermeiden.

Der Sheriff war entsetzt. Er schlug vor, die ganze Stadt von Bütteln und Bauern nach Jenny absuchen zu lassen. Nicht ein Yard sollte vergessen werden. Aber Henri kannte die Skrupellosigkeit Javierres, er würde nicht zögern, Jenny zu töten, wenn sie ihm als Ballast gefährlich würde. Und Robin konnte ihnen nichts mehr verraten.

Der Sheriff hatte eine erschreckende Vision gehabt.

»Vielleicht weiß dieser Stapelherr gar nicht, wo die Frau ist. Vielleicht hat seine Kreatur, dieser Robin, sie versteckt, ohne zu verraten, wo. Weil er sie ganz für sich allein haben wollte. Stellt Euch das vor! Wir können unmöglich die ganze Stadt und alle Wälder und Felshöhlen in der Umgebung nach der jungen Frau absuchen. Die Unglückliche wird irgendwo elend verhungern und verdursten, und vielleicht finden wir ihre Überreste nie mehr.«

»Das wäre tatsächlich beinahe noch schlimmer, als wenn Jenny in der Gewalt von Javierre de Bastard ist.« Henri vermied es, sich beide Versionen weiter auszumalen.

»Was tun wir also?«, wollte der Sheriff wissen.

»Ich bin es als Templer gewohnt, allein zu handeln«, antwortete Henri entschieden. »So halte ich es auch jetzt. Gebt Ihr mir jede Unterstützung, die ich benötige, aber nur, wenn ich darum bitte. Ich werde Jenny Sandys finden.«

Zunächst suchte Henri das Gildehaus der Handelsherren auf. Er wäre lieber sofort zum römischen Kastell gegangen, aber die Sorge um Jenny ließ das nicht zu.

Der Herrscher von Hertford war ein leutseliger Mensch namens Eastrington, der aus Huntingdon in Cambridgeshire kam. Henri konnte seinen Redefluss nicht stoppen, und so schwärmte der rotgesichtige Kaufmann von seiner Heimatstadt, wo er seine Frau im Kloster der Benediktinerinnen kennen gelernt und eines Tages bei Nacht und Nebel daraus entführt hatte. Sie waren glücklich geworden. Auch in Huntingdon gab es Überreste eines römischen Grenzkastells, und so fühlte sich Eastrington hier in Hertford fast wie zu Hause.

»Ich suche Javierre de Bastard«, konnte Henri schließlich sagen.

»Oh ja, oh ja, ein interessanter Franzose!«, hakte der Herrscher sofort ein und hob den Zeigefinger. »Hat große Pläne. Aber ob sie alle zu verwirklichen sind? Ich weiß nicht. Jedenfalls, um weiterzuerzählen...«

»Wo finde ich ihn?«

»Ihr könnt hier warten, bis er zurückkommt. Sein Besuch in Broxbourne beim dortigen Earl kann nicht ewig dauern. Wartet hier auf ihn. Ich erzähle Euch inzwischen von Cambridgeshire – ein gesegneter Flecken Erde, das kann ich Euch sagen. Als ich meine Frau kennen gelernt hatte und sie...«

Henri griff nach der Hand des Herrschers, dankte ihm, kündigte seinen Besuch für später an und verschwand.

Auf der gewundenen Gasse musste er einer Schar schreiender Gänse ausweichen, die mit ausgebreiteten Flügeln schnell auf

ihn zukamen. Eine schnappte nach ihm, und Henri versetzte dem Federvieh einen Fußtritt.

Was tun?, dachte Henri. Wo kann ich ansetzen? Die Geschäfte der Handelsherren gehen mich nichts an. Es sei denn, einer von ihnen benutzte Jenny Sandys als Geisel, um irgendetwas in seinem Sinne durchzusetzen. Was könnte das sein?

Es hilft nichts, dachte er, ich muss mich an Javierres Fersen heften, sonst finde ich Jenny niemals. Dann kam ihm der Gedanke, noch einmal zu dem Gasthaus zu gehen, in dem der Kampf zwischen Neville und Robin stattgefunden hatte. Vielleicht konnte ihm der Wirt etwas Wichtiges sagen. Der verletzte Neville hatte ihn nicht danach gefragt.

Als Henri dort ankam, wischte der Wirt gerade mit einem großen Tuch den Boden auf. Er stemmte die Arme in die Hüften wie eine Waschfrau und keifte:

»Eine Sauerei! Konnte dieser Templer sich nicht einen anderen Platz aussuchen? Seid Ihr auch Templer? Ich sehe das doch an Eurer Kleidung! Was wollt Ihr – noch einen Mord?«

»Redet keinen Unsinn, Mann«, sagte Henri. »Ich möchte alle Eure Räume sehen – auch die geheimen.«

»Ich habe keine geheimen Räume, was denkt Ihr Euch denn! Soll hier in Eurer Vorstellung ein Hurenhaus sein, oder was?«

»Ich suche nach einer jungen Frau, die in Begleitung von Robin Gilmour-Bryson war. Kennt Ihr sie?« Henri beschrieb Jenny so genau wie möglich.

»Nie gesehen.«

»Wer wohnt sonst noch in der Herberge?«

»Nur ein junges Paar aus Blanchland. Sie besuchen gerade seinen Vater, der alte Hinchingbrooke ist unser Friedhofsgärtner.«

»Zeigt mir die Räume.«

Der Wirt machte ein wütendes Gesicht, folgte Henris Aufforderung aber. Wie er gesagt hatte, waren fünf Räume unbewohnt, nur im sechsten lagen verstreut die Sachen des Paares aus Blanchland. Henri besah sich alles ganz genau, aber darunter fand sich nichts Verdächtiges.

»Jetzt den Keller und die anderen Räume unten.«

Auch diesmal folgte der Wirt. Machte dabei aber ein höhnisches Gesicht. Henri konnte auch hier nichts Verdächtiges entdecken. Im Keller roch es feucht und modrig, obwohl er trocken schien, in einem Verschlag lagen gestapelt leere Fässer. Von hier ging jedenfalls kein geheimes Verlies ab.

»Wie lange wohnte Master Robin schon bei dir?«

Der Wirt erklärte es Henri. Es gab daran nichts Merkwürdiges. Robin hatte sich eingeschrieben und im Voraus für zwei Wochen bezahlt. Angeblich war er ein gewerblicher Ausgräber und wollte das römische Kastell erkunden. Diese Lüge verwunderte Henri denn doch.

»Wo kann sich im Ort eine junge Frau versteckt halten, die vor ihrem Mann geflohen ist, der sie schlägt?«, fragte Henri.

»Gibt es so was? Na, ich weiß nicht. Die Männer hier sind doch alle feige. Die betrinken sich eher mit Apfelschnaps. Frauen sind es doch, die den Ton angeben. Die schlägt doch keiner, der nicht selbst heiße Ohren kriegen will.«

»Antwortet!«

Der Wirt zuckte die Schultern. »Keine Ahnung.«

Henri begriff, dass er nicht weiterkam. Er verließ die Herberge mit gemischten Gefühlen. Jenny blieb verschwunden. Aber sie musste irgendwo in der Nähe sein, wo Robin sie untergebracht hatte. Als er die Straße hinunterging, fiel ihm erneut ein, was der Wirt gesagt hatte. Robin habe sich als Ausgräber ausgegeben, den das alte Kastell interessiere.

Leute, die aus reiner Neugier in alten Ruinen wühlten – wer hätte so etwas je gehört?

Konnte es sein, dass Robin Jenny Sandys in den Mauern des Kastells versteckt hatte?

Henri merkte seine innere Anspannung. Das war doch eine Möglichkeit! Wo sonst als in einer alten Ruine konnte man einen Menschen verstecken.

Aber dann fiel ihm ein, dass sich angeblich Templer dort aufhielten und etwas suchten. Wenn das zutraf, dann war nun gerade das Kastell kein geeigneter Ort für ein sicheres Versteck. Dennoch entschloss sich Henri, die Ruine aufzusuchen. Allzu viele Hinweise hatte es darauf gegeben.

Als er die Hauptstraße von Hertford hinuntergegangen war und das Kloster in Sicht kam, nahm Henri eine Reiterstatue wahr. Jedenfalls dachte er im ersten Augenblick, es sei eine solche Statue vor kurzem dort erbaut worden. Aber dann bewegten sich Ross und Reiter, und Henri erkannte, dass er Javierre de Bastard vor sich hatte.

Der Franzose ritt auf einem Schimmel zum Kloster. Dann schien er es sich überlegt zu haben, wendete sein Pferd und band es an einen Pfosten vor dem Kastell.

Henri sah, wie Javierre in der Ruine verschwand.

Jetzt stieg die Spannung in ihm spürbar an. Was hatte Javierre in der Ruine zu tun? Dort warteten gewiss keine der üblichen Geschäfte auf ihn.

Henri ging mit schnellen Schritten hinüber. Vor dem Eingang, der vor kurzem erst von Gebüsch befreit worden war, blieb er stehen. Er versuchte sich vorzustellen, was ihn erwartete. Die Mauern des Kastells reichten bis in zweifache Mannshöhe, sie waren aus groben, unterschiedlich großen Felsquadern gehauen, Trockenmauern, aus denen Unkraut, Disteln und Kakteen wuchsen. Auf der Mauerkrone lag unberührtes Grün.

Henri bückte sich und betrat das Innere. Vor ihm öffnete sich ein Gang. Er konnte nicht sehen, wohin er führte. Von Javierre war nichts zu sehen. Auch nichts von Tempelrittern.

Henri ging weiter. Hier roch es nach alten Jahrhunderten, nach Staub, Steinen und Moder. Vielleicht auch nach alten Geheimnissen? Wie rochen Geheimnisse? Henri blickte geradeaus und nahm jetzt wahr, dass ihm aus der Tiefe des Ganges Helligkeit entgegenkam. Dort musste sich eine weitere Öffnung nach draußen befinden. Oder eine künstliche Lichtquelle.

Der Boden sank jetzt ab und war rutschig. Henri versuchte sich vorzustellen, wie hier früher römische Soldaten gehaust hatten, es gelang ihm aber nicht. Stattdessen dachte er an Jenny. Konnte es tatsächlich sein, dass sie sich hier irgendwo aufhielt? Er versuchte, alle seine Sinne zu schärfen. Spürte er etwas von der Gegenwart der jungen Frau? Eine feine Geruchsspur?

Es war vergeblich. Von dem Gang zweigte auch keine Höhle ab oder ein Seitengang. Jedenfalls so weit er sehen konnte. Aber im Dunkel konnte das täuschen. Er musste mit einer Fackel zurückkommen.

Die Frage war nur, wo Javierre de Bastard geblieben war.

Henri ging auf den vor ihm liegenden Ausgang zu. Schon waren seine Gedanken darauf gerichtet, was er als Nächstes tun musste, um endlich etwas in die Hand zu bekommen. Er musste Jenny finden und befreien! Er hatte das Ende des Ganges erreicht. Jetzt ging es wieder bergauf.

Als er heraustrat, blendete ihn die Sonne. Er wusste nicht genau, wo er war, denn vor ihm öffnete sich ein Waldstück, das zu einem kleinen See abfiel.

Dann sah er Javierre.

Er trat hinter einem Baum hervor und rief seinen Namen. Der Franzose stand keine fünf Fuß vor ihm. Wieder rief er ihm

etwas in normannischer Sprache zu. Henri versuchte zu verstehen.

Da holte Javierre aus.

Etwas verließ seine Hand und sauste heran.

Henri sah den Stein kommen. Er flog direkt auf ihn zu, war aber noch weit genug entfernt, sodass er ausweichen konnte. Aber seltsam, plötzlich fühlte er sich müde.

Er blieb stehen, wo er war. Er wollte nicht ausweichen.

Der Stein verlangsamte seinen Flug, es schien zumindest Henri so, als werde er immer langsamer. Aber Henri war dennoch außerstande, zur Seite zu springen. Er dachte plötzlich: Dies ist dein Stein. Er ist nur für dich bestimmt. Wie könntest du ihm also ausweichen?

Es ist dein tödlicher Stein. Er wird allem ein Ende setzen.

Kurz bevor der Stein ihn erreichte, beschleunigte er seine Fahrt. Plötzlich raste er auf Henri zu, beschrieb eine Kurve und schlug auf seiner Stirn auf.

Henri hörte ein hässliches Geräusch, er spürte etwas Warmes sein Gesicht herunterlaufen. Dann taumelte er zurück.

Er suchte hinter sich Halt.

Aber dann tat sich unter ihm plötzlich der Boden auf, und er stürzte hinunter in den Abgrund.

*Frühsummer 1300, das Fest der fünfzig Tage*

Die Brüder zogen in die eng umbaute Tempelkirche ein, deren warmer Stein ihnen an diesem frühen Morgen eine Ahnung vermittelte von der Innigkeit der Sakralfeiern. In ihren Reihen fand sich keiner, der nicht ergriffen war von der Freude über das neu erschienene Leben dieses Tages. Im Pfingstoktav gedachten die Templer der Erscheinungen des auferstandenen Herrn. Und war das nicht die schönste Feier? Es war die Zeit der intensivsten Gemeinschaft mit dem Herrn, aber auch der engen Tischgemeinschaft mit den anderen armen Brüdern Christi. Sie rückten zusammen wie nie im Jahr.

Die Tempelbrüder feierten dieses Fest so, wie es an diesem Tag auch die Benediktiner in Westminster Abbey feierten. Beide Gotteshäuser hatten Brüder ausgetauscht, sie waren nicht dem Bischof von London unterstellt, also konnten sie nach ihrem eigenen Ritus feiern.

Die Lesungen aus den Abschiedspredigten Jesu hatten sie an diesem Sonntagmorgen schon gehört, es hatte sie alle gestärkt, es war eine weitere Etappe auf dem Weg des Gottesvolkes gewesen. Eine Zeit des Abschieds. Aber auch eine Zeit, in der es auf den Geist ankam, die neue Gestalt der Gemeinschaft zwischen Jesus und dem Tempel.

Der lange Zug der Templer im weißen Habit mit dem blutroten Tatenkreuz auf Brust und Rücken durchquerte das rechteckige Langhaus. In den steil aufsteigenden Gewölben, die an den vierfach gebündelten Säulenschäften aus graugrünem Purbeckmarmor ansetzten, atmeten die

Tiefgläubigen das reine Licht dieses Kirchenraumes. Sie empfanden das Licht in ihrer Kirche wie ein Labsal, wie Wein, den sie trinken konnten, süßer und köstlicher als Messwein.

Sie gelangten in das noch luftigere Rondell des Altarraums und knieten hier nieder. Sie knieten inmitten der versteinerten Gestalten ihrer schon verstorbenen Brüder, die mit übergeschlagenen Beinen tief auf den Fußboden aufgesetzt in gewaltigen, einsamen Grabfiguren ruhten. Sie kannten alle Namen der verstorbenen Brüder, als lebten sie in ihrer Mitte. Hier die Toten, dort die Auferstehung, verbunden durch den Geist des lebendigen Tempelordens.

Der Altarraum leuchtete in den schönsten Farben des frühen Morgenlichts. Die Brüder waren jetzt in ihrer Kirche angekommen und fühlten sich zu Hause. Hier wollten sie sein. Die Feier konnte beginnen.

Auch der Steinmetz John Sandys war an diesem Morgen ergriffen von der Feierlichkeit in der Kirche.

Er war keine Christenseele, aber er spürte doch etwas von der Sendung des Geistes, er war imstande, zu verspüren, wie die Gläubigen im Kirchensaal durch den Hinübergang durch Leiden und Tod teilhatten am Leben. Er empfand das selbst besonders stark in diesen Tagen, in denen sein Leben sich veränderte. In seine Gedanken hinein sang der Priester auf Latein: »Gott hat die Welt so geliebt, dass er seinen einzigen Sohn hingab!«

John Sandys hatte Angst wie nie zuvor. Die inneren Dämonen hatten ihn eingeholt.

Er war noch nicht in der Lage, zu handeln. Er schöpfte noch Kraft für seine Tat. Das würde eine andere Kraft sein als die der Betenden dort unten, mit der sie als Jünger Christi zum ersten Mal nach Ostern die frohe Botschaft öffentlich verkündeten. Ihre Kraft war das durch die Auferstehung neu

entstandene Leben. Es war die Liebe Gottes, ausgegossen durch den Geist.

John Sandys innere Kraft war es, das erhabene Gefühl dieses Tages mit einem einzigen grausamen Schlag zu zerstören.

Er hatte seine Vorbereitungen getroffen. Der ausgegossene Geist ist ein Mittler, das ist wahr, dachte er, aber er kann auch abschließen und beenden.

Er erhob sich und löste seinen Blick von den schweren Pfeilern des Mittelraums, von dem rippengewölbten Umgang, an dem er selbst die Fresken kunstvoll erneuert hatte. John wusste nicht viel von dieser Kirche, außer dass sie schön war und dass er sie deshalb gern in Stand gesetzt hatte. Er hatte einmal gehört, dass ihre drei Schiffe des Hallenchors dem Muster von Winchester folgten und dem in Salisbury zeitgleich waren. Er kannte diese Städte nicht und nicht die Kirchen. Und er wollte sie auch nicht kennen lernen. Es war ihm zuwider, etwas Neues und Schönes in sein Leben eintreten zu lassen.

Er wollte nur noch zerstören.

Wenn nicht er, der sie erneuert hatte, wer hatte dann ein Recht, sie einstürzen zu lassen?

John Sandys holte Meißel und Brecheisen unter den Abdeckungen der Planen hervor, unter denen er die letzten beiden Nächte geschlafen hatte, seit er aus St. Albans zurück war. Er hatte seine Gehilfen, die von der Bauhütte gestellt worden waren, unter Vorwänden nach Hause geschickt, die Sockel schon ausgehöhlt, einzelne Steine abgeklopft und vorsichtig gelockert, damit sie nicht vor der Zeit brachen. Eins nach dem anderen, dachte er.

Er sah zum Holzdach empor, ahnte die darin eingefassten schweren Bleiplatten, die er von einem Gerüst aus ertastet und auf ihre Festigkeit hin geprüft hatte. Das einfallende Licht durch die Reihe der Obergadenfenster blendete ihn. Es war

wirklich ein außergewöhnlich strahlendes, festliches Licht an diesem Morgen.

John sah, dass unten jetzt alle versammelt waren. Die schwere Außentür der Temple Church wurde durch den Küster geschlossen. Der Boden der Kirche war dicht an dicht gesäumt vom Weiß der Umhänge, vom Rot der Kreuze. Unten begann eine Stimme zu rezitieren: »*Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, meine Brüder, wird er euch in alle Wahrheit führen!*« John nahm diese Worte nur wie ein Geräusch wahr, er wusste nichts damit anzufangen. Er kannte jetzt nur seine eigene Wahrheit. Es war die, die in sein eigenes Heil führte.

Als er langsam Stein für Stein aus dem unterhöhlten Pfeiler schlug, immer in Sorge, er könnte unten trotz der Lesungen und Echos der Gemeinde gehört werden, fiel ihm Jenny ein.

Er hatte die letzten Tage in dumpfer Abgeschiedenheit verbracht. Dumpf in Gedanken und Gefühlen. Kein Licht irgendeines tröstenden Gefühls war zu ihm gedrungen. Alles in ihm war bedrückt von der lähmenden Angst. Er stand jetzt allein da, und alles war aussichtslos. Er musste handeln.

Aber alles, was er tat, war falsch.

Er konnte tun, was er wollte, es zerstörte ihn.

Jenny, vergib mir, sagte eine Stimme in ihm. Sage auch unserem Kind später, es soll mir verzeihen. Ich konnte nicht anders. Wenn du es taufen lässt, damit es Anteil erhält an dem Geist, der selbst eine Gestalt des Auferstandenen ist, dann denke an mich. Wenn es aufwächst ohne mich, Jahr für Jahr, dann denke mit ihm an mein Sterben an diesem Tag.

Er schlug die nächsten Steine aus dem Sockel heraus. Im Rund des Kirchenraumes nahm das Pflingstvigil seinen Fortgang. John war dankbar für die sorglose Innigkeit der Tempelbrüder, für ihr kindliches Vertrauen in diesen Tag. Die Templer waren kindliche Gemüter.

Der Priester las jetzt nacheinander die Apostelgeschichte von der Ausgießung des Gottesgeistes, den Propheten Ezechiël über die Wiederbelebung der trockenen Totengebeine, den Psalm 22 und den Epheserbrief vor. »So nimmt sich auch der Geist unserer Schwachheit an«, sang er, und die Gemeinde wiederholte das laut.

John Sandys konnte für Momente heftiger und lauter schlagen. Er dachte daran, dass auch die Schwachheit furchtbare Taten verüben kann. Vielleicht war es gerade die Schwäche des Menschen, die ihn zerstören ließ, was andere in ihrer Stärke aufgebaut hatten.

Er schlug einen weiteren großen Stein heraus: den Siebten zählte er. Noch drei, höchstens vier, und der Pfeiler, der die Westwand trug, würde in sich zusammenstürzen. Wie viele dann starben, konnte John nicht abschätzen.

Viele. Vielleicht alle.

Was Jenny wohl gerade jetzt tat? Würde sie es spüren, was hier vor sich ging? Früher hatte sie immer alles nachempfunden. Sie war so einfühlsam, so empfindlich! Sie ahnte Dinge, die sich noch gar nicht ankündigten.

John erschrak darüber, dass sie ihm aus der Ferne zusah.

Er hörte einen Moment lang auf zu klopfen. Richtete sich auf, sah nach unten, wo die Feier ihren ungestörten Fortgang nahm. Sieh mich nicht mehr an, Jenny, dachte John, schon ganz verwirrt von den vielen Geräuschen in sich, die manchmal zu Stimmen wurden, die ihm etwas befahlen. Schau weg, Jenny. Sieh erst wieder her, wenn es getan ist. Wenn klar geworden ist, dass jede Tat, die für richtig erachtet wird, getan werden muss. Dass jedes Tun seine Konsequenz hat.

Schau auf das Ergebnis meiner Tat, Jenny, auf ihre Größe, dachte er. Schau nicht auf mich.

Soll ich aufhören damit?, dachte es in ihm. Soll ich im letzten Moment, wenn alles schon bereitet ist, lieber dem Geist dieses

Tages folgen als meinen Einflüsterungen? Soll ich Schöpfer spielen oder Tod? Können die Dämonen überhaupt noch einmal vertrieben werden, wenn sie schon geweckt sind?

Er grübelte noch einen Moment lang. Von unten drang die Stimme des Priesters zu ihm herauf: »Denn heute hast du das österliche Heilswerk vollendet, heute hast du den Heiligen Geist gesandt über alle, die du mit Christus auferweckt und zu deinen Kindern berufen hast. Am Pfingsttag erfüllst du deine Kirche mit Leben.«

John seufzte tief. Dann arbeitete er weiter.

Als Erstes begannen Teile des Pfeilersockels mit dem feinziselierten Rankwerk zu brechen. Das Pfeilerfundament zeigte Risse, die langsam größer wurden und sich dann ganz öffneten.

John konnte dem Tod bei der Arbeit zuschauen. Der ganze Sockel brach Stück für Stück, und der Pfeiler, der wie eine Verzierung aussah, aber ein Stützpfeiler war, schwankte.

Danach begann die ganze Wand des Obergadens zu bröckeln. John hörte ein Knirschen in der Wand, es kam von den Fenstern, in denen plötzlich die Figuren, Muster und Gestalten zu leben begannen. Sie bewegten sich.

Jetzt war kein Halten mehr.

Es ist vollbracht, dachte John Sandys. Dann schlug er kräftig mit dem Stemmeisen gegen den Pfeiler. Jetzt brauchte er keine Zurückhaltung mehr zu üben.

Einzelne Brocken polterten zu Boden, kollerten über den schmalen Umgang, rollten dann auf den Rand der Empore zu, stürzten hinab. Der Stützpfeiler stürzte unter der nun zu schweren Last in sich zusammen.

Die schweren Brocken fielen zuerst auf die Grabfiguren der Templer.

Sie waren wie Geschosse, die mit großem Getöse alles zersplittern ließen. Eines dieser Geschosse traf das Grab des Heraklius, des Patriarchen von Jerusalem, der die Kirche im

Jahr des Herrn 1185 geweiht hatte. Die nächsten Brocken trafen den Grabstein von Robert de Ros, der schon im Jahr des Herrn 1227 gestorben war und nun zumindest im Gedächtnis des Tempels noch einmal starb, als ihm der Felsstein den Kopf abschlug.

Die Brocken splitterten nach allen Seiten und verletzten die knienden Beter. Von den tückischen Splittern mitten in der inbrünstigen Stimmung wehrlos getroffen, sanken viele Templer, ohne einen Laut von sich zu geben und ein Gefühl zu zeigen, auf den kalten Platten des Fußbodens zusammen.

Ihre Mitbrüder sprangen entsetzt auf und versuchten vor dem, was da unversehens aus der Höhe hereinbrach, zu fliehen. Panik brach aus. Und die Eingangstür blieb verschlossen.

Jetzt stürzte der nächste Pfeiler um. Er löste sich aus der Wandverkleidung, durchschlug die Empore und riss Glas, Holz und Marmorplatten mit sich. Und er riss John Sandys mit sich.

Der Steinmetz hatte für einen Moment nicht Acht gegeben. Er hatte sich zu früh darüber gefreut, dass er endlich mit Erfolg tat, wovor er so lange gezögert hatte. Er spürte den Triumph darüber, endlich seine eigenen Skrupel überwunden zu haben.

John Sandys richtete sich auf und starrte hinunter, um zu sehen, wie viele getroffen wurden. Dabei überfielen ihn Zweifel. Er sah die Verletzten, er sah, wie viele sich im Blut wälzten, er spürte die Verzweiflung dort unten bis hinauf zu seinem Beobachtungsposten in luftiger Höhe.

Und plötzlich ergriff ihn Reue. Er spürte sie in sich aufsteigen wie ein Fieber. Er wollte es nicht sehen. Er schlug die Hände vors Gesicht. Er schwankte. Ein Teil des Pfeilers polterte heran und schlug seine Knie einfach weg.

Er verlor den Halt, versuchte sich irgendwo festzuhalten. Aber er hatte die seitlichen Balken des Baugerüsts selbst am Vortag entfernt, um die tödliche Lawine nicht zu behindern.

Mit einem unversöhnten, anklagenden Schrei fiel John Sandys in den Kirchenraum hinunter.

Mit Donnergetöse stürzte danach ein Teil der Westseite der Temple Church in sich zusammen und beendete das Fest der fünfzig Tage mit dem Schrecken eines einzigen tödlichen Moments.

An diesem Tag feierten auch die Mönche des Klosters von Hertford das Fest der fünfzig Tage. Auch sie waren mit einem langen Zug in ihre Kirche eingezogen. Sie hatten Hostie und Kelch erhoben und sich selbst reihum gezeigt. Sie bereiteten das Hochfest des Leibes und des Blutes nach ihren uralten Regeln vor, und sie schienen mit einer einzigen festen Stimme zu singen: *»In Wahrheit ist es würdig und recht, dir, Herr und Heiligem Vater, ewigem Gott, immer und überall zu danken.«*

Henri de Roslin hörte ihren einstimmigen Gesang jetzt aus der Ferne. Die Kirche war von seiner Lagerstatt im Hospital nicht weit entfernt, aber sein Geist war noch kaum aufnahmefähig. Die Wunde, die der geschleuderte Stein an seinem Kopf zurückgelassen hatte, verwandelte noch jetzt sein Bewusstsein in einen einzigen, hell hinter seinen Augen auflodernden Feuerball.

Als er seinen ersten Gedanken denken konnte, dachte er sofort an Jenny Sandys. Wohin konnte Javierre sie verschleppt haben? Lebte sie überhaupt noch? Henri spürte seine Verzweiflung darüber, dass er ihr nicht helfen konnte.

Die Mönche waren mit Stöcken bewaffnet ausgeschwärmt und hatten Henri am Höhlenausgang gefunden. Neville hatte lange auf Henri gewartet und dann Alarm geschlagen. Es musste etwas passiert sein. Am frühen Abend fanden sie ihn. Als die Klosterbrüder Neville riefen, weil sie Angst hatten, den

Verletzten zu bewegen, und als Neville Henri im Unterholz liegen sah, fürchtete auch er schon das Schlimmste.

Neville dachte sofort nur einen Gedanken: Der selbst ernannte Stapelherr aus Frankreich hat das angerichtet. Javierre de Bastard! Wo war er? Er tauchte mal hier und mal dort auf und verschwand wieder wie ein Phantom. Er hatte Henri einfach liegen gelassen, in seinem Blut schwimmend. Vielleicht hatte das Henris Leben gerettet, denn Javierre musste davon überzeugt gewesen sein, dass der Templer tot war.

Neville spürte einen Zorn in sich wie niemals zuvor. Wenn Javierre jetzt in der Nähe gewesen wäre, er hätte ihn erschlagen, wie er Robin erschlagen hatte – wie einen tollwütigen Hund. Einen anderen Ausklang ihres Lebens hatten beide nicht verdient. Aber der Normanne machte sich unsichtbar.

Neville durchsuchte den Tunnel. Er ließ sich von den Mönchen eine Pechfackel bringen und durchleuchtete den unterirdischen Gang. Schritt für Schritt tastete er sich voran, wie es Henri getan hatte. Der Tunnel war feucht, an manchen Stellen tropfte es von der Decke aus Tuffstein. In den aufgeschichteten Trockenmauern aus Sandsteinquadern sah er in Augenhöhe Öffnungen. Er stellte sich auf die Zehen, konnte jedoch nicht hineinschauen. Sie mochten zu weiteren Gängen führen, er konnte das jetzt nicht untersuchen.

Die Mönche zuckten die Schultern. Einige unter ihnen wussten aber, dass früher diese Gänge bis unter das Kloster geführt hatten. Von der Abtei aus hatte es einen geheimen Einstieg gegeben. Aber alles war schon vor mehreren Jahren in sich zusammengestürzt und seitdem vergessen worden. Erst als jetzt die Templer auftauchten und sich für die unterirdischen Gänge zu interessieren begannen, hatten sie sich daran erinnert.

Als Neville Henri im Krankenbau besuchte, erzählte er ihm davon. Henri schmerzte der Kopf auch ohne diese Neuigkeiten. Er wollte trotzdem das Krankenlager verlassen, aber Neville drückte ihn wieder in die Kissen.

Henri trug Neville auf, nach den Templern im Ort zu suchen. Wenn sie nicht im Kloster waren, mussten sie irgendwo anders abgestiegen sein. Aber niemand im Ort hatte sie wirklich zu Gesicht bekommen. Das bedeutete wohl, dass sie sich mit Absicht unsichtbar machten.

Oder war auch das nur eine neue Legende? Diese Zeit war so empfänglich für Gerüchte! Gab es diese Templer in Hertford tatsächlich? Und war wirklich William Wallace darunter?

Als Neville an seinem Lager saß, versank Henri in Trauer. Immer wenn er untätig sein musste, plagten ihn düstere Gedanken. Er war ein Mann der Tat. So war es immer gewesen.

»Du musst Jenny suchen, Neville! Um Gottes willen, finde sie! Ich könnte es nicht ertragen, wenn es uns nicht gelänge, sie aus Javierres Händen zu befreien.«

»Der Sheriff lässt sich nicht davon abbringen, nach ihr zu fahnden. Ich habe ihn beschworen, es so unauffällig wie möglich zu tun. Aber ich bezweifle sein großes Geschick in diesen Dingen.«

»Kontrolliere ihn, Neville. Gehe gleich zu ihm, und am besten ist es, wenn du nicht mehr von seiner Seite weichst. Dann kann er kein Unheil anrichten!«

»Das werde ich tun.«

»Neville, alle diese Dinge, die sich in letzter Zeit ereignen – ich kann sie nicht ohne Zusammenhang sehen. Javierre, Robin, der Brief des Abtes Thomas und seine Ermordung. St. Albans und jetzt Hertford – was ist hier im Gange? Was können wir tun? Gibt es eine Verschwörung in Frankreich gegen den

Tempel? Ich muss Klarheit haben! Sag mir um des Himmels willen, ob du dir das vorstellen kannst!«

»Ich kann diese Frage natürlich nicht beantworten. Aber ich sehe das nicht so düster wie du, Henri. Ich glaube immer noch, Javierre hat ausschließlich nacktes Gewinnstreben im Sinn. Alles andere interessiert ihn nicht.«

»Ist das deine feste Meinung?«

»Er hat sich dir doch selbst in diesem Sinne offenbart. Er ist ein reicher Edelmann, der erkannt hat, dass er Macht und Reichtum in unseren Tagen nur mehren kann, wenn er auf die neuen Kräfte setzt. Wenn er die Ideen des erwachenden Bürgertums radikal umsetzt und sich dafür ganz mächtige Bündnispartner sucht – nicht nur Kaufmannsgilden. Wenn er aufkauft, Gewinn herauszieht, das Geld arbeiten lässt, und das im ganz großen Stil, auf nationaler Ebene. Ob diese wirtschaftliche Gier allerdings so weit geht, dass ganz England für den normannischen Einfluss umgekrempelt werden soll, weiß ich nicht.«

»Und dass diese Gier sogar den Tempel nicht verschont?«

»Das halte ich für ausgeschlossen. Das würde einen Putsch bedeuten, wie es noch keinen gab! Bürgerkrieg! Chaos! Der Tempel ist eine Institution, deren Säulen tief verankert sind! Der Reichtum, den sie erbeuten wollten, würde unter ihren Händen zerschmelzen!«

»Gier macht blind. Vielleicht sehen sie es nicht, was sie anrichten würden. Vielleicht können sie die Tragweite gar nicht erkennen!«

»Nein, es ist undenkbar! Wie sollte das möglich sein! Den mächtigen Tempelorden zerstören? Henri! Der Gedanke ist so unsinnig, dass ich ihn nicht zu Ende denken kann. Es ist so unmöglich, wie den Glauben in unseren Ländern umzukrempeln oder das Papsttum abzuschaffen oder den König zum Frondienst auf den Feldern von Sussex zu

verpflichten! Vielleicht wünscht sich mancher dies alles, aber solche Ideen werden niemals verwirklicht.«

»Wir haben nie erfahren, woher der Abt Thomas wusste, dass gegen den Tempel etwas geplant ist. Wenn er es wirklich wusste, dann doch nur von dem Franzosen.«

»Der kann sich wichtig gemacht haben! Er wollte darstellen, welche mächtigen Leute hinter ihm stehen, dass er Auftraggeber hat, die auch vor dem Größten nicht zurückschrecken!«

Henri seufzte. »Wahrscheinlich hast du Recht. Auch ich kann mir nicht wirklich vorstellen, dass sie den Tempel angreifen. Aber der Gedanke erschreckt mich. Wenn der König von Frankreich und der Heilige Vater nämlich wirklich an so etwas denken, dann zerbricht alles, an das wir bisher glaubten. Das Erdenrund wird dann nicht mehr so sein wie zuvor.«

»Das ist wahr. Und weil das nicht vorstellbar ist, weil niemand außer Gott selbst sich an etwas Derartiges wagen würde, glaube ich auch nicht daran.«

»Suche nach Jenny, Neville! Finde sie! Alles andere ist im Moment ohnehin unwichtig!«

Als Neville das Krankenlager verließ, war er zu allem entschlossen. Und Henri nicht mehr ganz so mutlos wie zuvor.

Neville tat alles, was in seiner Macht stand. Als Erstes sprach er sich mit dem Sheriff ab. Er beschwor ihn, mit aller Vorsicht vorzugehen. Keiner von seinen Leuten durfte eigenmächtig handeln, sonst war Jennys Leben keinen Pfifferling wert.

Sie versuchten, so unauffällig wie möglich vorzugehen. Man schützte Belange des Lehnsrechts vor, um in die Häuser der Ortsbewohner einzudringen. Stellte neue Steuergesetze für die genossenschaftlich verfasste Dorfgemeinschaft in Aussicht und ließ diese sogar auf dem Marktplatz verkünden. Man rief die

Einwohner unter fiskalischen Vorwänden in Hinterzimmern zusammen, um etwas Wichtiges zu erfahren. Die Büttel krepelten Hertford um, Haus für Haus, Stall für Stall, Kate für Kate. Die Gasthäuser wurden überwacht. Auch die umliegenden Wälder wurden abgesucht. Von Jenny keine Spur.

Auch Javierre de Bastard blieb verschwunden. Niemand hatte ihn zu Gesicht bekommen. Er hielt sich offenbar nicht mehr in Hertford auf.

Als der Sheriff die Suche für beendet erklärte, hatte Neville schon damit begonnen, nach dem unterirdischen Tunnellabyrinth zu suchen. Er begann im Kloster.

Der Abt zeigte ihm bereitwillig die Stelle, an der angeblich ein Eingang vorhanden gewesen war. Ein alter Klosterbruder wurde hinzugezogen, der mehr zu wissen schien. Er berichtete davon, dass in früheren Zeiten die Klosterbrüder des Nachts durch diese Gänge in die Brauerei geschlichen seien, um sich am dunklen Bier zu laben. Ja, es hätte sogar Gänge bis in das Dorf hinein gegeben. Dort waren nächtens Benediktiner in den Gasthöfen aufgetaucht, um Apfelwein zu trinken. Sie seien eine Plage gewesen, weil manche von ihnen darauf bestanden hatten, dass freier Ausschank an Mönche zu den Abgaben des Zehnten gehöre.

»Zeigt mir diese Gänge«, bat Neville. »Es kommt mir wie unsere letzte Chance vor, Jenny Sandys irgendwo lebend zu finden.«

Der Abt stellte mehrere Laienbrüder ab, die Neville behilflich sein sollten, die Abdeckungen aus Stein und Schutt vor den Tunneln zu beseitigen. Plötzlich schien es Neville, als sei das Labyrinth nicht ganz so vergessen gewesen, wie behauptet wurde. Jeder im Kloster schien die Eingänge genau zu kennen.

Einer der Konversen sagte plötzlich: »Mit diesem Labyrinth scheint es ein Geheimnis zu haben.«

Neville wurde hellhörig: »Erzählt mir davon.«

Der Konverse kratzte sich die Wange und verzog den Mund. »Es ist nicht nur ein Wirrwarr von Gängen. Sondern es stellt jedem, der sich darin bewegt, eine Frage.«

Ungeduldig sagte Neville: »Welche Frage ist es?«

»Hast du einmal die schwierige und komplizierte Reise zum Zentrum des Labyrinths unternommen?«

»Interessant«, gab Neville zu. »Ich habe von solchen Überlegungen in meiner Ausbildungszeit gehört. Aber warst du denn schon unten?«

»Nein. Aber man sagt so.«

Sie waren weitergegangen. Dann stand Neville vor einem Brunnen, den ihm ein alter Konverse zeigte. Eine in die Seitenwand hineingehauene Treppe führte hinunter.

Dies sei der wahre Einstieg, sagte der Konverse. Man müsse Fackeln mitnehmen. Und viele Männer. Denn er habe gehört, dort unten wohnten Ungeheuer. Nachts höre er manchmal Geräusche. Ein Fauchen, ein Stöhnen, Stimmen, die nicht von Menschen kämen. Es sei unheimlich.

»Und wohin führt der Gang?«, wollte Neville nüchtern wissen.

»Es gibt mehrere Ausgänge. Ihr werdet sie finden, wenn Ihr sie wirklich finden wollt.«

»Können dort unten Menschen leben?«

»Natürlich. Jahrelang. Wenn sie sich nachts heimlich mit Nahrung versorgen. Frisches Wasser gibt es genug, es läuft aus Quellen die Wände herab.«

Neville kam ein Gedanke. »Gab es denn in letzter Zeit im Kloster Diebstähle von Nahrungsmitteln, die gemeldet wurden?«

»Beinahe jede Woche!«, erwiderte der alte Konverse. »Wir haben ja seit längerer Zeit die Wachen in den Speichern und

Vorratskammern verstärkt. Selbst aus dem Eiskeller ist Wildbret verschwunden. Alles blieb unaufgeklärt.«

Neville musste tief durchatmen. Das konnte eine echte Spur sein. Jetzt kam ihm der Hinweis auf die labyrinthische Welt dort unten nicht mehr ganz so absurd vor. Man muss die Menschen nur fragen, dachte er, dann kommt alles an den Tag.

Neville bat den Abt um ein Dutzend Männer. Mit ihnen konnte er den Abstieg wagen. Er suchte sich kräftige und furchtlose Laien aus, die aber unbewaffnet blieben. Neville gürtete sein Schwert, steckte noch zwei Dolche in den Gürtel, schickte ein Stoßgebet zum Himmel – und machte sich an den Abstieg.

*Hertford 1300, in der Unterwelt*

Im Abendland mehrten sich die Gerüchte und Zeichen, dass der Tempelorden im Besitz unvorstellbarer Wahrheiten war. Und das rief Mächte auf den Plan, die es ihm neideten und damit ein Ende machen wollten.

Auch eine neue Generation von armen Brüdern Christi wollte nun das Rätsel lösen. Sie wollten das Vergessen beenden und machten sich auf den Weg, die Geheimnisse zu lüften. Sie hatten schon viele Orte durchstreift, deren Legende eindeutig war. Dort fanden sie eine Unterwelt, die von zehntausend fleißigen Arbeitern in Jahrzehnten gegraben worden war. Es war eine zweite Welt, durchzogen von einem gigantischen Höhlensystem, in dem alles Platz hatte, was in Krisen und Kriegen gebraucht wurde. Hier lagerten die Schätze. Und die Zugänge kannten nur wenige Ordensbrüder des Tempels.

Sie hatten den Schlüssel dafür. Jetzt waren sie nach Hertford gekommen. Sie trafen sich am verabredeten Ort zur verabredeten Zeit. Es geschah in aller Heimlichkeit und nach den Hinweisen, die sie den alten Schriften entnommen hatten. Niemand außer einer Handvoll Eingeweihter im Kloster durfte von ihrer Anwesenheit wissen, bis sie selbst das Zeichen dazu gaben.

Sie kamen aus allen Himmelsrichtungen. Aus dem walisischen Llangollan, aus Sutton Hoo, aus Carrawborough in Northumberland, aus Snowdonia und Cambridge. Sie wollten dieses letzte Labyrinth des Abendlandes erkunden. Den letzten, unerforschten Teil einer untergegangenen Welt.

Hier konnte alles liegen: Wissen, Reichtum, ewiges Leben.

Die Tempelbrüder hatten sich einen Anführer gesucht, der nicht zu ihnen gehörte. William Wallace war es gewohnt, Schlachten zu schlagen. Einen solchen Mann brauchten sie, um an den Erfolg ihrer Mission zu glauben. Nach schweren Niederlagen in Schottland hatte William eingesehen, dass die Zeit der Siege vorbei war. Die Übermacht wurde zu groß.

Er begriff, dass es eine größere, vielleicht eine letzte Schlacht gab, für die es lohnte zu leben. Und zu sterben. Das war die Suche nach dem Allmächtigen. Nach dem Gral. Wer ihn besaß, siegte schon vor der Schlacht. Wer den Kelch besaß, aus dem Jesus beim letzten Abendmahl getrunken hatte, hatte keine Feinde.

Manche suchten ihn in Spanien, andere in Schottland oder Cornwall. Warum sollte er nicht hier verborgen sein? Deshalb war er hier.

An diesem Tag wurde ihre Ruhe gestört, wurde das Schweigen unterbrochen.

Aus der Welt oben drang jemand zu ihnen, der nicht hierhin gehörte.

Sie hörten ihn kommen, denn die Tunnel, Gänge und Säle hallten wider von den Geräuschen, die Menschen verursachten. Sie postierten sich an den Zugängen, es gab sieben benachbarte, und warteten. Dann kam der Fremde. Er kam allein, stieg aus dem Brunnen und war in ihrer Welt angekommen. Sie umzingelten ihn wortlos, beförderten ihn in den Saal, in dem sie unter der Erde lebten, und befragten ihn. Neville de Gwyn, eigentlich einer der Ihren aus dem Tempel, hatte ihre Kreise empfindlich gestört.

Neville konnte nicht glauben, was er sah. Eine unterirdische Welt der Höhlen, der gekalkten Wände, der Kamine, der Nischen, die in weit verzweigte Gänge führten. Der Boden uneben und feucht, die Decken hoch und manche von

Stalaktiten behängt. Niemals hätte er das für möglich gehalten. Er hatte über die Andeutungen gelacht, die hier und da zu hören gewesen waren. Jetzt sah er alles. Wenn es doch auch Henri de Roslin sehen könnte!

Einer der Männer, die hier hausten, Neville zählte zwanzig, trug einen roten Mantel, im Saal stand sein an der Seite geborstener steinerner Thron, ein Stuhl der Zuflucht, wie Neville ihn schon in Kirchen gesehen hatte, die Flüchtlingen Schutz boten.

Kriegsbanner bekleideten die nackten Wände. Im Fackelschein und im Feuer der Pechpfannen, die jedoch nicht rußten, deren Rauch rasch zur Decke stieg und verschwand, tanzten die Mauern dieses Saales. Ein Schwert steckte im Sand, ebenso eine Lanze, auf einem achteckigen Tisch lag ein silberner Teller, daneben stand ein Gefäß mit einer roten Flüssigkeit, vielleicht war es Blut.

Neville glaubte noch immer zu träumen. Erst die Stimme des Anführers, um den sich die anderen scharten, riss ihn aus seinen Gedanken.

»Wo du nun einmal den Weg zu uns gefunden hast, sag uns, was du suchst. Doch bedenke deine Antwort, sie kann Leben oder Tod bedeuten.«

Neville sagte ernüchert: »Ihr Herren, ich will nichts von Euch, wer auch immer Ihr seid und was auch immer Ihr hier unten tut oder sucht. Ich habe andere Ziele. Ich bin auf der Suche nach Jenny Sandys, der Frau des Steinmetzen John Sandys aus London. Sie ist nach Hertford entführt worden. Ich hoffte, sie in den Labyrinthen zu finden.«

»Die Gralsjungfrau!«, rief erstaunt einer der Ritter.

»Keine Gralsjungfrau«, sagte Neville, »eine einfache, junge Frau, die einen gefährlichen Mann hat, vor dem sie flieht. Und nun ist sie in der Gewalt eines noch gefährlicheren Mannes.«

»Aber kennst du nicht die alte Erzählung der Artussage?

Wie während der Tischrunde zwei junge Burschen erscheinen, einer trägt eine weiße Lanze, von deren Spitze Blut tropft, der zweite trägt einen Kandelaber – und dahinter tritt eine schöne Jungfrau mit Namen Jennifer in den unterirdischen Saal, die einen mit Edelsteinen geschmückten, goldenen Gral in beiden Händen hält?«

»Das hat nichts mit Jenny Sandys zu tun, ganz gewiss nicht, sie ist eine reale Person, keine Gestalt aus Ritterepen. Glaubt mir!«

Der junge Ritter ließ sich nur kurz unterbrechen. »Sie ist wunderschön, von großer Anmut und mit wohl geschmückten Kleidern angetan, und als sie mit dem Gral vorwärts schreitet, erfüllt den Saal ein so strahlendes Licht, dass die Kerzen ihren Glanz verlieren, gleich den Sternen, wenn der Mond oder die Sonne aufgeht. Eine zweite Jungfrau folgt ihr, die eine silberne Schale trägt. Und als Tropfen von Blut von der Lanze herab in die Schale fallen, wird daraus das Brot, der Leib Christi, man isst davon, und dann verwandelt die Gralsjungfrau mit ihren Küssen die Welt und sie...«

Neville sagte: »Ihr Herren scheint in Eurer eigenen Sagenwelt zu leben. Ich wiederhole, dass ich nach einer Entführten fahnde, von der ich nur weiß, wer sie entführt hat, nämlich ein geldgieriger Edelmann und Unternehmer aus Frankreich. Und ich habe keine Zeit, Umwege über Legenden und Märchen einzuschlagen. Ich gehe einen direkten Weg, denn ich muss sie finden. Ich muss sie retten, bevor es zu spät ist!«

»Die Gralsjungfrau! Es ist fantastisch!«, flüsterte der junge Ritter wie im Traum. »Wir helfen dir, sie zu finden! Wir retten sie alle miteinander aus der Hand dieses Finsterlings.«

Neville sah sich Hilfe suchend um. Die Männer standen in ihren dunklen Gewändern da, manche staubbedeckt, mit schmutzigen Händen, und starrten ihn an. Neville suchte den

Blick des Anführers. Er musste ihm die Erlaubnis erteilen, nach Jenny zu suchen.

»Bitte helft mir, wenn ihr könnt!«

Der Mann im roten Mantel strich sich die langen strähnigen Haare aus der Stirn. »Weißt du, wer ich bin?«

Neville verneinte.

»Ich bin William Wallace!«

Neville war wie vom Donner gerührt. »Der große William? Führer der Schotten gegen England?«

»Ja.«

»Ich kann es kaum glauben – warum bist du hier, William?«

»In diesen Höhlengängen, die schon seit Jahrhunderten bestehen, suchen wir – wenn du so willst – tatsächlich nach der Gralsjungfrau.« Er machte eine Handbewegung, als er sah, dass Neville ihm ins Wort fallen wollte. »Eine Gralsjungfrau, die natürlich nur ein Zeichen ist für die Suche nach einer Welt, die verloren schien und die wir wieder beleben wollen. Manche unserer jungen Brüder hier nehmen das allerdings ganz wörtlich. Ich lasse sie gewähren. Kurz gesagt, wir suchen nach dem Heiligen Gral.«

Neville hatte schon an etwas Ähnliches gedacht. »Verzeiht, aber ihr seid eine merkwürdige Gemeinschaft.«

»Wir sind Tempelritter wie du, auch wenn wir uns nicht kennen. Wir suchen das Gleiche, nämlich Gnade, Erlösung und Freiheit.«

»Dieses unterirdische Labyrinth gibt es also wirklich. Aber ihr seid nicht die Herren dieser Unterwelt. Ich habe das gleiche Recht wie ihr, meine Ziele zu verwirklichen. Also lasst mich gehen und meine Dinge tun.«

»Unsere Vorgänger haben es gebaut«, sagte William, »Tempelbrüder, die hier alles eingelagert haben, was man zum Überleben braucht. Waren, Dokumente, Schätze. Dieses Labyrinth zieht sich weit hin, es soll das halbe Land mit seinen

Gängen unterhöhlen, man sagt, es reiche bis nach Cornwall, bis nach St. Michaels Mount, dort im versunkenen Reich befinde sich ein Zugang. Ein anderer in der Krypta der ersten Kirche, St. Mary in Glastonbury, die von Joseph von Arimathea gebaut wurde, der das Blut Jesus' in seinem Kelch auffing und den Toten vom Kreuz nahm.«

»Ihr glaubt also, dass diese Legenden, die man sich gern erzählt, Wahrheit sind?«

»Du bist Christ und Templer und glaubst es nicht? Ist dieses Labyrinth vorhanden oder nicht? Weshalb hätte man es bauen sollen, wenn nicht deshalb, um die Schätze zu wahren? Und damit meine ich nicht nur die irdischen Schätze.«

»Ich weiß es nicht. Ich bin übrigens auch Medicus und daran geübt, Tatsachen zu beurteilen...«

»Nimm nur Glastonbury, den heiligsten Ort Britanniens. Joseph von Arimathea pflanzte auf der Insel Avalon seinen Stab in die Erde, daraus erwuchs ein heiliger Dornbusch, der noch heute jeden Winter erblüht. Und das ist wahrhaftig kein Märchen. Dort entdeckte man auch das Grab von König Artus, darin lag das Kreuz aus Blei mit seinem Namen. Man fand auch die sterblichen Überreste seiner Gemahlin. Jeder in Britannien kennt diesen heiligen Ort und verehrt ihn. Das alles sind keine Epen, es sind Tatsachen, wenn auch aus einer zurückliegenden Zeit. Man muss sie nur zur Kenntnis nehmen.«

»Aber dieses Labyrinth hier! Muss es unbedingt ein Geheimnis besitzen?«

»Nun – dieses Labyrinth erfüllte natürlich auch praktische Zwecke. Es diente auch immer als Fluchtmöglichkeit in Kriegszeiten. Templer nutzten es zu jeder Zeit. Früher gebrauchten diesen Bereich auch die Mönche des ansässigen Klosters, wenn sie belagert wurden. Heute ist es weitgehend vergessen, wie so vieles aus alter Zeit, das uns nützen könnte.«

Neville versuchte, einen klaren Kopf zu behalten. »Ist es möglich, dass Javierre de Bastard dort unten sein Opfer versteckt hält?«

»Es ist möglich. Denn du ahnst ja nicht, wie verzweigt dieses Labyrinth wirklich ist. Die Frage ist nur, woher dieser Javierre de Bastard davon weiß? Ist er ein Templer?«

»Bewahre Gott! Aber er hatte einen Gehilfen, der im Tempel von London diente.«

»Was tut er überhaupt hier, wenn er Franzose ist, wie du sagst?«

»Er bereitet etwas vor, das im Dunkeln liegt. Vielleicht eine normannische Verschwörung. Henri de Roslin vermutet, er plane den Untergang des Tempels.«

»Es gibt viele Wege, Geheimnisse zu bewahren, und noch mehr, sie preiszugeben. Jedenfalls scheint dieser Javierre Kenntnis von Dingen zu haben, die ihm eigentlich verschlossen sein sollten.«

»Er weiß vieles. Aber er ist ein ekelhafter Mensch, getrieben allein von nacktem Gewinnstreben. Ein kalter Mensch, ohne jede Moral und Ehre. Er eignet sich alles an, um sich damit Vorteile zu verschaffen, nicht deswegen, weil es ihn nach Einsichten dürstet, er ist die Verkörperung all dessen, was ihr Gralssucher verabscheut.«

»Finden wir ihn!«, rief einer. »Vernichten wir diesen profanen Menschen, wie wir schon so viele vernichtet haben, damit die wahren Werte wieder Gültigkeit gewinnen!«

»Aber du, William. Warum du?«, fragte Neville.

»Ich? Nun, ist das nicht eindeutig? Ich bin auf der Flucht. Die ganze Erde ist ja inzwischen hinter mir her.« Seine Stimme bekam einen bitteren Klang. »Ich kann nur noch hier unten im Verborgenen leben.«

»Du hast deine Schlachten verloren?«

»Alle.«

»Dann bleibt dir tatsächlich nicht mehr viel.«

»Mir bleibt gar nichts mehr – außer dieser Gemeinschaft der Brüder, die ein lohnenswertes Ziel verfolgt.«

Neville bemerkte, wie William ein mutloses Aussehen bekommen hatte, seine Stimme fiel in sich zusammen. Neville ahnte, dass er den Schotten bei Laune halten musste, um seine Hilfe zu bekommen. Deshalb sagte er: »Ihr kennt Henri de Roslin?«

William nickte.

»Es wird ihn interessieren, zu hören, wie es in Schottland ausging.«

William hob erstaunt den Kopf. »Henri de Roslin aus Midlothian ist hier?«

»Im Kloster. Er ist verletzt.«

»Schwer verletzt?«

»Ich hoffe, er wird durchkommen.«

William versank in seine Grübeleien. Dann seufzte er und sagte, als sei er soeben aus einem Traum erwacht: »Schottland ist verloren. Unser Königreich war für England immer begehrenswert, und weil wir selbständig werden wollten, schafften wir Unruhe. Wir erkannten nicht mehr die englische Lehnshoheit an, jedenfalls nicht für das ganze Land, nur für Grenzprovinzen. Wir wehrten uns! Das war zu viel für euren König Edward, er fiel über uns her.«

»Aber versuchte Edward nicht zunächst eine friedliche Lösung?«

»Du meinst das Heiratsprojekt zwischen seinem Thronfolger und Prinzessin Margarethe?«

»War das nicht klug und friedfertig gedacht? Die Thronerbin und Enkelin des verstorbenen Königs Alexander hätte doch dem englischen Königtum die Aussicht eröffnet, ganz ohne Krieg das nördliche Nachbarreich mitzuregieren.«

»Gewiss. Aber Margarethe starb plötzlich, viele Bewerber meldeten ihre Thronansprüche an, und Edward als Lehnsherr und Overlord wollte den Streit entscheiden. Er wollte unser Königreich als an die englische Krone heimgefallenes Lehen betrachten. Das konnten wir nicht dulden. Es gab Krieg. Edward fiel in Schottland ein, besetzte das Land und ließ sich als König bestätigen. Der heilige Königsstein von Scone, auf dem alle alten schottischen Könige gekrönt worden waren, ließ er nach Westminster Abbey bringen! Aber es heißt, er sei dort geraubt worden. Wir vermuten, er befindet sich inzwischen hier.«

»In diesem Labyrinth?«

»Wie vieles andere auch.«

»Der legendäre Stein. Ich würde ihn gern sehen.«

»Vielleicht sehen wir ihn alle bald. – Aber jetzt solltest du uns allein lassen. Wir haben, wie du dir vorstellen kannst, zu tun. Du kannst zurückkehren in deine Welt, wenn du schwörst, nichts zu verraten. Denn du bist ein Templer und an Eide gebunden.«

Neville sagte verzweifelt: »Aber Ihr wolltet mir doch helfen, Jenny Sandys zu finden.«

»Wir haben nichts versprochen. Geh jetzt!«

Neville blieb hartnäckig. »Erzähl mir noch von Schottland, William. Etwas Hoffnungsvolles! Damit ich Henri davon berichten kann.«

William blickte ihn an. »Schottland! Schottland! Es ist versunken. Niemand bringt es mir zurück.«

»Wenn du davon erzählst, ersteht es neu, William!«

»Das ist wahr. Nun – wir haben die Engländer ein einziges Mal vernichtend geschlagen! Das war vor drei Jahren, in der Schlacht von Stirling Bridge. Das gesamte englische Aufgebot war mit einem Schlag erledigt. Ich war der Anführer der

Aufstandsbewegung. Es war eine großartige Zeit, fast drei Jahre der Freiheit!«

»Auch hier in England gab es genug Menschen, die das anerkannten.«

»Aber du kannst dir vorstellen, wie sehr König Edward daran gelegen war, mich in seine Hände zu bekommen. Auf meinen Kopf ist ein hohes Lösegeld ausgesetzt! Du kannst es dir verdienen, Templer!«

»Reichtum interessiert mich nicht. Der Tempel in London besitzt genug. Wenn Henri de Roslin dir davon erzählen könnte, würdest du begreifen, dass ein bisschen Kopfgeld uns überhaupt nicht interessiert.«

»Es gibt nicht viele Menschen, die so denken.«

»Jeder Tempelbruder sollte so denken. Wie du schon sagtest, habe ich den Eid der Templer abgelegt – wie deine Begleiter hier unten auch. Außerdem bin ich Medicus. Uns interessieren die Krankheiten der Menschen, natürlich auch die geistigen Krankheiten. Sie zu heilen wäre mein Traum.«

»Wenn wir den Heiligen Gral finden, heilen wir sie, Medicus. Dann ist kein Leid mehr in der Welt.«

»Das wäre zu schön, um wahr zu sein! Aber es gelingt mir nicht, daran zu glauben. Vielleicht habe ich schon zu viel Elend in der Welt gesehen.«

»Mir kommt ein Gedanke. Hilf uns beim Suchen. Vielleicht siehst du mehr als wir!«

»Helft mir, Jenny Sandys zu finden, William Wallace, ob Ihr sie nun die Gralsjungfrau nennt oder die Frau des Steinmetzen, das ist mir gleich. Nur helft mir!«

»So helfen wir uns doch gegenseitig!«

»Wir suchen Jenny Sandys – und Euren Heiligen Gral?«

»Wäre es nicht wunderbar, wir fänden beides? Und vielleicht stellen wir fest – es ist das Gleiche?«

Javierre de Bastard wusste nichts mit der Frau des Steinmetzen anzufangen. Er kannte das abgelegene Versteck zwei Meilen außerhalb Hertfords, in das Robin Gilmour-Bryson Jenny Sandys gebracht hatte, Robin hatte es ihm gezeigt. Und er hatte ihm erklärt, warum er gerade dieses Versteck gewählt hatte. Es hatte mit einem höheren Willen zu tun. Mit einem magischen Zentrum, das niemand erreichte.

Javierre war es recht, so konnte Jenny nicht entdeckt werden. In den ersten Tagen besuchte er sie und spürte seine Macht. Sie war in seiner Hand. Er konnte sie jederzeit auslöschen. Nein, es war stärker! Er konnte jederzeit Herr sein über ihre Schönheit, er konnte ihre Schönheit in den Schmutz ziehen und ihren Stolz zertreten. Er konnte sich an dem langsamen Verlöschen dieser Tugenden ergötzen. Daran, dass er sie gab – oder nahm.

Aber dann reichte ihm auch das nicht mehr. Das war etwas für Robin gewesen. Robin hatte Spaß daran gehabt, ein kalter Mensch, der gern seelische Schmerzen bereitete und körperliche genießen konnte. Er, Javierre de Bastard, strebte nach anderen Lüsten.

Er hatte Jenny tagelang allein gelassen. Und wenn er wiederkam, wimmerte sie in ihren Fesseln, hungernd und durstend, ängstlich und hilflos. Auch das hatte ihm zuerst gefallen. Wie sie ihm, ihrem Peiniger, entgegenflehte. Wie sie sich anbot und wegwarf. Wie sie ihre Scham, ihren weiblichen Stolz und ihre Ehre längst verloren hatte und nur noch ein schwaches Stück Fleisch war.

Aber auch das ekelte ihn schnell.

Er hatte sie wieder verlassen und war nach London gereist. Dort vergaß er sie beinahe. Aber als er von seinen Handlangern in der City von dem geglückten Anschlag im

Tempel hörte, fiel sie ihm wieder ein. Und jetzt war er nur zurückgekehrt, um ihr davon zu erzählen.

Von John Sandys' großer Tat. Von der Panik, die der Einsturz der Pfeiler in der Temple Church ausgelöst hatte.

Die Behörden von London hatten durchgesetzt, dass der Tempel geschlossen wurde. Die Ordensbrüder hatten sich nur am Anfang widersetzt, dann nachgegeben, obwohl sie dazu nicht verpflichtet waren. Aber sie mussten ihre vielen Schwerverletzten bergen und pflegen, damit hatten sie genug zu tun.

Javierre wusste, dass der Anschlag das bewirkt hatte, was er damit bezweckte. Dass der Tempel ins Zwielflicht rückte. Der Londoner Orden konnte nicht einmal seine eigenen Brüder schützen. Er war so menschenverachtend, dass es ihm auf ein paar Menschenleben nicht ankam. Dass es ihm wichtiger war, seine Reichtümer zu zählen und zu verwalten. Dass Henri de Roslin daran die Schuld trug, weil er als neuer Fiskal keinen Pence mehr für die Sicherheit der Bauten ausgeben wollte und selbst die Rationen für die Armenspeisung an der Pforte kürzte.

Jedenfalls ließ Javierre solche Gerüchte jeden Tag durch gekaufte Schwätzer austreuen. Und langsam glaubten die Massen sie. Gerade vor zwei Tagen hatte es den ersten Auflauf vor den Toren des Tempelbezirks gegeben. Jemand hatte einen Stein in die Fenster des Krankenbaus geworfen.

Javierre ließ durch reitende Boten seinen Erfolg nach Paris melden. Denn sein eigenes Gewinnstreben, mit dem er in England Ländereien und Grundrechte aufkaufte, war nur möglich, wenn er den Auftrag des französischen Königs erfüllte, zur Vernichtung der Templer beizutragen. Ihn ärgerte nur, dass wie durch ein Wunder niemand bei dem Attentat ums Leben gekommen war. Außer dem Attentäter selbst. Vielleicht hatte sich John Sandys auch selbst gerichtet.

Das erzählte er Jenny, um ihre Pein zu verstärken. Er schmückte es in allen Einzelheiten aus und weidete sich an ihrem Entsetzen. Sie wollte sterben. Aber er versprach, dass sie am Leben bleiben würde.

»Was soll ich nun mit dir tun?«, flüsterte Javierre.

»Tötet mich!«, flehte Jenny. »In dieser entsetzlichen Welt will ich nicht mehr sein.«

»Ich bin Christ! Ich darf nicht töten, Jenny.«

»Dann lasst mich frei! Ich flehe Euch an!«

»Ich kann Euch auch nicht freilassen, Jenny.«

»Habt doch Erbarmen mit mir!«

»Warum sollte ich Erbarmen mit dir haben, Jenny Sandys?«

»Weil Ihr ein Mensch seid! Ihr fühlt doch wie ein Mensch. Ich bitte Euch!«

»Ihr bereitet mir doch nur Schwierigkeiten. Das habe ich doch schon längst erlebt. Das Erste, was Ihr in Freiheit tun würdet, das wäre, zu diesem Henri zu rennen. Nein. Ich lasse Euch hier in der Höhle. Niemand hört Euch und findet Euch. Schon nach ein paar Tagen seid Ihr erlöst. Das ist besser für Euch – und für mich. Ja, das ist das Beste.«

»Nein!«, schrie Jenny. Und dann schrie sie weiter in einem Anfall von Todesangst.

»Hör auf! Bist du verrückt? Dich hört ja noch jemand, auch wenn das hier der abgelegenste Teil dieses Labyrinths ist! Weißt du nicht, wie es in diesen Gängen hallt?«

Jenny verstand ihn nicht. Sie schrie und schrie.

Javierre wollte sie erst schlagen, dann wollte er sie erwürgen, aber dazu hätte er sie anfassen müssen. Stattdessen hielt er sich die Ohren zu. Dann verließ er wortlos die Höhle.

Er musste sich bücken, um hinauszukommen. Den niedrigen Eingang des dunklen und feuchten Loches verschloss er mit Felsbrocken. Während dieser Arbeit, die er unter Jennys

anhaltenden Schreien so schnell wie möglich Schicht für Schicht ausführte, sang er vor sich hin.

Henri wartete mit fieberhafter Spannung auf die Rückkehr von Neville de Gwyn. Hatte er die Labyrinth entdeckt? Hatte er Jenny gefunden? Henri versuchte, sich aufzurichten. Wenn er doch nur aufstehen könnte!

Er versuchte es. Ein paar Mal wurde ihm so schwindlig, dass er sich wieder hinlegen musste. Dann biss er auf die Zähne und setzte sich auf die Kante des Lagers. Er zog sich Hose und Hemd an, stülpte die Schuhe über. Waffen hatte man ihm nicht gelassen. Er stellte sich hin. Schwankte ein wenig. Musste sich wieder setzen.

Nein, es ging nicht. Er musste Neville allein in dieser unbekanntem Unterwelt von Hertford suchen lassen. Aber er, Henri de Roslin, war verantwortlich für Jennys Unversehrtheit! Bei diesem Gedanken stand Henri erneut auf. Seine Kräfte mussten einfach reichen.

Vor der Tür des Krankenbaus kam ein Mönch mit besorgter Miene auf ihn zu. Er fasste ihn an der Schulter und drückte ihn unter beruhigenden Worten auf einen Schemel. Er machte ihm Vorwürfe, Henri brauche unbedingt Ruhe und Pflege. Sollte er ihn noch einmal zur Ader lassen, um das von schwarzen Säften der Pein vergiftete Blut zu reinigen?

Henri erklärte, dass er handeln müsse. Der Platz eines Templers sei nicht das Krankenlager.

Der Mönch überlegte einen Moment. Dann berichtete er von dem schrecklichen Attentat im Tempel zu London.

Henri hörte entsetzt zu. Er stützte den Kopf in die Hände. Es hatte so kommen müssen. Er hätte John Sandys schon längst aus dem Verkehr ziehen müssen. Wie konnte er ernsthaft

hoffen, Sandys würde zur Vernunft kommen und von seinen teuflischen Plänen ablassen?

Henri spürte Wut und Hilflosigkeit in sich aufsteigen. Jetzt, wo Jenny ihren Mann nicht mehr halten konnte, waren Johns moralische Schranken zerbrochen. Henri machte sich schwere Vorwürfe. Er allein war schuld daran, dass jetzt so viele Brüder im Tempel verletzt worden waren.

John Sandys! Welch eine unglückselige Gestalt! Er hätte ihn verfluchen wollen, aber er dachte: Gott im Himmel möge dir beistehen, Steinmetz.

Henri de Roslin schüttelte die Verzweiflung ab. Er musste endlich das Gesetz des Handelns in die eigenen Hände nehmen. Seine Feinde hatten allzu lange getan, was ihnen beliebte. Er musste Javierre finden und ihn zur Rechenschaft ziehen. Und er musste Jenny befreien.

Niemand konnte ihn aufhalten. Die Mönche baten ihn inständig darum, doch keine Dummheiten zu machen, aber sie wichen vor seinem entschlossenen Gesichtsausdruck, seiner gestrafften, hoch aufgerichteten Gestalt zurück. Es war ja, als ob dieser Tempelritter mitten im Kampf war! Welcher Sarazene hätte nicht vor ihm gezittert! Auch wenn hier nicht Jerusalem war, sondern Hertford, es galt, jeden Kampf zu gewinnen.

Henri verließ den Krankenbau und das Klostergelände.

Er ging zum römischen Kastell. Aus dem Heiligen Land wusste er, dass die wichtigsten Eingänge zu Verstecken oft an den harmlosesten Orten lagen, an die niemand dachte. So blieben sie unentdeckt. Sie waren für den Alltagsblick einfach unsichtbar. Das hatte er von den Sarazenen gelernt.

Er kannte den Eingang im Brunnen nicht und ging deshalb zu den Trümmern des römischen Kastells. Er fand den Eingang nach einigem Suchen. Die Öffnung war verdeckt von Buschwerk, aber der Gang dahinter schien unbewachsen zu

sein. Henri konnte nichts Genaues erkennen, ging aber ohne Zaudern hinein.

In der Ferne hörte er Geräusche, die wie das Anschwellen und Abschwellen von Wellen klangen. Er musste einen Moment stehen bleiben, weil ihm wieder schwarz vor Augen wurde. Er atmete tief. Dann hatte er genug Kraft gesammelt und konnte weitergehen.

Er tastete sich Schritt für Schritt vorwärts. Der Gang führte tiefer in die Erde hinein. Manchmal rutschte er auf glatten Steinen aus.

Die Luft wurde immer stickiger, Fledermäuse rauschten aufgeschreckt durch die Gänge, hier war seit sehr langer Zeit niemand gewesen. Wenig später stand Henri vor einer abzweigenden Höhle. Sollte er hineingehen? Im Gang waren durch einfallendes Licht wenigstens die Wände zu erkennen, dort drinnen jedoch war es stockfinster.

Henri rief nach Jenny. Die vielen Echos erschreckten ihn, seine Stimme lief durch alle Gänge und brach sich darin, bis sie floh. Hatten die früheren Baumeister alles bewusst so angelegt, dass man sich hier unten in Notzeiten durch Zurufe verständigen konnte? Wo war Neville? Er rief auch dessen Namen. Der Name rollte dahin und verschwand in der Ferne. Wo waren die Templer, die hier angeblich etwas suchten?

Henri blieb stehen und musste nach Luft schnappen. In seinem Inneren verbanden sich Schwäche, Schmerzen und Wut. Plötzlich konnte er sich nicht mehr beherrschen und brüllte Javierres Namen.

»Javierre de Bastard! Du elender Bastard! Du sollst an deinem Namen ersticken! Wo hast du dich verkrochen? Zeige dich endlich!«

Um Henri herum waren Dunkelheit und Einsamkeit. Die Einsamkeit von Jahrhunderten. Das Schweigen der Unterwelt.

Sie suchten die Gänge ab. Die Templer hatten sich bisher in einem bestimmten Bereich bewegt und dort auch interessante Dinge gefunden. Diesen Bereich hatten sie mit bunten Bändern abgesteckt und Fundorte markiert. Jetzt zogen sie größere Kreise.

Neville stellte unaufhörlich Überlegungen darüber an, wo Javierre Jenny verborgen halten könnte. Sicher nicht in den Eingangsbereichen. Sicher nicht dort, wo die Templer sich bisher aufgehalten hatten.

Also blieben nur die Ränder dieses unendlich scheinenden Labyrinthes.

Neville verständigte sich mit den anderen Templern. Auch William Wallace hatte sich eingereiht. Neville verstand langsam, dass er einen Erfolg der Suche brauchte. Einige Tempelbrüder begannen bereits zu murren. Sie fragten sich, warum sie ihre Zeit mit der aussichtslosen Suche nach einer verschwundenen Frau vertun sollten. Ging es nicht um Höheres? Waren sie nicht vom Schicksal beauftragt, den Heiligen Gral zu suchen? Diese junge Frau mit dem wertvollen Schatz zu vergleichen, wie William das getan hatte, war falsch, vielleicht sogar lästerlich. Man konnte die Frau finden, aber dann blieb alles beim Alten. Wenn man den Heiligen Gral fand, änderte sich die ganze Welt!

Auch William spürte den Unwillen seiner Gefährten. Er trieb sie unaufhörlich an. Er war noch einmal der alte Streiter und Führer, der Männer in den Kampf führen konnte.

Während sie nun mit Fackeln bewaffnet immer weiter gingen und jetzt den Stadtrand von Hertford schon längst verlassen hatten, während Neville aus dem Staunen über die Größe des Labyrinthes nicht mehr herauskam, während sie immer wieder Jennys Namen riefen und vorwärts stolperten, musste Neville an eine ähnliche Situation denken, in der er gewesen war.

Es war in Akkon gewesen. Die Stadt stand kurz vor dem Fall. Und die Festung, als letzte Bastion der Christenheit im Heiligen Land, wurde von den Sarazenen belagert, mit Steinschleudern bearbeitet, sie wankte in den Grundfesten und brach überall. Neville und Henri de Roslin waren heimlich in die Katakomben gegangen. Beide waren damals, es war jetzt neun Jahre her, Knappen ihrer Ritter. Sie hatten den tollkühnen Plan gefasst, die islamischen Gefangenen zu befreien. Sie wollten sie freilassen und mit dieser großmütigen Geste die muslimischen Belagerer von Grausamkeiten abbringen. Denn beide glaubten an die menschliche Gesinnung ihrer Feinde, und beide hatten Angst vor dem, was über sie kommen würde.

So hatten sie in den Gängen unter der Erde die Kerker aufgeschlossen und die Leidensgestalten freigelassen. Einige konnten nicht mehr gehen. Andere waren bereits an Seuchen und Hunger und Folter gestorben. Aber die, die ihnen aus eigener Anstrengung folgen konnten, führten sie nach oben. Als sie durch die Dunkelheit der Kerkergänge stolperten, die Neville jetzt an das Labyrinth von Hertford erinnerten, hatten sie sich geschworen, gegen den Hass der Religionen vorzugehen. Nie mehr sollte es solche Elendsbilder geben. Sie waren bis zu den Treppen gekommen, die in die Festung hinaufführten. Dort warteten die Henker. Ein Verräter hatte sie alarmiert. Alle Muslime wurden in den Gängen des Kerkers erschlagen und dort einfach liegen gelassen. Und die beiden Knappen konnten froh sein, dass man sie nur nach Europa zurückschickte.

Neville war für einen Moment unaufmerksam gewesen, stolperte und fiel hin. Er stützte sich mit den Händen ab und schrammte sich die Handflächen auf. Manche Steine im Fußboden waren spitz und scharf. Er richtete sich auf. Plötzlich stutzte er.

Er hatte ein Geräusch gehört. Einen lang gezogenen Ton in der Ferne. Wie einen Schrei.

Was war das?

Ähnlich wie Neville erinnerte sich Henri in diesem Moment an das, was damals in Akkon geschehen war. Er war nur einmal in seinem Leben in einem ähnlichen Labyrinth gewesen, wie es dieses hier war. Henri hatte damals seinen Fehler eingesehen und später der Vorsehung gedankt, dass die Ritter ihn und Neville nach Europa zurückschickten. Wenig später waren Stadt und Festung gefallen und alle Verteidiger darin hingemetzelt worden. Mein Gott, er war neunzehn Jahre alt gewesen! Aber was er damals gesehen hatte, vergaß er niemals mehr.

Henri hielt inne. Es wurde ihm bewusst, dass er in fast völliger Dunkelheit durch leere, modrige Gänge stolperte. Nur in der Ferne schimmerte Tageslicht durch Öffnungen in der Decke. Durch eine dieser Öffnungen fiel jetzt ein kleines Tier, vielleicht eine Ratte, und huschte davon. War es nicht völlig aussichtslos, nach Jenny Sandys zu suchen? Hätte man sie nicht hören müssen, wenn sich ihr Versteck hier befand? Wahrscheinlich hatte Javierre de Bastard sie längst fortgeschafft.

Wieder hätte Henri am liebsten den Namen dieses wirklichen Bastards geschrien. Aber er beherrschte sich. Er musste seine Gefühle bezähmen. Stattdessen blieb er immer wieder stehen und lauschte in die Dunkelheit. Er hatte oft in völliger Finsternis gestanden und erlebt, dass sie zu flüstern schien. Etwas lag unter dem Dunkel, breitete sich darin aus, in der Dunkelheit waren Geräusche deutlicher zu hören.

Henri wurde mutlos. Da er auch niemand von den Templern erblickte, glaubte er fest daran, sich im Labyrinth der Gänge

verlaufen zu haben. Zumindest war dieser Teil so abgelegen, dass er Jenny niemals finden konnte.

Plötzlich blieb er mitten im Gehen wie vom Donner gerührt stehen. Ein Gedanke war ihm gekommen. Hatte ihm nicht einst sein Ritter in den Tagen von Akkon erzählt, dass es zwei Arten von Labyrinthen gäbe? Henri versuchte, sich zu erinnern.

Langsam fiel es ihm wieder ein. Ja, so war es gewesen.

Das erste Labyrinth, dachte er, führt mit einem einzigen Gang zum Zentrum und wieder hinaus, ohne Wahl und Verwirrung. Der Sucher geht niemals zweimal denselben Weg. Das zweite Labyrinth, der Irrgarten, verwirrt auf mehreren Ebenen und gibt Rätsel auf. Wer nicht willkommen ist, verfängt sich darin. Die unterirdischen Gewölbe in der Festung von Akkon waren nach diesem Muster angelegt gewesen. Das Labyrinth endet oft in blinden Kammern. Um wieder herauszukommen, ist ein bestimmtes Wissen erforderlich, das nur die Erbauer besitzen.

Henri war sich nicht klar darüber, ob solche Überlegungen ihm in diesem Moment weiterhalfen. Aber wenn ja, dann lautete das Wissen in seiner Situation: Welches ist vom Standpunkt der Entführer der beste Platz, um Jenny Sandys zu verstecken? Er konnte sich darauf keine Antwort geben. Aber er begriff, auf der Suche nach ihr gelangte man schnell in das Labyrinth, aber womöglich schwer wieder hinaus. Dann war das Labyrinth ein Knoten, der Gefahr, Schwierigkeiten und Schicksal bedeutete. Ein Labyrinth konnte auch angelegt sein als Leib der Mutter Erde, deren Zentrum die Jungfräulichkeit ist, die Unschuld. Dort würde Jenny sich befinden. Das war der beste Platz für ein Versteck.

Aber nur dann, wenn Javierre de Bastard von solchen Rätselspielereien wusste.

Oder wenn die Tempelbrüder, die dieses Labyrinth anlegten, von solchen Geheimnissen gewusst hatten.

Sie haben bestimmt davon gewusst, dachte Henri. Ein Templer tut nie etwas, ohne von der geheimen Bestimmung der Dinge zu wissen. Aber er merkte jetzt, wo er darüber nachdachte, dass sein eigenes Wissen in diesen Dingen mangelhaft war. Er nahm sich vor, das in der nächsten Zeit zu ändern.

Dann fiel ihm plötzlich ein, dass ja nicht Javierre de Bastard Jenny in diesem Labyrinth unsichtbar machen wollte – sondern Robin Gilmour-Bryson. Robin hatte Jenny hierhin verschleppt. Er war Templer gewesen. Er wusste also, wo der Teil eines solchen Labyrinthes war, der genau zu seinem Plan passte, eine junge, schöne Frau zu verstecken, ohne Gefahr zu laufen, dass sie entdeckt wurde.

Ein Templer tat nie etwas, ohne von der geheimen Bestimmung der Dinge zu wissen.

Konnte ihn dieser Gedanke Jenny näher bringen? Henri hielt an diesem Gedanken fest. Dann sah er die Lösung des Rätsels. Er hatte sie schon die ganze Zeit über in der Hand gehalten.

Die Templer suchten in der Unterwelt von Hertford nach einem bestimmten Muster. Und Neville, der ihnen folgte, begriff es allmählich. Es hatte damit zu tun, dass sie das Labyrinth aufrollten. Sie gingen davon aus, dass es eines Tages von anderen Templern planvoll angelegt worden war. Also nach einem bestimmten Muster. Dieses Muster mussten sie jetzt begreifen und zurückverfolgen. Dann stießen sie auf die wesentlichen Stationen des Labyrinthes. Auf seinen Sinn und Anfang, den *regressus ad originem*.

Dort lag die Lösung für jede Art von Suche.

Sie gingen breit ausgeschwärmt immer weiter. Immer wird das Labyrinth von Männern durchwandert, dachte Neville, es

wird von einer Frau beaufsichtigt und vom Herrn des Labyrinths, dem Richter der Toten, im Zentrum beherrscht.

War es in ihrem Fall genauso? Neville dachte: Wir Männer durchwandern es, und es wird von Javierre beherrscht, der Jennys Leben in der Hand hält. Aber wer beaufsichtigt es? Jenny? Nein. Vielleicht die Templer? Nein. Sie irren genauso herum wie ich selbst. Wer also? Dann kam er darauf.

Es wird vom Tod beaufsichtigt, der Jenny in der Hand hat!

Jede schwierige Aufgabe versucht, den Tod zu überwinden, dachte er, die Aufsicht in die Hände der Menschen zurückzulegen. Und was bedeutete dies für ihre Suche nach Jenny Sandys?

Neville begriff es noch nicht. Obwohl die Ahnung wuchs.

Wieder stolperte er über eine Unebenheit. Aber er ließ sich nicht von seinen Überlegungen abbringen.

Das Labyrinth verwehrt den Eingang, dachte Neville, indem es ihn erschwert. Und es hält dann gefangen, weil der Ausgang schwer zu finden ist. Nur wer Erfahrung und Wissen besitzt, kann den rettenden Ausgang finden. Diejenigen, die es ohne Wissen wagen, verirren sich. Und sie finden nichts.

Hatten die Templer von William Wallace deshalb noch nichts gefunden, weil sie ohne wirkliches Wissen waren? Bedurfte es nicht viel mehr, als sich von der Suche nach dem Heiligen Gral leiten zu lassen? War das nicht ein unangemessen geradliniger Leitfaden? Sie glaubten, als der Weg zum verborgenen Zentrum stehe das Labyrinth in direkter Beziehung zum Verlorenen – dem Wort oder dem Heiligen Gral.

Nein, das reicht nicht, dachte Neville. In ein Labyrinth zu gehen bedeutet Sterben. Aus ihm herauszukommen meint die Wiedergeburt.

Der Konverse hatte die entscheidende Frage genannt, ohne die Antwort zu kennen. *Hast du einmal die schwierige und*

*komplizierte Reise unternommen, was ist im Zentrum?* Neville begriff jetzt, dass die Antwort lautete: Du selbst!

Ich selbst bin das Zentrum dieses Labyrinthes, dachte Neville noch einmal. Und das bedeutet: Ich weiß genau, wohin ich gehe. Und dies sind nicht die Ränder des Labyrinthes. Es ist das Zentrum. Jenny ist ganz in der Nähe.

Und dann kam ihm ein furchtbarer Gedanke. War Jenny nicht das Opfer, das die Erde forderte? Sollten sie die junge Frau nicht als Preis hier unten lassen, damit alles wieder in Harmonie kam? Sollte sie nicht hier sterben, damit alles andere weiterleben konnte? Denn hatte sie nicht furchtbare Schuld auf sich geladen? Ebenso wie ihr Mann John?

Neville spürte, wie seine Gedanken ihm davonliefen. Niemals zuvor hatte er so gedacht. Das musste daran liegen, dass die Luft hier unter immer stickiger wurde und das Atmen schwerer und schwerer fiel. War das Labyrinth nicht auch der Weg der Unwissenheit – mit dem Schrecken als Zentrum? Musste der Schrecken dann nicht erhalten bleiben, als notwendiger Preis von allem anderen?

Wenn ich wirklich so denke, dann bin ich verloren.

Ganz deutlich hörte er ein Weinen. Henri hielt den Atem an. Ein leises Greinen, dumpf, wie unter Erde und Stein begraben. Henri fühlte, wie etwas Kaltes seinen Rücken hinunterrann. Ein Gedanke hatte ihn überfallen. War das der Schlüssel zu allem?

Dieses Labyrinth, dachte Henri, war es in der christlichen Symbolik nicht auch gedacht als Falle für den Teufel? Wenn das stimmte, dann würde er dem gefangenen Teufel jetzt begegnen. Es war unausweichlich. Er musste nicht weitersuchen. Denn der Teufel war nicht in der Welt, um sich

zu verstecken. Er wollte sich zeigen und den Kampf führen. Das Unheil der Welt zeigen und es zu Ende bringen.

Wie konnte Henri dann bestehen?

Er flüsterte: »Jenny?« Dann begriff er, dass er sich so nicht verständlich machen konnte.

»Jenny Sandys!«

Das Geräusch verstummte. Dadurch konnte Henri erkennen, aus welcher Richtung es gekommen war. Er wendete sich nach links. Dort zweigte ein Gang ab. Dann noch einer. Schließlich war der Gang zu Ende.

Henri konnte nicht weiter. Und er wusste nicht weiter. Ihm fiel ein, dass John Sandys, der Baumeister, ihm einmal gesagt hatte, er habe selbst ein Labyrinth als Mosaik in eine Kathedrale hineingelegt. Denn die Bauhütten schrieben den Baumeistern vor, Labyrinth als Abbild des langen und gewundenen Weges der Seele des Christenmenschen auf ihr Zentrum hin, auf Gott, den Herrn, anzulegen.

Er, John Sandys, hatte es angelegt. Aber anders als gefordert, nämlich als notwendige Irrwege eines Übeltäters, der allen Versuchungen schließlich nachgibt.

Das ist der Weg vom Haus des Pilatus nach Golgatha gewesen, dachte Henri, der Weg von Jerusalem, von der Hoffnung auf Gerechtigkeit zur bitteren, tödlichen Pein. Der Verlust aller Menschlichkeit.

In diese Grübeleien hinein vernahm er plötzlich ganz deutlich, so als stände Jenny Sandys neben ihm, ihre Stimme. Sie jammerte, sie flehte. Da war wieder dieses Weinen als lang gezogener Ton. Henri blickte sich um. Wo konnte Jenny bloß sein?

Er rief laut ihren Namen. Und als Antwort ertönte ein Lachen.

Es war das Lachen des Teufels, der sich in der Falle des Labyrinthes verfangen hatte. Jetzt zeigte er sich, um den Kampf aufzunehmen.

*Hertford 1300, das Licht*

Javierre de Bastard lachte sehr laut, denn er hatte in diesem Augenblick erkannt, dass er in der Falle saß. Seine Bemühungen waren vergeblich gewesen. Dieser verfluchte Robin hatte ihn nicht in alle Geheimnisse dieses Labyrinthes eingeweiht. Es gab eine undichte Stelle. Durch diese schlich sich nun jemand ein.

Er hatte die Rufe gehört. Und dahinter nahm er wahr, wie Schritte umherliefen, in diesem Labyrinth war alles zu hören, das man verstecken wollte. Auch das hatte ihm Robin nicht gesagt, vielleicht, weil er es selbst nicht wusste.

Javierre wollte nur eines nicht – dass Henri de Roslin den Sieg davontrug. Er wollte keinen offenen Kampf gegen ihn. Er wollte den Kampf, den der Teufel austrägt – aus dem Hinterhalt.

Javierre trat zurück, dorthin, wo sich eine Höhle öffnete, die mehrere Nischen aufwies. Sie lag Jennys Versteck unmittelbar gegenüber.

Er hörte den geflüsterten Vornamen der Gefangenen, dann das Rufen. Und er hörte die erstickte Stimme Jennys in ihrem zugemauerten Gefängnis. Javierre verhielt sich ruhig. Er wusste genau, wann er einzugreifen hatte. Henri de Roslin, den er sofort erkannt hatte, würde die Steine von der Höhlenöffnung herunterkratzen. Er würde in seiner kleinlichen Gier, Javierres Plan zu durchkreuzen, unaufmerksam sein. Dann kam die Gelegenheit, die er nutzen wollte.

Henri begriff langsam. Jennys Stimme kam direkt aus den Mauern. Er schüttelte sich vor Entsetzen. Javierre hatte sie eingeschlossen und einem elenden Tod preisgegeben.

Henri war klar, dass er schnell handeln musste, wollte er Jenny lebend wieder sehen.

Er lauschte an den Wänden. Dann glaubte er, die richtige Stelle gefunden zu haben. Er rief noch einmal ihren Namen. Jetzt antwortete sie ganz deutlich.

»Helft mir! Um Gottes willen!«

Henri blickte sich um. War Javierre in der Nähe? Er lauschte. Nichts Verdächtiges. Dann begann er entschlossen zu arbeiten. Er kratzte mit bloßen Händen Sand zwischen den Felsbrocken heraus. Dann ließen sich seine Finger hindurch stecken, er konnte die Brocken lösen. Fieberhaft riss Henri einen Stein nach dem anderen herunter. Die Öffnung wurde immer größer.

»Jenny?«

»Ja. Ich bin hier.«

»Nur noch einen Augenblick!«

Als Henri den letzten Stein der Mauer abgetragen hatte, führte der Teufel den ersten Streich.

Javierre sprang aus dem Dunkel heran. Er hielt einen faustgroßen Stein in der Hand.

Henri stand gebückt vor ihm, er kehrte dem Angreifer den Rücken zu, war also wehrlos. Jetzt richtete er sich auf. Er begriff, dass jemand hinter ihm war.

Aber es war zu spät.

Javierre schlug mit dem Stein zu. Immer und immer wieder. Henri fühlte, wie die Schwärze in ihn zurückkehrte. Er taumelte. Aus der Höhle hörte er das entsetzte Wimmern Jennys. Er drehte sich um, konnte den Angreifer aber nicht fassen. War es Javierre? Er sah nur Dunkelheit, darin verschmolz der Bösewicht. Henri fühlte, dass er den Kampf gegen das Dunkle nicht gewinnen konnte.

Er wollte sich schon in das Unabwendbare fügen. Er wollte sich eingestehen, dass dieses Labyrinth mächtiger als er war. Er hatte das Geheimnis nicht ergründet. Er war nicht mit dem richtigen Wissen in das Zentrum eingetreten. Er begriff, dass dieses Labyrinth nicht mit seinen Rätseln verwirren wollte. Es wollte töten.

Er würde untergehen.

In diesen fatalistischen Gedanken hinein, der dem Kämpfer Henri de Roslin selbst fremd schien, drang Jennys Stimme an sein Ohr.

»Es ist nur Javierre! Es ist nicht der Teufel in Menschengestalt! Es ist nicht die Finsternis! Habt keine Angst vor ihm!«

Henri schrie. Mit seinem Schrei wollte er sich selbst aus dem Bann erlösen. Er blickte wild um sich. Javierre war verschwunden. Henri nahm den Höhleneingang gegenüber wahr. Verbarg sich der Unselige dort? Die Antwort erhielt er sofort. Javierre griff wieder an.

Diesmal konnte Henri zur Seite springen. Er sah, dass der Angreifer an ihm vorbeitaumelte. Henri sprang hinterher. Er schlug ihm mit aller Kraft in die Seite.

Javierre taumelte und fiel. Aber sofort federte er wieder auf die Beine. Er trat nach Henri. Und er hatte noch immer den Stein in der Hand. Wieder schlug er damit nach Henris Kopf. Und traf ihn mitten auf die Stirn.

Henri fühlte das Blut, das ihm über die Augen lief, als streichle ihn ein Engel. Der Schutzengel! Er fuhr ihm mit einem sanften Finger über die Augen, aber nicht, um sie zu schließen. Um sie zu öffnen.

Henri riss die Augen auf. Er konnte wieder sehen! Er erblickte Javierre am Höhleneingang. Wortlos und stumm, mit dem einzigen Gedanken der Vergeltung sprang Henri auf Javierre zu. Der Franzose konnte den ersten Angriff abwehren.

Henri versuchte es ein zweites Mal. Wieder wich der andere aus, er war glatt wie Seife, unwirklich in seiner Geschmeidigkeit. Henri duckte sich, nahm sich zusammen. Und griff an.

Neville verstand nicht, warum die Templer zurückblieben. Er hörte sie sprechen. Hatten sie endlich gefunden, wonach sie suchten? Dann würde er allein bleiben.

Er hörte eine laute Stimme. War es die von William Wallace?  
»Der Stein! Es ist der Stein!«

Sie haben ihren Heiligen Gral gefunden, dachte Neville. Damit ist ihre Reise zu Ende gegangen, ihr gerader Weg. Jenny zu finden, das interessiert sie nicht mehr.

Neville ging allein weiter. Er hoffte noch immer, sein Instinkt könnte ihm verraten, wo sich Jenny befand. Auch Neville war sich klar darüber, dass dieses Labyrinth ihn nur dann zu etwas führen würde, wenn er reif dafür war, es zu finden. Wenn keiner die Geheimnisse des Labyrinthes erkennt, dachte er, so kann auch keiner den unerforschlichen Ratschluss des Herrn ergründen. War er dazu in der Lage?

Neville wollte mit einem Seufzer allein weitergehen. Plötzlich sah er, dass die Templer hinter ihm anrückten. Sie hatten die Suche also doch noch nicht aufgegeben! Neville verspürte Erleichterung darüber. Es war immer die Gemeinschaft, die alles erleichterte. Wenn nur Henri unter ihnen weilte!

Die Templer riefen nach ihm. Neville blieb stehen. Sie kamen näher und zeigten ihm etwas. Es war in der Dunkelheit schwer zu erkennen. Aber Neville glaubte, es sei ein Gefäß, das sie hielten.

Einer sagte: »Jetzt haben wir alles in der Hand. Dieser Kelch ist das Wort unseres Herrn. Und wenn wir ihn nun gefunden

haben, finden wir auch Jenny Sandys. Beides ist nicht eins. Aber beides gehört zusammen.«

Neville nickte. »Lasst uns weitersuchen«, sagte er. »Damit auch diese Reise zu Ende geht.«

Noch während Henri den Franzosen angriff, spürte er, dass er noch nicht bereit war, den Kampf gegen seinen Widersacher zu gewinnen.

Welche Prüfung legte ihm das Labyrinth auf? War es die Lebensfahrt durch die Schwierigkeiten und Illusionen des Lebens bis hin zur Erkenntnis, um Hinwendung oder Flucht, ging es um eine Bewährung der Seele? Prüfe den Teufel, nicht mich, dachte Henri.

Jetzt hatte Javierre in beiden Fäusten große Steine. Er prügelte auf Henri ein. Für einen Augenblick schutzlos geworden, musste Henri Schläge hinnehmen. Er brach zusammen. In seinem Kopf drehte sich alles. Seine Beine fanden keinen Halt. Wie ein angeschlagener Gladiator kam er nur mühsam wieder auf die Beine, er musste kniend mit ansehen, wie Javierre seitwärts in die Höhle sprang. Er warf die Steine zu Boden, stürzte auf Jenny zu und befreite sie mit schnellen Schnitten von ihren Fesseln.

Die Frau des Steinmetzen konnte nicht selbständig stehen, sie sank gegen seine Brust. Javierre legte sie wie ein erbeutetes Wild über seine Schulter. Jenny gab keinen Laut von sich, sie war völlig entkräftet.

Javierre hastete, so schnell er konnte, den dunklen Gang hinunter, bog nach links ab – und war verschwunden.

Henri hatte jetzt wieder genug Kraft gesammelt. Seine Gedanken krümmten sich zusammen. War dieser Franzose mit dem Teufel im Bunde? Er folgte dem Flüchtenden. Er hörte ihn in der Entfernung davonlaufen. Jetzt nahm Henri die

Verfolgung auf wie ein muslimischer Läufer, den er in der Wüste gesehen hatte – langsam, stetig, immer kraftvoller.

Am Ende des Ganges hörte er plötzlich ein Poltern. Henri begriff sofort, dass es Felsen waren, die herunterfielen. Das Getöse nahm zu, Staubgeruch lag in der Luft, eine dicke Wolke wälzte sich den Gang hinunter.

Henri musste sich seinen Überwurf gegen Mund und Nase pressen, um atmen zu können. Seine Augen begannen zu tränen. Dann erreichte er die Stelle, an der eine Mauer eingestürzt war. Da Javierre nicht zu sehen war, musste er sich schon auf der anderen Seite befinden. Henri riss mit fliegenden, inzwischen blutenden Fingern die Barrikade nieder. Stein auf Stein polterte in den Gang. Dann war der Weg wieder frei. Henri rannte weiter.

Er kam an einen Punkt, an dem sich drei Gänge in Sternform kreuzten. Er blieb stehen und lauschte. Nichts war zu hören. Henri hielt die Hände wie einen Trichter vor den Mund und schrie: »Jenny Sandys!«

Aus dem Gang zur Rechten ertönte eine schwache Antwort, die gleich wieder erstickte.

Henri rannte in den Gang. Der Steinstaub war hier nicht zu spüren. Er rannte weiter, erreichte eine weitere Kreuzung. Wieder musste er sich orientieren.

Er keuchte inzwischen. Dieses Labyrinth ist wahrhaft das Unerforschliche, dachte er und atmete mühsam. Es ist mehr als ein unterirdisches Labyrinth, angelegt von Ordensbrüdern in früherer Zeit, um Wege aus der Belagerung zu finden. Es ist die Bewegung an sich, die Aufgabe an sich, das endlose Fortdauern. Es ist wie das Seil zum Himmel, an dem alle Dinge aufgereiht sind und von dem sie herabhängen.

Du musst sie greifen, dachte er. Greife nach ihnen!

In diesem Augenblick ertönte erneut Javierres gemeines Lachen. Direkt neben ihm.

Henri ließ sich einfach zu Boden fallen. Über ihn hinweg fiel der Angreifer. Er hielt Dolche in beiden Händen. Henri spürte einen scharfen Schmerz im linken Oberschenkel, dort hatte ihn die Spitze der Waffe erwischt. Aber er gab nicht auf. Jetzt konnte er Javierre packen. Er verhinderte, dass der Franzose auf ihn einstechen konnte. Er hielt dessen Arme fest und versuchte, sie dem Angreifer auf den Rücken zu drehen. Es gelang ihm. Javierre fluchte unaufhörlich. Er spie Henri ins Gesicht, tobte. Er war wie ein Tier, das in eine Falle geraten war und alle Muskeln in instinktivem Trieb anspannte, um die Freiheit zu gewinnen.

Er war wie Satan, der nur aus Hass bestand.

Plötzlich wurde Henri abgelenkt. Ein Schatten hatte sich erhoben, er zeichnete sich gegen die einfallende Helligkeit am Ende des Ganges ab. Jenny! Sie war eigenständig auf die Beine gekommen. Sie taumelte. Jetzt versuchte sie, panisch zu fliehen.

Javierre nutzte Henris Schwäche bei diesem Anblick für einen Moment aus. Er drehte sich zur Seite, rollte wie eine Winde, die sich von Seilen befreien will, davon. Henri konnte ihn nicht mehr fassen.

Javierre war aufgesprungen und lief hinter Jenny Sandys her. Henri sah, wie Jenny hinfiel. Der Franzose war bei ihr, riss sie empor. Wieder lachte er gemein. Henri ahnte, was er vorhatte.

Javierre brüllte: »Wenn du näher kommst, Henri, töte ich sie. Bei Gott, ich schneide ihr die Kehle durch!«

Henri blieb keuchend stehen. Er spürte immer noch Blut von seiner Stirn herablaufen. Und er spürte den kalten Schweiß auf seinem Rücken.

»Javierre«, sagte Henri betont gefasst. »Lass die Frau aus dem Spiel. Es ist ein Kampf zwischen dir und mir. Lass sie gehen, sie ist unschuldig.«

»Unschuldig! Sie hat alles vermässelt! Sie ist mir in die Quere gekommen! Unschuldig, hahaha!«

»Sag mir eins, Javierre! Willst du nur die Reichtümer Englands? Oder ist es wahr, was der Abt von St. Albans zu wissen behauptete, dass du im Auftrag des Königs von Frankreich hier bist, um eine Verschwörung gegen den Tempelorden zu führen?«

Javierre lachte. »Was denkst du, Henri?«

»Ich will es von dir hören!«

»Komm nicht näher! Ich durchschaue deine Absicht. Du willst mich nur ablenken.«

»Nein, Javierre. Sag mir die Wahrheit. Ich muss die Wahrheit wissen!«

»Es ist egal, Henri. Der Tempel ist dem Untergang geweiht, das weißt du genauso wie ich. Ihr habt eure Aufgabe verloren! Wozu seid ihr noch auf der Welt? Das heilige Land ist verloren, eure Waffen taugen nichts mehr. Heutzutage zählt nur eins: Macht und Reichtum! Verbündet euch mit den neuen Kräften, die kaufen, verkaufen und Geld aufhäufen. Dann könnt ihr die Welt erobern. Nur mit Reichtum sind die wirklichen Siege zu feiern.«

Jenny sank plötzlich zu Boden, ihr Kopf schlug auf den Steinen auf. Javierre riss sie fluchend wieder empor. Er konnte sie nicht halten. Henri begriff, wie gefährlich die Lage für Jenny war, der Franzose hatte die Kraft nicht mehr, sie mitzuschleppen.

Henri sah seine Chance. Er rief: »Javierre! Liefere mir Jenny aus, dann lasse ich dich ziehen! Hörst du? Du hast freies Geleit. Kehre in die Normandie zurück, ich werde dich dorthin nicht verfolgen!«

Da hörte Henri einen Laut, der ihm das Entsetzen in den Kopf trieb. Ein Schneiden, ein weiches Geräusch, als fahre

Stahl durch Wasser. Jenny sank wie gefällt zu Boden. Javierre hatte ihr tatsächlich die Kehle durchgeschnitten.

Javierre drehte sich um und rannte, so schnell er konnte, auf den Eingang des Labyrinthes zu.

Henri schüttelte sein Entsetzen ab. Er folgte dem Franzosen. Er musste über die tote Jenny hinwegspringen. Der Abstand blieb zunächst gleich, dann verringerte er sich. Noch bevor Javierre den Ausgang erreichte, konnte Henri seinen fliegenden Atem hören.

Noch wenige Fuß, dann konnte er nach ihm greifen. Henri rutschte aus und fiel hin. Der felsige Untergrund schlug ihm blutende Wunden. Er rappelte sich wieder auf. Jetzt wollte er nicht mehr aufgeben. Er kam dem Fliehenden wieder näher.

Javierre erreichte in diesem Moment den Ausgang. Er wendete sich triumphierend um und reckte Henri die blutigen Messer entgegen. Als er sah, wie nahe Henri schon war, machte er wieder kehrt und wollte weiterlaufen.

Henri sah, wie der Franzose plötzlich stehen blieb. Wie der Teufel, der in die Falle gegangen ist, dachte Henri, aber er kann keinen Ausweg finden. Henri nahm wahr, dass einige Gestalten am Waldrand vor der Höhle aufgetaucht waren. Er sah Neville de Gwyn.

Neville!

Dann war Henri schon bei Javierre. Er packte ihn. Er drehte ihm die Messer aus der Hand. Mit stahlhartem Griff zwang er ihn, die Messer fallen zu lassen. Javierre trat um sich, er traf Henri schmerzhaft im Unterleib. Henri biss die Zähne zusammen, konnte aber nicht verhindern, dass Javierre sich bückte und ein Messer vom Boden aufhob.

Er führte einen Stoß gegen Henri. Der Templer wich nicht aus. Er wartete einen Moment, dann griff er nach der angreifenden Hand. Er packte sie, kurz bevor das Messer seinen Leib erreichte. Er drehte die Hand herum. Jetzt fuhr das

Messer, noch im gleichen Schwung der Bewegung, in den Bauch des Franzosen. Henri ließ nicht locker. In ihm war es ganz ruhig. Und ganz kalt. Er wusste, er tötete.

Er drehte die Hand, die er führte, noch einmal herum. Dann riss er sie zu sich heran. Das Messer fuhr mit einem glucksenden Laut aus dem Bauch des Franzosen.

Javierre stand einen Moment da, als überlege er.

Henri dachte: Er begreift jetzt, dass dieses Labyrinth größer war als er. Dass es Dinge gibt, die größer sind als nacktes Gewinnstreben.

Javierre gab einen unartikulierten Laut von sich, auf seine Lippen traten Blutblasen. Dann fiel er zu Boden und starb.

Henri wartete nicht, bis Neville und die anderen Templer bei ihm waren. Er rannte in den Tunnel zurück.

Als er bei Jenny Sandys ankam, spürte er noch einmal die Magie dieses Ortes. Tod und Wiedergeburt, dachte er. Die geheimnisvolle Reise. Aber ich habe den Knoten des Rätsels durchschlagen. Das Labyrinth von Hertford ist da, um feindliche Eindringlinge und böse Mächte zu verwirren und zu strafen. Welch ein Glück, dass ich auf der richtigen Seite bin!

Er spürte, dass hier, an diesem Ort des Todes, mitten im Zentrum, wo Jenny Sandys lag, Tod und Wiedergeburt zugleich standen. Das Hineingehen und das Hinausgehen. Das Sinken und Steigen. Der Abstieg in die Tiefe und das Aufsteigen zu den Höhen.

Er nahm den schlaffen, noch warmen Körper Jennys auf und blickte in ihr Gesicht. Er nahm ihre Umriss in der Dunkelheit wahr. Jenny war tot. Aber sie war noch immer wunderschön. Er legte seine Stirn an ihre Stirn. Als Siegerin über alle Untaten, alle Gewalt, alle Verirrungen und Gewissensbisse stieg ihre Schönheit auf zum göttlichen Licht.

*Frühsommer 1316, auf See*

»Was ist eigentlich nach diesen schlimmen Tagen aus dem Tempel in London geworden?«, fragte Uthman ibn Umar. »Ich war niemals dort.«

Henri schaute, noch im Banne seiner Erinnerungen, über den weiten Spiegel des Meeres. Weit draußen röteten sich die Wellen wie Wein im Pokal. Die Sonne tauchte unter. Und seine Seele hatte Mühe, sich zu halten. Er musste die Gestalten der Vergangenheit erst abschütteln.

Im letzten, leuchtenden Schimmern des Lichtes sagte er schließlich: »Der gesamte Tempelbezirk ist nach der Auflösung unseres Ordens vom englischen Schatzamt verkauft worden. Jeder nahm sich seinen Teil. Es hat kein Jahr gedauert.«

»Dann haben doch die Geldgierigen die Oberhand behalten, denen Gewinn über alles geht.«

»Zum Glück nicht ganz«, sagte Henri. »Die englischen Juristen haben sich im Tempelbezirk ihre Inns of Court errichtet. Rings um unsere alten Ordensgebäude herum, um die Aufenthaltsräume, Bibliotheken, Speisesäle und Wohnstätten, sind die Advokaten und Anwälte eingezogen, um Recht zu sprechen.«

»Ein solches weltliches Klientel? Kaum vorstellbar – aber so ist die neue Zeit.«

Henri seufzte. »Es ist schon schmerzlich, dass sich in unserem alten Fuchsbau, wo Höfe, Gärten, Durchgänge und schöne Gebäude standen, wo sich unsere Wohnräume und

Studierzimmer, die verträumten Chambers an steile, gewundene Treppenaufgänge schmiegt und wir zu Hause waren, heute der Juristenstand seine Akten stapelt. Nur die Kapelle ist noch nicht zweckentfremdet.«

»So ist der Lauf der Welt«, sagte Joshua ben Shimon.  
»Nichts wird bewahrt. Alles ist hinfällig.«

»Aber muss es so gehen?« Henri blickte skeptisch.  
»Immerhin wird in Holborn auch weiter ausgebildet, Studenten leben dort und müssen in der Hall, dort, wo früher unser Refektorium war, gemeinschaftlich mit den anderen essen, wenn sie ihr Examen ablegen wollen. Ein Rest unserer strengen klösterlichen Ordnung.«

»Die Tempelkirche wurde wieder aufgebaut, nicht wahr?«

»Zum Glück war der Schaden nicht so groß. Auch von den schwer verletzten Tempelbrüdern starb niemand. Welche Rolle übrigens Bischof Savior in dem ganzen Drama spielte, weiß ich bis heute nicht. Er trat jedenfalls zurück.«

»Aber die Warnungen, die der Abt von St. Albans dir zukommen ließ, sie hatten schon damals einen ernsten Hintergrund.«

»Ja. Ich habe lange daran gezweifelt. Ich habe die Gefahren nicht gleich erkannt. Ich dachte, Javierre de Bastard allein verkörpere die Gefahr, die uns droht – mit seiner unersättlichen Gier nach Geld und Macht. Er vertrat ja Bewegungen in Frankreich und auch in England, die sehr mächtig wurden, neue Kräfte, die das alte Gefüge vollständig umkrepeln wollten. Ich hätte hellhöriger sein und die drohenden Hintertöne wahrnehmen müssen.«

»Du hättest die Spuren weiterverfolgen müssen, die Abt Thomas auslegte.«

»Ja. Eine Zeit lang tat ich das auch. Ich war ja selbst sehr unruhig geworden. Aber meinen düsteren Prognosen, dass sich über unseren Köpfen etwas anbahnen könnte, glaubte niemand.

Und ich schließlich auch nicht mehr. Denn bis auf das Attentat geschah ja auch nichts Bedrohliches. Mit Javierre und seiner Kreatur Robin Gilmour-Bryson schien tatsächlich das Unheil wie ein Spuk verschwunden zu sein.«

»Was wurde aus Neville de Gwyn?«, fragte Uthman.

»Er ging nach Rom zurück und wurde Leiter des dortigen Spitals der Armen.«

»Wenigstens einer, der es zu etwas gebracht hat«, scherzte Joshua.

»Na hör mal! Wie stehe ich denn da?« Henri spielte den Empörten.

Uthman schlug dem Freund auf die Schulter. »Keine Sorge. Wir bewundern dich uneingeschränkt.«

»Darum will ich auch bitten!«

Die Glocke unter dem Kastell an Achtern, dort, wo die offene Küche lag, bimmelte. Es war Zeit zu essen. Der Koch hatte bei ihrem Aufenthalt frischen Seefisch eingekauft und ein leckeres Mahl bereitet.

»Hoffentlich kein traniges Walfleisch!«, sagte Joshua.

Die Mahlzeit entpuppte sich als Brotsuppe mit Jakobsmuscheln, Fisch und Rochen mit Rübengemüse. Es schmeckte herrlich.

Auch die junge Wynfrith, die auf Jersey als blinder Passagier heimlich zugestiegen war, langte kräftig zu. Sie konnte es kaum erwarten, in Brest anzulanden, um zu ihrem Ehemann, vor dem sie gerade davongelaufen war, zurückzukehren.

Die Hulk war in der Schiffswerkstatt der kleinen Hafenstadt Portsall repariert worden und noch am gleichen Abend wieder in See gestochen. Wenn keine ungünstigen Winde oder schweren Stürme dazwischenkamen, würden sie in zwei Tagen den Hafen von Brest anlaufen. Dort wartete endlich wieder sicheres Festland auf sie.

Während sie aßen, musste Henri de Roslin weiter an die Zeit der Abenteuer vor sechzehn Jahren denken. Damals war viel geschehen, und im Augenblick überlagerte es in seiner Erinnerung sogar die Strapazen, denen sie gerade in der Ostsee und an den slawischen Küsten entgangen, waren.

»Das Labyrinth von Hertford ist kurze Zeit später geschlossen worden«, erzählte Henri, während er Stücke des braun gebratenen Rochens aufspießte. »Alle sieben Eingänge hat man auf Anordnung des Sheriffs versiegelt. Auch der Zugang über dem Brunnen im Kloster bekam einen Deckel. Und das römische Kastell wurde nach den Vorfällen nicht erneuert. Ich glaube, heute ist Hertford in seinen ländlichen Dämmer Schlaf zurückgefallen. Übrigens starb die Tochter des Fürsten von Edmonton, die reizende Alissa, schon im Jahr darauf an einer Vergiftung. Man sprach davon, dass sie sich das Gift selbst verabreichte.«

Uthman kaute ebenfalls. »Was haben die Templer eigentlich damals im Labyrinth gefunden?«, wollte er wissen. »War es der Heilige Gral?«

»Letztlich fanden sie nur ihren Schottenstein. Und Jenny. In meinen Augen war das alles, was man dort unten finden konnte. Den Königsstein hat William Wallace nach Schottland zurückgebracht, wohin er gehörte. Jenny Sandys war aber der wertvollste Schatz.«

Joshua beendete seine Mahlzeit, indem er sich die Finger ableckte. Er fragte: »Was wurde aus diesem William Wallace?«

Henri schüttelte bedauernd den Kopf. »Er hat von allen wahrhaftig das schwerste Los erwischt.«

»Inwiefern?«

»Er wurde fünf Jahre später in London in einem Schauprozess zum grausamen Tod als Hochverräter verurteilt.

Ich war anwesend. Der Prozess war eine Schande. Aber die Siegerjustiz macht immer, was sie will.«

»William wurde also als Hochverräter hingerichtet?«

»Er wurde von Pferden zur Richtstätte geschleift, dort an den Füßen aufgehängt, man schlitze ihm bei lebendigem Leib den Bauch auf, vierteilte den immer noch Lebenden danach und stellte Kopf und Gliedmaßen über ganz London verteilt zur Schau.«

»Unsere Zeit hat grausame Gesetze«, sagte Joshua schauernd.

Henri nickte. »Mit dem Tod Williams waren die Aufstandsbewegungen in meiner Heimat zu Ende. Die Engländer hatten gesiegt, König Edward triumphierte.«

»Aber wieso denn – sie kämpfen doch immer noch!«, sagte Uthman.

»Gewiss. Ein Jahr später bekamen die Aufständischen einen neuen Anführer, der noch gefährlicher war. Es war Robert Bruce, der Enkel des Thronanwärters. Er ließ sich zum König von Schottland küren und rief die Landsleute zum Kampf gegen England auf. Es wurde für Jahre ziemlich unruhig in meiner Heimat. Auch nachdem König Edward gestorben war, ging der Kampf weiter, sein Nachfolger rüstete noch mehr auf. In einer Entscheidungsschlacht wurde England allerdings erneut entscheidend besiegt – das war vor zwei Jahren bei Bannockburn.«

»Ich erinnere mich«, sagte Joshua. »Es war ein Blutbad auf beiden Seiten.«

»Wie es mit Schottland weitergeht, steht in den Sternen«, sagte Henri, »aber in Bannockburn kämpften viele alte Templer auf der Seite der Schotten. In Schottland wurden die Templer nämlich nicht verfolgt.«

»In den Sternen steht auch, wie es mit uns weitergeht«, sagte Uthman sybillinisch.

»Wenn man doch für einen Moment aus seiner Zeit aussteigen und aus der Zukunft einen Blick zurückwerfen könnte«, sagte Joshua nachdenklich. »Dann wüssten wir alles.«

»Ich will es gar nicht wissen. Stell dir vor, dir blüht ein Schicksal wie William Wallace! Du könntest keine Stunde mehr ruhig schlafen! Und vielleicht entleibst du dich in deinem Unglück dann selbst. Dann bleibe ich doch lieber bei einer Unwissenheit, sie ermöglicht mir eine gewisse Kindlichkeit des Vertrauens.«

»Richtig, man kann überhaupt nur mit diesem Vertrauen in das Leben existieren – auch wenn man vielleicht die drohenden Gefahren übersieht.«

Während sie noch sprachen und die Sonne gänzlich verschwunden war, ging plötzlich ein gewaltiger Stoß durch die Hulk. Der Schiffskörper erschütterte so sehr, dass die Fässer umfielen, Seile abrollten und etliche Spanten brachen. Knirschend legte sich das Schiff auf die Seite.

»Alle Mann auf Deck! An die Reling. In die Brassen!«

Noch vor dem Schrei des Steuermanns waren die drei Gefährten aufgesprungen. Aber niemand wusste, was eigentlich geschehen war. War man auf ein Riff gefahren? Die Mannschaft lief durcheinander.

Dann schrie der Schiffsjunge aus dem Aussichtsneest: »Ein Pottwal an Lee! Ein riesiger weißer Pottwal!«

Alle rannten an die Leeseite der Hulk, die sich jetzt immer höher aus dem Wasser schälte.

»Wir kippen um! Das verdammte Vieh versenkt uns!«

Die Männer krabbelten herum, sie mussten sich irgendwo festhalten, um nicht herunterzurutschen.

Und jetzt sahen sie es. Genau unter das Schiff hatte sich ein Pottwal gelegt. Sein gewaltiger weißer Rücken war größer als das Schiff. Auf dem Körper saßen Seepocken, Krebse und Schiffshalter. Tückische rote Augen blickten die Männer an

Deck an. Und jetzt spie er aus dem Nasenloch seinen heißen Atem, der den Wasserdampf in einer Fontäne emporwirbelte.

»Eine Harpune! Holt eine verdammte Harpune!«, schrie der Steuermann. »Und holt den Kapitän! Wo steckt er denn?«

Die Hulk machte immer noch schnelle Fahrt. Das Kielwasser schäumte weiß auf und rauschte hinter dem Schiffskörper her. Und noch gewaltiger als der Zusammenstoß schien den Männern jetzt der Schlag der Walflosse. Sie hob sich empor, höher, als die Segel der Hulk waren, und peitschte dann die See mit einem Schlag, der das Schiff tanzen ließ. Der Vorgang wiederholte sich noch zweimal. Und jedes Mal dachten die Männer, ihr letztes Stündlein habe geschlagen.

Die Christen unter ihnen bekreuzigten sich. Uthman legte seine Handfläche an die Stirn, Joshua die seine auf das Herz. Beide murmelten ein Gebet.

Dann senkte sich das Schiff wieder und fiel auf die Wasseroberfläche zurück. Der Wal war so unversehens verschwunden, wie er aufgetaucht war.

Die Männer an Deck atmeten auf. Die meisten fluchten vor sich hin. Jeder nahm seine Position ein und suchte sich seine Aufgabe.

Das Schiff lief wieder in ruhiger Fahrt. Aber die Matrosen trauten dem Frieden nicht. Sie wussten, das Seeungeheuer konnte jeden Moment wieder auftauchen. Und wenn der Pottwal wirklich zum Angriff überging, waren sie ohne Überlebenschance.

»Ob es der gleiche Wal ist, den wir schon im Baltischen Meer gesehen haben?«, fragte Joshua, nur, um etwas zu sagen.

»Unsinn«, erwiderte Uthman so schnell, als solle seine Antwort sein Unbehagen vertreiben. »Dort war es ein Grauwal, dies ist ein Pottwal. Und er ist weiß. Außerdem – wie soll der Wal über Dänemark in die Nordsee gekommen sein? Über Land? Auf einem Karren?«

»Ja, ja, schon gut!« Joshua schwieg beleidigt.

Henri sagte: »Nach den Schauergeschichten, die wir vor der slawischen Küste über Wale hörten, hätte ich wirklich nicht geglaubt, noch einmal einem zu begegnen. Sie scheinen inzwischen überall vor unseren Küsten zu sein. Früher begegnete man ihnen nur nördlich von Schottland.«

»Hoffentlich kommen keine Haie.«

Die Nacht sank tief herab. Doch die Mannschaft blieb wach. Niemand konnte schlafen. Die Wachen gingen unruhig umher, und ihr Ausrufen der vollen Stunde, nachdem der Schiffsjunge an Deck die Sanduhren umgedreht hatte, klang unheilvoller, als es gemeint war. Waren dies ihre letzten Stunden?

Niemand wagte, etwas zu sagen. Sie lauschten. Sie wollten einen erneuten Angriff des weißen Pottwals rechtzeitig erkennen.

So mancher fragte sich, warum das Ungeheuer gerade hier auftauchte. War es auf der Flucht vor den Nordmännern, den Walfängern mit ihren tödlichen Harpunen? Auch an Deck der Hulk stand jetzt ein Matrose, der eine Harpune in der Hand hielt, bereit, sie hinauszuschleudern. Aber sie hatte keinen Widerhaken und war an keinem Seil befestigt. Sie würde den Pottwal nur kitzeln.

Ein strahlender weißer Vollmond ging auf. Er beleuchtete die geheimnisvolle und dunkle See. Die Stimmung an Bord neigte dadurch noch mehr zur ahnungsvollen Düsternis. Man bereitete sich auf das Schlimmste vor. Viele der hart gesottenen Männer waren bereit, mit der bloßen Faust in den Rachen des Angreifers zu stoßen. Aber der Wal zeigte sich nicht. Er spielte mit ihnen.

Die Männer erinnerten sich plötzlich an die uralte Geschichten, die sie in ihrer Jugend gehört hatten. Von mörderischen Kämpfen mit weißen Fischungeheuern, von Seewesen, die Schiffe in der Nacht überfielen, von

unerwartetem Grauen in entlegenen Gewässern. Nun, dies war das Deutsche Meer. Aber auch hier war die See tausend Fuß tief, und was sich unten befand und vielleicht in diesem Moment beschloss, heraufzutauchen und sich über das Schiff herzumachen – das ängstigte die abergläubischen und ungebildeten Matrosen.

Auch Henri wusste, dass es Legenden von Walen immer gegeben hatte. Alle möglichen unheimlichen Andeutungen und Berichte von Seefahrern hatten mit der Zeit immer größere Ausmaße angenommen, schließlich schrieb man den weißen Pottwalen übernatürliche Kräfte zu. Waren sie nicht Rächer aller gejagten Kreaturen, die von Menschen erlegt worden waren? Ihr gewaltiger Schatten war gerade in letzter Zeit immer öfter aufgetaucht, als Verkörperung von etwas Beängstigendem, das man nicht begriff. Der Pottwal erschien allmählich als Schrecken aller Lebewesen der Tiefe, als Raubtier, das nach Menschenblut lechzte. Flüchteten bei seinem Auftauchen nicht alle anderen Lebewesen, selbst die Haie?

Wie um von dieser unerfreulichen Stimmung abzulenken, begann Uthman, die Freunde ins Auge zu fassen. Er räusperte sich. Er wollte das Gespräch weiterführen.

Auch Henri und Joshua waren dazu bereit. Zu reden war besser, als sich seinen unheilvollen Gedanken zu überlassen.

»Niemals«, fuhr Uthman fort, »so oft ich auch darüber nachdenke, wird mir verständlich, warum der Tempelorden sich der Zerschlagung nicht widersetzte. Warum habt ihr euch widerstandslos zur Schlachtbank führen lassen?«

Henri riss sich aus seiner Angespanntheit los und erwiderte: »Du kannst mir glauben, auch ich habe seit den ersten massiven Verhaftungen im Jahr des Herrn 1307 unaufhörlich über diese Frage nachgegrübelt. Ich habe im Jahr 1312 nach einer Antwort gesucht, als wir verboten wurden. Ich habe 1314

nachgedacht, als unsere letzten Ordensmeister öffentlich verbrannt wurden. Die Antwort ist: Wir sind an unseren eigenen Vorzügen gescheitert.«

Verblüfft fragte Uthman: »Wie meinst du das?«

»Unser Eid auf den Papst hat verhindert, dass wir uns wehrten. Unsere militärische Disziplin verhinderte, dass wir einen Aufstand gegen unsere Herren anzettelten. Wir wollten die Treuepflichten nicht aufgeben und sind an unseren Tugenden zugrunde gegangen.«

»Aber es muss doch andere Gründe geben«, zweifelte Uthman.

»Wir waren eben nur eine Spielfigur, eine Art Sündenbock. Wir gerieten in das Machtspiel der geistlichen Macht und der weltlichen Mächte. Zwischen Papst und König wurden wir zerrieben.«

»Ihr hättet die Zeichen der Zeit früher erkennen müssen.«

»Das ist wahr«, sagte Henri. »Aber ich habe damals in London diese Zeichen eben auch nicht richtig gedeutet. Ich wollte sie einfach nicht sehen. Als Akkon 1291 fiel, verloren wir unsere Aufgabe. Natürlich kämpften einige Orden und vor allem vereinzelt Ritter auch danach noch weiter, in Akkon, Safed, Ruad – noch am Anfang dieses Jahrhunderts. Aber insgesamt haben wir es versäumt, uns wie der Deutschorden ein neues Betätigungsfeld zu schaffen. Oder wie der Johanniterorden – diese Brüder schufen sich schon 1306 auf Rhodos ein neues Reich. Wir blieben in Frankreich und warteten ab. Wir wollten zeigen, dass wir keinen Zweifel gegen unsere Herren hegten. So konnten wir einfach ausgetrichen werden, als Papst und König es für sinnvoll hielten.«

»Spätestens im Jahr 1306 wurde doch in Frankreich klar, dass es mehr als Gerüchte darüber gab, dass man den Tempel auslöschen wollte. Dieser Brief tauchte auf.«

Henri blickte Uthman an. »Du meinst den berüchtigten Brief des Priors von Montfaucon, Esquieu de Floyran, den er an König Jakob von Aragon schrieb?«

»Denselben. Darin schrieb er doch ungefähr: Damit dem König klar wird, dass ich der Mann bin, der dem König von Frankreich die erschreckenden Tatsachen den Tempelorden betreffend enthüllt hat – oder ähnlich. Darin ging es doch nicht mehr um die üblichen Vorwürfe wie Arroganz der Tempelherren, Geiz, Geldgier usw. Nein, in diesem Brief war von Ketzerei, Götzenkult, Sodomie die Rede. Von unglaublichen Anschuldigungen. Da hättet ihr doch wissen müssen, dass es ernst wird.«

Henri sagte: »Uthman, wir haben es aber nicht so gesehen. Es war damals unvorstellbar, dass man uns solcher Dinge wirklich öffentlich bezichtigen wollte. Dass man unsere Verdienste einfach mit Füßen trat und nur noch ein Ziel verfolgte, nämlich uns zu verurteilen und zu töten. Unvorstellbar!«

»Im Rückblick siehst du das genauso?«

»Wir waren orientierungslos. Wir waren unfähig, den Feind zu erkennen und zu bekämpfen. Wir verstanden nicht den Grund der Anschuldigungen gegen uns. Wir waren unserer Führer beraubt, die in den Kerkern gefoltert wurden. Wir konnten ohne sie nichts entscheiden. Wir waren durch zwei Jahrhunderte Kampf an vorderster Front müde geworden. Die Ankläger kamen im ungünstigsten Moment. Alles das sind die Gründe unseres Scheiterns.«

In das Seufzen der Zuhörer hinein waren plötzlich wieder andere Geräusche zu vernehmen. Besorgnis erregende Geräusche.

»Was ist das?«, flüsterte Joshua.

Es war ein Schlürfen, ein Einsaugen, ein Ausspieen, ein Grunzen.

Der Wal greift wieder an, dachte Henri.

An der Bugseite zeigte er sich zuerst. Die kühnen Männer, die dort vorn standen, unter ihnen der zum Harpunier bestimmte Matrose, der langsam seine Waffe anhob, warteten auf sein Auftauchen. Man hörte einen Moment lang nichts mehr. Dann jedoch ertönte ein hoher Trompetenstoß, so durchdringend, dass sich mancher Matrose die Ohren zuhielt. Der Wal tauchte im weißen Mondlicht vor dem Schiff auf.

Henri und die Gefährten starrten auf dieses Schauspiel. Und der Wal starrte sie an.

Sie sahen seine schneeweiße, gefurchte Stirn und seinen hohen, pyramidenförmigen, weißen Höcker. Sein Leib trug Leichenfarbe, darauf Flecken und ein Muster wie Marmor. Henri musste an die östliche Seitenwand der Temple Church denken, die ein solches Muster trug. Im dunklen Meer zog dieses Tier die weiße Gischt hinter sich her, während am Himmel die Milchstraße aufging und der weiße Mond geheimnisvoll leuchtete.

Henri verlor in diesem Moment sein lähmendes Gefühl. Er begriff, welch einem erhabenen Schauspiel er beiwohnte. Und Henri betrachtete es ohne Furcht. Er erblickte darin etwas Urzeitliches. Ein Schauspiel, das der Mensch immer schon gesehen hatte, solange er auf der Erdscheibe weilte – den Kampf des Menschen gegen die Kreatur. *Macht euch die Erde Untertan, sprach der Herr, und das Tier widersetzte sich.*

Ist das Tier wirklich böse?, dachte Henri. Kann eine Kreatur überhaupt böse sein? Tut es nicht nur, was seine Natur ihm eingibt? Greift es uns wirklich an – oder will es nur Kontakt aufnehmen? Vielleicht ist es neugierig.

In Henris Gedanken hinein wendete der Wal erneut und kam auf die Hulk zu. Die Matrosen schrien auf. Der Harpunier holte aus und warf seine Waffe mit einem wilden Brüllen dem Tier mitten in den Schädel.

Henri sah jetzt den missgestalteten Unterkiefer des Fisches. War das ein Ausdruck seiner Bösartigkeit und Tücke? Durfte man Tiere nach solchen Maßstäben beurteilen, die man an Menschen anlegte?

Die Matrosen schrien durcheinander. Der Wal drehte sich, und man hörte jetzt einen klagenden, lang gezogenen Ton. Die Schiffsbesatzung starrte nach vorn. Der Wal verschwand in der Dunkelheit jenseits des Mondlichts.

Einige Männer unterhielten sich jetzt über die hinterlistigen Rückzüge solcher Wale. Oft genug sollten sie in Panik das Weite gesucht haben und mitten im Übermut der vermeintlichen Sieger zurückgekehrt sein, um die Schiffe in Trümmer zu schlagen.

Gräuelmärchen, dachte Henri. Seemannsgarn von Walfängern, die in langen Nächten hinausstarren auf eine See, die nicht mit ihnen spricht.

Aber viele Matrosen hatten schließlich ihr Leben gelassen. Sie hatten den Pottwal gejagt und waren von ihm gejagt worden. War das nicht ausgleichende Gerechtigkeit?

Henri hatte noch nie daran gedacht. Aber jetzt fiel ihm eine Erzählung ein, die er ausgerechnet in Akkon gehört hatte, in der langen, letzten Nacht der Festung, in der bangen Erwartung des Falls. Ein baskischer Ritter hatte sie erzählt.

Walfänger waren in ihren kleinen Ruderbooten angegriffen worden. Im Handumdrehen wirbelten Riemen, Planken und Bootsleute in den aufgewühlten Wassern herum. Der Kapitän hatte das Kappmesser auf dem Bug seines zertrümmerten Bootes gezogen und sich dem angreifenden Pottwal entgegengeworfen. Mit der fünf Zoll langen Klinge schlitze er die tief eingebettete Lebensader des Riesenfisches auf. Dann war der Pottwal zum Gegenangriff übergegangen. Er tauchte unter dem Kapitän hinweg, mit seinem sichelförmigen Unterkiefer schnappte er nach dem Bein des Waljägers und

mähte es wie einen Grashalm ab. Kein Sarazene im Heiligen Krieg hätte einen Angreifer listiger und gezielter außer Gefecht setzen können.

Henri dachte: Die Menschen brauchen solche Geschichten. Und sie brauchen solche Sündenböcke. Auf den weißen Buckel solcher Wale häufen wir den ganzen Groll und Hass unseres gesamten Menschengeschlechtes. Wir müssen Acht geben, dachte Henri, dass wir nicht hassende Herzen bekommen. Wir dürfen nicht an unseren Leidenschaften zerschellen. Der Wahnsinn von uns Menschen nimmt ja oft krankhafte Formen an. Wir verrennen uns in eine unsinnige Kraft unserer Triebe.

Und er dachte noch einmal: Dieses Tier – greift es uns wirklich an? Will es uns töten? Tut nicht nur der Mensch solche Dinge?

Henri de Roslin wusste nicht, was er glauben sollte.

Die Nacht blieb undeutlich und dunkel. Unheimliche Schrecken schienen über den Wassern zu liegen. Die Männer starrten stumm voraus, sie mussten bei Verstand bleiben.

Die drei Freunde standen dicht nebeneinander, aber sie sprachen nicht über den Wal. Jeder dachte nur über sein bedrohliches Auftauchen nach. War dies nicht ein böses Omen für ihre eigene, gefahrvolle Zukunft?

In der vom Mond durchschienenen Dunkelheit schien Henri vor allem die weiße Farbe des Wals verwirrend. Sie erinnerte ihn an den weißen Marmor im Langhaus der Temple Church, die er so lange nicht mehr gesehen hatte. Aber dort war Weiß die Farbe der Freude, des Edlen, des Anrührenden. Von diesem Wal konnte man das nicht behaupten. Henri wusste, dass manche Heidenvölker das winterliche Sonnenwendopfer mit der Schlachtung eines weißen Hundes feierten, denn sie betrachteten dieses fleckenlose und unschuldige Tier als den reinsten Boten.

Dieser Pottwal aber hatte sich das Weiß angemäßt. Damit wollte er täuschen. Er wollte in Sicherheit wiegen.

Weiß, dachte Henri. Das Weiß verfolgt uns genauso wie sein Gegenteil, das Schwarz.

Henri de Roslin ließ seine Gedanken laufen, er erinnerte sich mit Stolz des weißen Habits, das er so lange getragen hatte. Der schneeweiße Umhang mit dem roten Tatzenkreuz. Die Farbe der Unschuld und der Treue. Die Farbe des Ehrwürdigen und Erhabenen. Aber wenn diese Farbe, die Henri mit freundlichen Bildern verband, jetzt von etwas Unheimlichem verkörpert wurde, wenn ein böartig glotzendes Wesen der Meerestiefe es trug, dann verlor es seine Würde.

Es erschien ihm plötzlich Abscheu erregend. Weiß in dieser unheimlichen Gestalt war ekelhafter als das Rot des vergossenen Blutes.

Uthman sagte in seine Grübeleien hinein: »Ich freue mich auf Brest. Ich bin gespannt, ob Wynfrith wirklich sofort umkehrt und nach Jersey zurückgeht. In den letzten Stunden habe ich bemerkt, dass sie zu zögern scheint. Vielleicht fängt sie in Brest ein neues Leben an.«

»Es ist ihre Entscheidung«, sagte Joshua mit belegter Stimme. Er schien von der Stimmung an Deck sehr betroffen zu sein.

Der Kapitän blieb noch immer unter Deck. Der Steuermann gab die nötigen Anweisungen. Er ordnete südöstlichen Kurs an. Die Hulk näherte sich dem Zielhafen Brest. Nur noch diese Nacht und den nächsten Tag, dann erreichte man den Hafen.

Jetzt nahm der Wind spürbar zu. Die Hulk hob und senkte sich. Schon fegten Schaumwellen über die Reling. Der Wal blieb verschwunden. Die öde Leere der Dunkelheit wurde nun von fassbaren Naturgewalten belebt, es musste gehandelt werden, und das ängstliche Starren der Mannschaft voraus schien damit beendet zu sein.

Aber als ein Schwarm von nächtlichen Seeraben sich plötzlich auf die Stagen setzte und sich auch nicht vertreiben ließ, da argwöhnten die Matrosen neues Unheil.

Denn suchten die Vögel, die sich trotz aller Versuche nicht vertreiben ließen, nicht Schutz vor einer unbekanntem Gefahr?

An Deck und in der Takelage war alles festgezurr. Sollte ein Unwetter entstehen, wie es in dieser Gegend nicht selten war, dann zeigte man sich gerüstet. Wieder gab der Steuermann seine Anweisungen.

Ein anderes Zeichen bereitete den Kundigen an Bord Sorge. Schwärme harmloser kleiner Fische, die schon seit langem das Kielwasser der Hulk begleitet hatten, schossen plötzlich fort und verschwanden in der Dunkelheit. Sie suchten sich einen neuen Begleiter. Was war dort draußen?

Wieder liefen alle am Bug zusammen und starrten hinaus. Der Mond gab die Geheimnisse der See nicht preis.

Dann kam der erneute Aufprall.

Am Bug stand der Harpunier, nur seine Knie hielten ihn an der Reling im Gleichgewicht. Er sah das Auftauchen des Pottwals und schleuderte sofort seine zweite Waffe auf den Feind. Wieder traf sie den Wal, diesmal hinter der Stirn. Der Harpunier schrie triumphierend auf. Aber im selben Moment verlor er das Gleichgewicht. Das Beben des Schiffes riss ihn über Bord. Sein Schreien verlor sich in der Tiefe.

Der Wal hatte das Schiff frontal gerammt. Der Zusammenprall bremste das Schiff bis zum Stillstand ab. Die Hulk drehte sich auf der Stelle. Dann schoss das Schiff, vom Sog einer stark einsetzenden Strömung mitgerissen, wieder nach vorn. Sprühende weiße Gischt schickte ihre Flocken auf Deck.

Der Wal pflügte vor ihnen her. Beim Rollen der Dünung leuchtete sein weißer Buckel im Mondlicht. Sein Atemstrahl stand senkrecht in der Luft. Aus seinem Kopf ragten die

Stümpfe der Handharpunen. Mal verschwand er in den Wogen, dann war er wieder da. Er zog ein Kielwasser hinter sich her, das in hellen, schäumenden Blasen aufstieg und zerstob. Er war verletzt, Blut trat aus dem weißen Körper. Aber wieder spielte er sein Spiel.

Und Henri erhielt eine neue Antwort auf seine Fragen. Bei aller Angriffslust des Wals sah er jetzt in seinem ruhigen Dahingleiten etwas wie Gelassenheit, etwas wie Milde, etwas wie Freude an der Bewegung, die der Schöpfer des Himmels und der Meere ihm geschenkt hatte.

Das ist es, was uns Menschen fehlt, dachte Henri. Wir achten die Natur nicht – auch nicht unsere eigene. Wir leben in ihr wie Berserker. Wir schlagen auf sie ein, wir verstehen sie nicht. Deshalb verstehen wir uns selbst nicht und erklären uns gegenseitig zu Feinden.

Jetzt endlich tauchte auch der Kapitän an Deck auf. Sein Gesicht war verquollen. Offenbar hatte er über Gebühr dem Rum zugesprochen. Er warf den Kopf zurück und sog die Nachtluft ein, als könnte er dadurch die Position des Schiffes bestimmen. Er sah nach der Windfahne am Mast, gestikulierte und gab Anweisungen. Aber man hörte ihn nicht. Der Sturm nahm jetzt brüllend zu.

Der Pottwal schwamm noch immer voraus. Mal erhob sich sein Schädel aus den Wellen, mal sein gekrümmter Rücken und sein marmorner Rumpf. Dann hob sich seine Schwanzflosse drohend empor und peitschte die See. Und schließlich, als der Sturm immer stärker wurde, tauchte der Wal unter.

Er verschwand.

Er überließ die Hulk und ihre Besatzung sich selbst. Und ihrer Unwissenheit.

Der Sturm hielt bis zum Morgengrauen an. Die Matrosen hatten alle Hände voll zu tun, im Abtakeln die richtigen Griffe

zu setzen. Sie leisteten Schwerstarbeit. Aber dafür wurden sie bei aufgehender Sonne belohnt.

Die See lag nun ruhig und wie eine glatte, grünblaue Wiese vor ihnen, und die Sonne versenkte ihren Schatz darin. Der Schatz bestand aus nichts als purem Leben. Nach der Nacht mit dem Pottwal verspürte Henri dies als wahres Geschenk.

So glitt die Hulk ruhig dahin.

Sie passierten die Riffe von Le Conquet, erblickten weit draußen im offenen Meer die Küsten der Inseln von Molene. Dahinter türmte sich die Insel Quessant auf – die Insel des Schreckens, ein vom Meer umtostes Plateau aus Schiefer und Granit, vor dem schon viele Schiffe gekentert waren. Sie umrundeten das nach Süden abfallende Festland der Bretagne, änderten dann den Kurs und steuerten nach Osten. Jetzt wich der Kapitän nicht mehr von der Brücke.

Bald kam der Felsen des Pointe des Espagnols in Sicht.

Und dann erkannten sie schon die Aufbauten der Stadt Brest.

Die Hafenstadt erwies sich als freundlicher Ort. Sie lag eingeklemmt zwischen der See und dem Fluss Penfeld und hatte reiche Arsenalen. Kaufherren gaben den Ton an.

Die Gefährten gingen an Land und waren froh, wieder festen, sicheren Boden unter den Füßen zu spüren. Dieser Boden schwankte nicht.

Sie suchten sich als Erstes ein Quartier und fanden es gleich zwischen dem Hafen und dem trapezförmigen Schloss des Herzogs der Bretagne in einer Schiffergasse, die Rue Traverse hieß. Die Freunde hatten das Gefühl, eine sehr lange Reise gemacht zu haben und jetzt wieder in ruhigen Fahrwassern angelangt zu sein.

Aber war das nicht wieder eine Täuschung? Trog nicht dieses Gefühl, weil es sich nach all den Gefahren der zurückliegenden

Zeit ganz unversehens einstellte? Würden sie die wirklichen Bedrohungen, die vielleicht auf sie lauerten, rechtzeitig erkennen können?

Als sie in die Stadt eintauchten, schritt Joshua betont munter voraus. »Bleiben wir hier in Brest«, sagte er, »bis Henris Knappe Sean eintrifft. Er wird sich hoffentlich inzwischen seine jungen Hörner abgestoßen haben. Vielleicht hat er seinen Liebeskummer vergessen – wie ich übrigens völlig vergessen habe, wie es sich in einem weichen Bett schläft.«

»Weiche Betten und böse Wanzen, das ist die Wahrheit in diesen Hafenstädten wie Brest«, sagte Uthman. »Ich habe es hundertmal erlebt. Mach dir also keine allzu große Hoffnung auf guten Schlaf.«

»Gut schlafen tut nur derjenige«, erklärte Joshua, »der ein reines Gewissen hat. Das ist von Ungeziefer unabhängig – «

Uthman lachte. »Dann werden wir drei hervorragend schlafen.«

Und Henri fügte hinzu: »Diesen Beweis müssen wir heute Nacht erst noch antreten. Aber jetzt lasst uns eine Mahlzeit einnehmen. Es ist Freitag, und ich denke, ein frisch gebratenes Stück vom Walfisch wird uns gut tun.«

Er musste die Beine in die Hand nehmen, denn Joshua ben Shimon und Uthman ibn Umar jagten ihn mit wilden Schreien durch die schmalen Gassen, und vom runden Turm des herzoglichen Donjons flog erschreckt eine Schar Seeraben auf.

## *Historische Nachbemerkung:*

### *Alltagsleben im Mittelalter*

Das Zusammenleben der Menschen war im Mittelalter geprägt durch die ständische Gesellschaft. Es war ein strenges System, in dem die Herkunft des Einzelnen seine gesellschaftliche Stellung bestimmte. Aus diesem System auszubrechen konnte lebensbedrohlich sein; wer aufgrund seiner Herkunft, seines Glaubens oder seines Berufes nicht dazugehörte, hatte einen schweren Stand. An Uthman und Joshua zeigen sich immer wieder die Probleme solcher Menschen. Sie gehören nicht zum mittelalterlichen Ständesystem, da sie keine Christen sind. Der rechte Glaube war über das gesamte Mittelalter hin das entscheidende Kriterium für gesellschaftliche Anerkennung. Wer von diesem Glauben abwich, wer nicht den Lehren der Kirche – und das war zu dieser Zeit in Europa allein die Katholische Kirche – folgte, war ein Ketzer. Das hatten die Katharer Südfrankreichs im 13. Jahrhundert erfahren müssen. Ihr dualistischer Glaube, der nahezu alle Lehren der Katholischen Kirche verneinte, wurde in einem Kreuzzug niedergekämpft, dessen End- und Höhepunkt die Verbrennung von 120 Katharern zu Füßen ihrer letzten Festung Montsegur war. Ausgestoßen aus der Gesellschaft hatte man mit den erfundenen Anklagen der Ketzerei und Häresie auch die Templer, von denen etwa 100 als rückfällige Ketzer verbrannt wurden, weil sie ihre unter der Folter erpressten Geständnisse zurückgenommen hatten. Ebenso standen Juden und Muslime außerhalb der mittelalterlichen Gesellschaft. Dabei war die Stellung der Juden noch durch verschiedene gesetzliche

Bestimmungen gesichert, sie waren – gegen hohe Zahlungen – unter dem Schutz der jeweiligen Landesherren. Allein im christlich beherrschten Heiligen Land konnten dagegen die Muslime ihren Glauben mit der Duldung der Christen ausüben, in Europa hätten sie es offen nie wagen dürfen. Ebenso außerhalb der Gesellschaft standen Personen mit »unehrlichen« Berufen – Henker, Abdecker, Prostituierte, Gaukler. Das bedeutete allerdings nicht, dass diese Berufe nicht weit verbreitet waren oder die ausübenden Personen nicht in gewisser Weise unter dem Schutz auch der Obrigkeiten standen.

Drei Stände sind es vor allem, die im Verständnis der Nachwelt die mittelalterliche Gesellschaft ausmachten und prägten. Es sind die *rustici*, die Bauern, die *clerici*, die Geistlichen, und die *milites*, die Ritter. Diese drei Gruppen sind in sich nicht statisch das gesamte Mittelalter über vorhanden, sie entstehen aus früheren Vorstufen, sie verändern sich im Laufe der Zeit auch hinsichtlich ihrer Zusammensetzung, Bedeutung und ihrer Abhängigkeiten untereinander.

## *Die Bauern*

Im Mittelalter lebten mindestens drei Viertel der Menschen als Bauern. Sie waren die Stütze der gesamten Gesellschaft, denn sie sicherten mit ihrer harten Arbeit die Versorgung aller mit Nahrungsmitteln. Im Laufe der Zeit änderte sich der Charakter der bäuerlichen Tätigkeit. Stand anfangs die Viehzucht im Vordergrund und war der Anbau von Getreide nur bis zur baldigen Erschöpfung der Böden üblich, was zu einer ständigen Aufgabe und Neugründung von Dörfern führte, so stand im Hohen Mittelalter der Getreideanbau in ständig besiedelten Siedlungen im Vordergrund. Dies machte einerseits die Einführung des Räderpfluges möglich, mit dem es möglich war, den Boden wesentlich tiefer umzubereiten und auch schwerere, ertragreichere Böden zu bearbeiten, andererseits erlaubte die allerdings nicht überall angewandte Dreifelderwirtschaft dem Boden, sich zu erholen, es war also eine Nutzung über größere Zeiträume möglich.

Nicht alle Bauern waren frei. Der allergrößte Teil war Grundherren Untertan. Dabei bestanden oftmals mehrfache Bindungen. So konnte ein Bauer ein Kloster als Grundherren haben, dazu gleichzeitig einen Adligen als Vogt, also Gerichtsherrn. Ebenso konnte ein anderer Adliger der Patron der Ortskirche sein. Die unter einem Grundherrschaft lebenden Bauern, die so genannten Hörigen, waren in ihrem Rechtsstatus eingeschränkt, aber nicht zu vergleichen mit den Sklaven der Antike. Allerdings war der grundherrliche Bauer in mehrfacher Hinsicht vom Grundherrschaft abhängig. Der Grundherr übernahm gegenüber seinem Hörigen staatliche Aufgaben. Er sorgte für den Frieden in der Grundherrschaft, fungierte als Richter und führte die Waffen zum Schutz gegen äußere Feinde. Eine Grundherrschaft kann als Immunität

verstanden werden, als ein Bezirk, in dem der herrschende König oder Herzog keine Gewalt ausübt, sondern diese vom Grundherrn wahrgenommen wird. Aus diesem Grund beansprucht er von der in diesem Bezirk ansässigen Bevölkerung Abgaben und Dienstleistungen, er ist Herr über Grund und Boden sowie die dort lebenden Menschen, er übt »Herrschaft über Land und Leute« aus.

Das Leben der einfachen Bauern spielte sich vor allem im Dorf ab. Als unfreie Untertanen ihres Grundherrn durften sie den Ort nicht verlassen. Sie waren zur Entrichtung von Abgaben verpflichtet, die je nach Zeit oder Wünschen des Grundherrn in Naturalien oder Geld bezahlt werden mussten. Hinzu kamen Verpflichtungen zur Arbeit für den Grundherrn. So mussten die Bauern zunächst auf den Feldern des Grundherrn die Ernte einholen, bevor sie an die Arbeit auf den eigenen Feldern gehen durften. Besonders eindrucksvoll schildert diese Verpflichtungen das im Jahr 820 angelegte Verzeichnis des Klosters Saint-Germain des Prés bei Paris. Darin ist alles aufgezeichnet, was unter anderem die Familie des im Dorf Nully lebenden Knechtes Abrahil zu tun hat: »Sie haben eine Hufe, bestehend aus Ackerland 15 Gewann, aus Wiese vier Joch. Sie machen Spanndienst nach Angers und im Monat Mai nach Paris. Sie erbringen für die Heeressteuer zwei Hammel, neun Hühner, 30 Eier, 100 Bretter und ebenso viele Schindeln, 12 Dauben, sechs Reifen, 12 Fackeln; und an Holz fahren sie zwei Karren nach Suré. Auf dem Herrenhof umzäunen sie vier Ruten mit Latten, auf der Wiese vier Ruten mit Hecke, zur Ernte aber nach Bedarf. Sie pflügen zur Winterbestellung acht Ruten, zur Frühjahrsbestellung 26 Ruten. Neben dem normalen und außerordentlichen Felddienst fahren sie Mist aufs Herrenfeld. Jeder erbringt vier Pfennig Kopfzins« [n. Borst, 1995, S. 347]. Dieses harte Arbeitsleben war von den Jahreszeiten bestimmt, die auf natürliche Weise

den Rhythmus von Aussaat und Ernte festlegten. Die völlige Abhängigkeit von der Witterung war immer eine Bedrohung, hinzu kam die Angst vor Viehseuchen oder Kriegsverheerungen. Dem Bauern blieb kaum die Hälfte seines Ertrages zum Eigenverbrauch.

## *Die Geistlichen*

Bestimmend für das geistige Leben im Europa des Mittelalters war die christliche Religion. Die Lehren der Katholischen Kirche lieferten den Menschen die Grundlagen von Ethik und Moral, gaben vor, was gut und was böse war. Noch war allerdings nicht in allen Gebieten Europas das Christentum verbreitet. Karl der Große (Ks. 800-814) ließ die Sachsen bekehren, aber erst seit dem 11. Jahrhundert wurde das Christentum auch im späteren Brandenburg und weiter östlich verbreitet. Heidnische Stämme existierten noch im 13. Jahrhundert in den Gebieten des späteren Preußen.

Die Klöster und damit die Mönche hatten eine dreifache Aufgabe hinsichtlich ihrer in der Welt lebenden Mitmenschen: Die wichtigste Tätigkeit, der sich die Mönche widmeten, war das Gebet. Ihr Tagesablauf war nach den Chorgebeten eingeteilt, die in der Klosterkirche abgehalten wurden. Jeder Mönch war dazu verpflichtet, an diesen teilzunehmen, ja in seinem Tagesablauf musste er auch immer noch Zeit für das stille Gebet lassen. Selbst die Tempelritter hatten den Vorschriften ihrer Regel zufolge eine festgelegte Anzahl von Gebeten zu sprechen – es sei denn, sie mussten kämpfen. Der Tag der Mönche begann mit dem Laudes bei Tagesanbruch, es folgten die Prim, die Terz, die Sext, die Non, die Vesper, und mit der Komplet schloss der Tag. Durch ihr ständiges Chorgebet und andere gottesdienstliche Verrichtungen, so zum Beispiel das Lesen von Totenmessen, sorgten die Mönche für das Seelenheil aller. Viele Fürsten, die eine moralische Schuld abzutragen hatten, taten dies durch Stiftungen an Klöster, die in materiellen Gütern, also Landschenkungen oder aber Kirchengeschickungen, bestehen konnten, wofür im Gegenzug entsprechend Messen zur Versöhnung des Spendenden mit

Gott gelesen wurden. Auch der Templerorden und die anderen Ritterorden profitierten davon.

Eine weitere wichtige Funktion übernahmen die Klöster als frühere Einrichtung der Sozialfürsorge. In einer Zeit, in der keine staatlichen Institutionen existierten, die im Fall von Krankheit, Obdachlosigkeit und Hunger den Betroffenen helfen konnten, nahmen sich die Klöster der Hilfesuchenden an. In der Folge dieses Auftrags entstanden Spitäler, in denen zunächst durchziehende Reisende und Pilger Obdach fanden, aus denen sich mit der Zeit auch regelrechte Krankenhäuser und Altenheime entwickelten. Eine soziale Absicherung für Alter und Krankheit kannte man in der Form, dass dem Kloster Schenkungen gemacht wurden, wofür im Gegenzug der Schenkende im Alter dort seine Unterkunft und Betreuung finden konnte. Solche Institutionen wurden in späterer Zeit auch in immer stärkerem Maße von einzelnen Privatpersonen oder Gruppen gegründet, die sich um ihres Seelenheils willen den Aufgaben der Armen- und Krankenpflege zuwandten. So entstanden bedeutende Spitäler insbesondere in den größeren Städten, etwa in Lübeck oder Augsburg. Auch die großen Orden – der Deutsche Orden und die Franziskaner – unterhielten Spitäler.

Während des Mittelalters blieb die Bildung weitgehend an die Kirche gebunden. Zunächst waren vor allem die Klöster die Stätten, an denen das überkommene Wissen der Antike bewahrt und bevorzugt an den Ordensnachwuchs weitergegeben wurde. In den Städten gab es auch Dom- oder Stiftsschulen, die den weltlichen Schülern offen standen. Die Schriftlichkeit beschränkte sich lange Zeit weitgehend auf die Angehörigen der Orden, es gab Priester auf dem Land, die nicht lesen und schreiben konnten und nur notdürftig die mindesten Aufgaben des Gottesdienstes erfüllten. Auch der Adel und die übrige Bevölkerung waren weitgehend

Analphabeten. Noch als Kaiser bemühte sich Karl der Große schreiben zu lernen, doch selbst das Schreiben des eigenen Namens bereitete dem schwertgewohnten Kriegsmann Mühe. An seinem Hof aber lebten gelehrte Kirchenleute, die den Schriftverkehr im Reich aufrechterhielten, Urkunden ausstellten und die Entwicklung einer im Reichsgebiet einheitlichen Schreibschrift, der karolingischen Minuskel, vorantrieben. Angegliedert an die Klöster waren Schulen, in denen Kinder unterrichtet wurden. Einerseits waren das die dem Kloster übergebenen Oblaten, die mit dem 15. Lebensjahr selbst Mönche wurden, oder aber auch Söhne der Adligen, die Lesen und Schreiben lernen sollten. In den Frauenklöstern wurden auch die Töchter des Adels unterrichtet. Unter den Rittern war die Wertschätzung dieser Art von Bildung nicht sehr hoch, sodass oft zwar die Frauen lesen und schreiben konnten, nicht aber ihre militärisch perfekt ausgebildeten Ehemänner. Zeugnis dieser weiblichen Bildung sind eigens für adelige Frauen angefertigte Handschriften – Bibeln, Gebetbücher, zudem noch die Unterhaltungslektüre der Zeit, Heldenepen und Minnelyrik.

Geistliche wirkten andererseits auch »in der Welt«. In erster Linie betreuten sie die Pfarrkirchen, sei es in Dorfgemeinden oder den großen Kirchen der Städte. In den Städten waren an den Kathedralen und Domen nicht einzelne Priester, sondern Priestergemeinschaften tätig, die oft nach einer gemeinsamen Regel – so als Augustiner-Chorherren – lebten. Die Bischöfe und Erzbischöfe sowie die Äbte und Äbtissinnen gehörten dem Hochadel an. Sie hatten zum Teil den Rang von Reichsfürsten mit den entsprechenden Rechten. Hinzu kam die häufige Verquickung von geistlicher und weltlicher Herrschaft. Der Kirchenfürst war dann nicht nur in kirchlichen Fragen Herr über seine Gemeinde, sondern auch Grundherr.

## *Das Lehnswesen und der Adel*

Wenn in einer modernen Darstellung der »Lehnspyramide«, angelehnt an eine bildliche Darstellung im »Sachsenspiegel«, die Bauern sozusagen als Fundament dieses Beziehungsgebildes vorgestellt werden, so entspricht dies nicht den Tatsachen. Denn die Bauern gehörten, ob frei oder unfrei, nicht zum Lehnssystem. Sie konnten keine Lehen nehmen, schon gar nicht Lehen vergeben. Das war das Vorrecht der Herren, des Adels und der hohen Geistlichkeit. Die Bauern gehörten sozusagen zum Lehen dazu, sie waren es, die die Erträge erwirtschafteten, von denen die Herren ihre Kosten und ihren Lebensunterhalt bestritten.

Der Herr war »Grundherr«, was nicht allein den Besitz eines bestimmten Teils an Boden bedeutete, sondern auch Rechte über die Bevölkerung des beherrschten Gebietes umfasste. So übte der Grundherr die Rechtsprechung über die in seinem Herrschaftsbereich lebenden Menschen aus. Eine andere staatliche Institution gab es nicht. Der Kaiser (oder in Gebieten außerhalb des Heiligen Römischen Reiches der König, wie in Frankreich und England, oder der Papst) herrschte nur indirekt. Er vergab die Lehen an die großen Fürsten seiner Umgebung, die somit Grundherren über weite Gebiete wurden. Diese wiederum konnten selbst weitere Lehen, so genannte Afterlehen, vergeben, also die ihnen anvertraute Herrschaft weiter unterteilen. Das Lehen wurde ursprünglich nur zum Nießbrauch des Lehensmanns vergeben, was bedeutete, er sollte dadurch in die Lage versetzt werden, die dem Lehnsherrn zustehenden Dienste zu leisten.

Bei der Übergabe eines Lehens legte der Vasall seine gefalteten Hände in die des Lehnsherrn und leistete anschließend einen Treueid. Auf dieses »homagium« hin setzte

der Lehnsherr seinen Vasallen mittels eines Symbols – so durch Übergabe einer Fahne – in sein Lehen ein. Als Kaiser Friedrich II. auf dem Hoftag zu Braunschweig am 21. August 1235 Otto von Lüneburg mit dem neu geschaffenen Herzogtum Braunschweig belehnte, wurde dieser Vorgang in einer Urkunde festgehalten: »Als Otto dann noch auf diesem allgemeinen Hoftag mit gefalteten Händen in Unsere Hände über dem heiligen Reichskreuz, das dort gehalten wurde, einen Treueid leistete, haben Wir – im Hinblick darauf, mit welcher reiner Treue, ungeheuchelter und geneigter Ergebenheit er sich ganz Unserem Befehl und Befund anvertraute... es als angemessen und nützlich angesehen, auf seinen Stand und seine Mehrung mit kaiserlicher Großmut Bedacht zu nehmen. Darum haben Wir die Burg Lüneburg mit allen ihren Burgen, Leuten und Zubehörstücken zusammengetan und daraus ein Herzogtum geschaffen, und kraft Unseres kaiserlichen Amtes haben Wir Unseren genannten Blutsverwandten Otto zum Herzog und Fürsten gemacht und ihm dieses Herzogtum als Lehen des Reiches verliehen...« [n. Spieß, 2002, S. 96-97]. In vereinzelt Fällen wurden Mannschaft und Treueid noch durch den Lehnskuss ergänzt und bekräftigt. Die Vergabe von Lehen war allerdings auf bestimmte Personenkreise beschränkt. Lehnsunfähig waren Frauen, Geistliche, Bauern, Bürger und alle Nichtritterbürtige. Doch auch hier gab es Ausnahmen. So besaßen Bischöfe, Reichsäbte und Reichsäbtissinnen, da sie Angehörige des Fürstenstandes waren, die aktive und passive Lehnsfähigkeit, konnten somit Lehen annehmen und vergeben. Die übrigen Geistlichen und die Frauen benötigten einen Lehnsträger, der an ihrer Statt die Lehnsdienste leistete. Auch Bürger konnten im Spätmittelalter belehnt werden.

Starb der Lehnsherr, so mussten alle Vasallen ihr Lehen erneuern lassen. Nach dem Tod des Lehnsmanne fiel das

Lehen an den Herrn zurück, was man als »Heimfall« bezeichnet. Wollte der selbst lehnsfähige Sohn des verstorbenen Lehnsmannes weiter über das an seinen Vater vergebene Gut verfügen, so musste er erneut um die Vergabe des Lehens bitten. Doch mit der Zeit setzte sich die Erblichkeit der Lehen durch, die Erben mussten nicht erneut um die Lehensvergabe bitten, es verblieb im Besitz der Familie des Lehensmannes.

Mit dieser Entwicklung verbunden war die Einschränkung der Macht des Königs. Die Könige vergaben ihr Gut als Lehen, diese wurden erblich, und der Besitz des Königshauses nahm ab. So wurde es schwierig, die nunmehr selbständigen Territorialherren noch zur Leistung der mit den vergebenen Lehen an sich verbundenen Dienste zu zwingen. Innerhalb des Deutschen Reiches zeigt sich somit die Tendenz zur Bildung zahlreicher kleiner Territorialherrschaften, die im Kampf mit der königlichen und kaiserlichen Zentralgewalt lagen.

Um das Jahr 1230 wurde im »Sachsenspiegel« die »Heerschildordnung« aufgezeichnet, nach der der Adel gegliedert war. An der Spitze stand hierbei der König. Direkt unter ihm standen die geistlichen Fürsten, die Reichsbischöfe und Reichsäbte. Ihnen folgten im Rang die weltlichen Fürsten. Beide Rangstufen hatten gemein, dass sie ausschließlich Vasallen des Königs sein durften. Als vierter Heerschild folgten die Grafen und freien Herren, die zum Großteil Vasallen der Reichsfürsten waren. Noch drei weitere Heerschilder wurden unterschieden: die Ministerialen, die Mittelfreien und die Ritter. So setzte sich die straffe Gliederung der Gesellschaft fort, von den niedrigsten Rängen bis hinauf zum Landesherrscher.

## *Die Ritter*

Die Figur des Mittelalters, von der die größte Faszination ausgeht, ist zweifellos der Ritter. Diese schwer gepanzerten Reiter in ihren Rüstungen, den Tugenden verpflichtet, Helfer der Witwen und Waisen, sind noch heute Heldengestalten. Die Entstehung des Rittertums geht auf das 9. Jahrhundert zurück, als Karl der Große seine Reiterei dadurch aufstockte, dass er seinen berittenen Kriegern Land zu Lehen gab. Diese Art der Versorgung der für den Kriegsdienst bereiten, schwer bewaffneten Reiter wurde auch in den folgenden Jahrhunderten beibehalten. Im Verlauf des 11. und 12. Jahrhunderts bildete sich schließlich eine Dreiteilung der adeligen Gesellschaft heraus, bei der die Ritterschaft den niederen Adel bildete, über den sich die »edelfreien« Grafen und Herren abhoben, über denen selbst nur noch die Fürsten standen.

In der mittelalterlichen Kriegsführung kam den Rittern die zentrale Aufgabe zu. Der Kampf wurde nicht mehr, wie zu Zeiten des Römischen Reiches, von Infanteristen ausgetragen, sondern von Reitern. Dies setzte aber den Besitz von Pferden voraus, und Pferde waren kostspielig. Die mittelalterlichen Reiche kannten keine stehenden Heere mit Berufssoldaten mehr, das Heeresaufgebot musste von den Vasallen aufgebracht werden. Wer als Ritter mitkämpfen sollte, musste wegen der hohen Kosten mit einem Lehen ausgestattet werden, damit er den Unterhalt für sich, seine Pferde und seine Knappen und Knechte bestreiten konnte. Der Ritter war also im Regelfall ein Adliger und Lehnsmann. Mit der Entgegennahme des Lehens verpflichtete er sich zur Heerfolge.

Der künftige Ritter erhielt, in Erwartung seiner lebensgefährlichen Aufgabe, von Jugend an eine sorgfältige

Ausbildung. Dazu sandten die Adligen ihre Söhne im Alter von 10 bis 17 Jahren oft an die Höfe ihrer Lehnsherren oder anderer bedeutender Adliger. Lesen und Schreiben spielten in der Welt der Ritter nie eine große Rolle, nur vereinzelt scheint es Ritter gegeben haben, die dessen mächtig waren. Aus diesen wenigen gingen aber solch große Dichter wie Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue und Gottfried von Straßburg hervor. Sie waren allerdings als Herren offensichtlich unbedeutend. Im Zentrum der Erziehung zum Ritter stand die Waffenausbildung. Der angehende Ritter lernte mit den beiden Hauptwaffen, dem Schwert und der Stoßlanze, umzugehen und zu reiten. Die Erziehung umfasste zudem die Rittertugenden.

Im Hohen Mittelalter bildete sich ab dem 11. Jahrhundert ein ganzer Katalog von Tugenden heraus, denen ein Ritter verpflichtet war. Es waren die Ehre, die Treue, der Schutz des Rechts, Milde gegenüber anderen und das Maßhalten. Hier kam es zu einer seltsamen »Rückkoppelung« zwischen der Literatur der Zeit und dem Leben der Ritter. Die Dichter besangen die Tugenden und das tugendhafte Verhalten der von ihnen beschriebenen idealen Ritter, wodurch sich die Ritter selbst angeregt fühlten, dieses Ideal zu erfüllen. Unter Ritterdienst verstand die Zeit den freien (freiwilligen) Dienst für einen Herrn, für die Kirche und die Christenheit oder den Frauendienst.

Die Erhebung in den Ritterstand war mit einer aufwändigen Zeremonie verbunden, die sich im Laufe der Jahrhunderte veränderte und ausgebaut wurde. Wenn auch große Ähnlichkeiten zwischen den hierbei üblichen Bräuchen in den einzelnen Ländern bestanden, so gab es doch auch eigenständige Entwicklungen. Dabei hatten die französischen Bräuche eine starke Vorbildfunktion und beeinflussten die Zeremonien im Königreich England und auch im Deutschen Reich. Dabei bewahrten die deutschen Bräuche der Aufnahme

in den Ritterstand gegenüber den französischen eine große Selbständigkeit. So wurden das in Frankreich übliche rituelle Bad und die Nachtwache in Deutschland nie übernommen. Und auch der Ritterschlag, der in Frankreich schon im 11. Jahrhundert belegt ist und sich bis zum 13. Jahrhundert zum eigentlichen Kern der gesamten Zeremonie entwickelte, beginnt in Deutschland erst im 14. Jahrhundert heimisch zu werden.

Nach einem englischen Traktat vom Beginn des 15. Jahrhunderts lief die Zeremonie der Ritterweihe folgendermaßen ab: »Der Novize, der Ritter zu werden wünscht, wird bei seinem Eintreffen am Hofe vom Seneschall und Kämmerer höflich empfangen. Es werden ihm zwei erfahrene Knappen zugeteilt, die ihn in ihre Obhut nehmen. Trifft er vor der Mahlzeit ein, so soll er den König bei Tisch bedienen, und zwar soll er ihm das Wasser reichen (zum Händewaschen bei Beginn der Mahlzeit) und die erste Schüssel des ersten Ganges auftragen. Dann führen ihn die beiden Knappen in sein Zimmer und schicken nach dem Bader, der dem Novizen die Haare und den Bart schneidet und ihm ein Bad bereitet, das mit Teppichen und Tüchern gegen die Kälte der Nacht wohlgeschützt ist. Der König wird benachrichtigt, dass die Vorbereitungen so weit getroffen sind, und befiehlt seinem Kämmerer, die edelsten und weisesten Ritter in das Zimmer des Novizen zu führen. Mit Musik und Gesang setzt sich der Zug in Bewegung. Die beiden Knappen ziehen daraufhin ihren Schützling aus und setzen ihn in das Bad. Vor der Kammertür bricht die Musik ab; die abgeordneten Ritter treten ein, und nachdem sie sich eine Weile geziert haben, wobei einer dem anderen den Vortritt zuschieben will, treten sie der Reihe nach an das Bad heran und belehren den Novizen über den Sinn der Feierlichkeit und über die Pflichten des Ritters. Hierauf wird der Novize auf ein

einfaches weißes Bett gelegt; nach der Bettruhe wird er für die Nachtwache angekleidet; er trägt einen langen Rock mit angenähter Kapuze wie ein Eremit. Wieder formiert sich der Zug unter Vorantritt der Musik: Die weisen Ritter und alle Knappen des Hofes geben ihm das Geleite bis zur Tür der Kapelle, wo er nur mit den beiden Knappen eintritt, um die Nacht im Gebet zu verbringen. Bei Morgengrauen hören sie die Messe und kehren dann in das Zimmer zurück, wo der Novize nunmehr auf einem prächtigen Bette ruhen darf, das mit einem golddurchwirkten gefütterten Seidentuch bedeckt ist. Auf Befehl des Königs wird der Novize von seinen Rittern geweckt, die ihn dann beim Ankleiden bedienen: Der älteste reicht ihm das Hemd, der nächste zieht ihm den rotseidenen Leibrock an, zwei heben ihn aus dem Bett, und zwei andere ziehen ihm die schwarzen Strümpfe und Schuhe an usw. bis er vollständig angekleidet ist. Zu Pferde ziehen sie dann in den Saal des Königs, wobei ein Page das entblößte Schwert, über dessen Griff die Sporen gehängt sind, vorausträgt. An der Halle des Königs werden sie vom Marschall, der als Belohnung für seine Mühe das Pferd, auf dem der Novize geritten war, zu beanspruchen hat, empfangen. In der Halle findet dann die eigentliche Verleihung der Ritterwürde statt. Der König lässt sich das Schwert und die Sporen geben, heißt zwei der vornehmsten Ritter die Sporen an der Ferse des Novizen befestigen. Dann umgürtet ihn der König mit dem Schwert, und während er seine Arme hoch über dem Kopfe hält, umfasst der König seinen Hals mit beiden Händen, gibt ihm mit der rechten Hand einen Schlag auf den Nacken und spricht: Sei ein guter Ritter. Es folgt ein abermaliger Gang in die Kirche, wo der junge Ritter die Hand auf den Altar legend schwört, die Kirche schützen zu wollen, und sein Schwert darreicht, das der Priester segnet. Die Feierlichkeit wird beschlossen mit der festlichen Mahlzeit, bei der der junge

Ritter an der Tafel der Ritter sitzt, jedoch weder essen noch trinken noch sich bewegen noch um sich blicken darf. Schließlich verabschiedet sich der junge Ritter vom Könige und der Hofgesellschaft« [Sandberger, in: Borst (Hg.), 1976, S. 87-88]. In dem Gedicht »L'ordène de la Chevalrie« aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts wird die symbolische Bedeutung der einzelnen Handlungen erklärt: »Das Bad bedeutet die Reinigung von der Sünde; das Bett versinnbildlicht das Ruhebett, das sich der wackere Ritter durch seine Tapferkeit im Paradies verdient, während die rote Robe an die Pflicht, für die Kirche das Blut zu vergießen, die schwarzen Strümpfe aber an den Tod erinnern sollen; der weiße Gürtel bedeutet die Reinheit des Leibes. Das Schwert ist zweischneidig; die eine Schneide soll die Armen gegen Unterdrückung durch die Reichen schützen, die andere die Schwachen gegen die Starken. Der Schlag auf den Nacken allein hat eine nichtreligiöse Bedeutung: Er soll an den erinnern, der den Knappen zum Ritter gemacht hat« [Sandberger, 1976, S. 89]. Bei diesen Erklärungen, die stark den kirchlich-religiösen Charakter der Ritterweihe betonen, fehlt die Nachtwache in der Kapelle – sie war offensichtlich zur Zeit der Abfassung dieses Gedichts noch nicht üblich. Die Weihe des Schwertes vor oder nach der Umgürtung ist dagegen schon in Texten belegt, die aus der zweiten Hälfte des 10. und dem 11. Jahrhundert stammen. Dieser Brauch war von so großer Bedeutung, dass Johann von Salisbury in seinem im Jahr 1159 verfassten »Polycraticus« darüber klagt, der Brauch, nach der Schwertumgürtung zur Schwertweihe die Kirche zu besuchen, sei im Schwinden. Die Nachtwache in der Kirche ist für England erstmals für das Jahr 1306 belegt. In diesem Jahr machte König Eduard I. neben seinem Sohn an die 300 junge Männer zu Rittern. Da der Platz für ihre Unterbringung nicht ausreichte, wurden im »neuen Tempel« Obstbäume gefällt und

Mauern niedergerissen, um Platz für die Aufstellung von Zelten zu schaffen. Dann verbrachte ein Großteil der Novizen die Nacht vor dem Ritterschlag in der Templerkirche, wo sie beteten und anschließend die Messe hörten. Am nächsten Tag wurde zunächst Kronprinz Eduard zum Ritter gemacht, der dann an den anderen Novizen – wegen des gewaltigen Andrangs auf dem Hochaltar von Westminster Abbey stehend – die Schwertumgürtung vornahm [Sandberger, in: Borst (Hg.), 1976, S. 92]. Das Recht, einen Knappen zum Ritter zu machen, stand nicht allein dem König zu. Wurden Ritterweihen auf Kriegszügen – insbesondere vor der Schlacht – vorgenommen, vollzog oft der oberste Heerführer die Weihe. Allerdings war grundsätzlich jeder Ritter berechtigt, einen Knappen in den Ritterstand zu erheben. In Ausnahmefällen konnten selbst Männer bürgerlicher Herkunft Ritter werden. So erteilte König Eduard III. von England einem verdienten Bürger wegen seiner Verdienste und weil er »aus altem Blut entstammte« die Erlaubnis, sich zum Ritter machen zu lassen [Sandberger, in: Borst (Hg.), 1976, S. 102].

Die höchste Entwicklung fand das christliche Rittertum in den Ritterorden. Nach dem Ersten Kreuzzug war zunächst der Templerorden gegründet worden, der seine kirchliche Bestätigung 1128 erhielt. Diese Gründung wurde das Vorbild für den Johanniterorden, den Deutschen Orden, den leprakranken Rittern vorbehaltenen Lazarusorden und weitere, meist unbedeutend gebliebene Vereinigungen. In diesen Orden wurde das mönchische Ideal, die Verpflichtung zu Armut, Keuschheit und Gehorsam um einen vierten Punkt erweitert: den Kampf gegen die Heiden. Damit war der kriegerische Dienst kirchlich sanktioniert, ja zu einem heiligen Werk erklärt worden. Neben dem Kriegsdienst widmeten sich die meisten dieser Orden, insbesondere der Johanniterorden und der Deutsche Orden, auch karitativen Aufgaben, nicht nur zur

Versorgung der Pilger im Heiligen Land, sondern auch in Europa, wo zahlreiche Spitäler entstanden.

Das Leben der weltlichen Ritter bestand allerdings nicht allein aus Kriegführung und der Verwaltung ihrer Lehen. Aus den Waffenübungen entwickelten sich alsbald die Turniere, die seit dem 11. Jahrhundert bei allen sich bietenden festlichen Gelegenheiten abgehalten wurden. Nach genau festgelegten Regeln stürmten beim Tjost zwei Ritter mit ihren Lanzen gegeneinander an. Dabei unterschied man zwischen dem »Scharfen Tjost« mit scharfen Lanzen und dem »Leichten Gestech«, wobei zur Verminderung der Verletzungsgefahr stumpfe Lanzen, die leicht zerbrachen, oder Lanzen mit »Turnierkronlein« verwendet wurden. Turnierschranken, die längs der Bahn die beiden Kontrahenten voneinander trennten – auch dies zur Erhöhung der Sicherheit – gab es erst vom 15. Jahrhundert an. Die Gefahr bei diesen Schaukampfen war groß, denn stürmten die Pferde aufeinander zu, konnte die Lanzenspitze mit bis zu 96 km/h auf den Gegner treffen. Damit wurde die Lanze – ob scharf oder nicht – zu einer tödlichen Waffe. Im Anschluss an das Lanzenstechen gab es seit dem 13. Jahrhundert den Buhurt, einen Zweikampf mit Schwertern zu Fuß. Im 14. Jahrhundert entwickelte sich daraus eine eigene Turnierart, wobei zunächst Speere geworfen wurden und der Kampf dann mit Schwert, Axt oder Streitkolben fortgesetzt wurde. Besonders spektakulär war das Turnei, ein Scheingefecht zweier Mannschaften. Auch bei diesen Schaukampfen mit zahlreichen Gegnern kam es zu Verletzungen. Damit wurden die Turniere zu einem Problem, denn bei diesen Veranstaltungen Ritter durch Verletzungen oder gar Tod als einsatzfähige Kämpfer für den Krieg zu verlieren entsprach nicht den Vorstellungen der Fürsten. Und auch hier griff die Kirche ein, die Turniere als blutige Spektakel verdamnte. So durfte ein im Turnier ums Leben

gekommener Ritter nicht in geweihter Erde bestattet werden. Auf diese Weise sollte vor allem im späten Mittelalter eine Einschränkung der Turniere erreicht werden. Doch selbst Könige konnten nicht widerstehen, und so starb der französische König Heinrich II. am 10. Juli 1559 durch eine Lanzenspitze, die ihm bei einem Turnierunfall neun Tage zuvor durch ein Auge in den Kopf eingedrungen war.

Ritter zu sein bedeutete, große Verpflichtungen zu übernehmen. Dabei wurde insbesondere äußerste Freigebigkeit erwartet. Hinzu kamen die immensen Kosten für Waffen, Rüstung und die benötigten Pferde. Durch diese Umstände entstand eine eigenwillige Lage: Es gab ritterbürtige Knappen, die gleichberechtigt mit den Rittern ins Feld zogen, aber der Ritterweihe wegen der hohen Aufwendungen auswichen, nichtsdestotrotz aber von ihrer Gesinnung her von den Standesgenossen als »wahre Ritter« angesehen wurden, und es gab Ritter, bei denen bezweifelt wurde, dass sie wirklich von ritterlicher Gesinnung waren.

## *Das aufstrebende Bürgertum*

Neben die drei klassischen mittelalterlichen Stände trat im Lauf der Zeit ein immer stärkeres und selbstbewussteres Bürgertum. Die Städte waren im Verlauf des Mittelalters zu neuen Zentren des Lebens geworden, hier konzentrierten sich Handel, Handwerk und Bildung. Seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts wurde die Stadt bestimmt durch den städtischen Frieden, die stadtbürgerliche Freiheit und Gleichheit, das Stadtrecht und die auf gemeindlich-genossenschaftlicher Grundlage stehende Stadtverfassung. Der städtische Friede garantierte den Bürgern Gewaltlosigkeit, Rechtssicherheit und die Bewahrung vor (Unrechter) Gewalt. Diese Freiheit findet sich auch im ältesten deutschen Stadtrecht, das in einer Handfeste des Zähringers Konrad festgehalten wurde:

»Aller Nachwelt und Mitwelt sei kundgemacht, dass ich, Konrad, an dem Platz, der mir als Eigengut gehört, nämlich Friburg, einen Marktort gegründet habe, im Jahr der Fleischwerdung des Herrn 1120... Es sei nun allen kundgemacht, dass ich ihnen auf ihren Antrag und Wunsch folgende Vorrechte zugestanden habe... Ich verspreche also allen, die meinen Marktort aufsuchen, im Bereich meiner Macht und Herrschaft Frieden und sichere Reise. Wenn einer von ihnen in diesem Raum ausgeplündert wird und mir den Räuber namhaft macht, werde ich das Entwendete zurückgeben lassen oder den Schaden selbst bezahlen« [n. Borst, 1995, S. 396].

Erstmals wurden in diesem Stadtrecht die Bürger – lateinisch *Burgenses* oder mittelhochdeutsch *Burgaere* – erwähnt. Sie allein hatten die vollen politischen Rechte, über die die »medewoner« oder »beisass« genannten Einwohner nicht verfügten. Doch war ein Stadtbewohner frei. Ein Grundherr

verlor seine Rechte an einem Eigenmann, sobald dieser mehr als ein Jahr in einer Stadt gelebt hatte. Der Neubürger legte einen Bürgereid ab, wobei aber auch die Stadtbürger in die Verpflichtung eintraten, die Freiheit des Einzelnen zu schützen. Der Neubürger war nun persönlich frei, war der Lasten der Abgaben an einen Grundherrn ledig, musste sich allerdings der bürgerlichen Wehrpflicht und der Steuerpflicht unterwerfen. Waren die Städte zunächst adeligen Stadtherren unterstellt, so brachte die Gewährung der Freiheit für die Bürger doch mit der Zeit eine Entwicklung hin zu völlig selbständigen Städten mit sich. Als Reichsstädte unterstanden diese nur noch dem König, so die Freie Reichsstadt Ravensburg. Ausdruck fand die Gesinnung der Stadtbürger auch bei den Kirchenbauten. In den vor allem vom Franziskanerorden errichteten Hallenkirchen gab es keine gesonderten Plätze mehr für Adel und hohe Geistlichkeit. Der Gedanke der Gleichheit der Bürger fand so einen deutlichen Ausdruck.

Durch die Gewährung eines Marktfriedens wurden insbesondere den Kaufleuten die Unsicherheiten genommen. Der Stadtherr sagte die Sicherheit der Zugangswege zu, nahm aber auch Abstand von willkürlich erhobenen Zöllen. Eine Marktordnung – überwacht von den Marktschöffen – regelte die Abwicklung der Geschäfte und schuf Rechtssicherheit. In den Städten siedelten sich auch Handwerker an, die hier ihren spezialisierten Berufen nachgingen und die Bevölkerung mit notwendigen Gerätschaften, Kleidung und Luxuswaren versorgten.

Dass es in den Städten am Beginn des 14. Jahrhunderts nicht immer friedlich zugeing, hatte der französische König Philipp IV. (Kg. 1285-1314) am eigenen Leib erfahren müssen, wie die »Genter Annalen« berichten. Im Jahr 1301 kam der König mit großem Gefolge nach Flandern und machte Station in

Gent. »Die Genter zogen ihm in würdiger Prozession entgegen, alle mit neuen Kleidern angetan, die Herren in zweierlei Tracht, weil sie untereinander uneins waren, und die Gemeinde in ihrer eigenen Tracht... Als nun der König in Gent einzog, schrie die ihm begegnende Gemeinde laut und bat ihn inständig um Befreiung von einer schweren Steuer, die in Gent und Brügge auf alle Waren, besonders auf Bier und Met erhoben wurde;... Der König... gewährte den Rufenden ihre Bitte. Das missfiel den Herren der Stadt sehr, denn gewöhnlich zogen sie hier wie in Brügge aus der genannten Steuer große Einnahmen« [n. Borst, 1995, S. 402]. Nach diesem großzügigen Steuererlass versuchten die Genter Stadtherren im Jahr darauf, die Steuer wieder einzuführen, um die gewaltigen Kosten zu decken, die der Besuch des Königs im Jahr zuvor mit sich gebracht hatte. Erste Proteste der Stadtgemeinde führten zu einem Aufmarsch von Truppen in der Stadt, was wiederum die Gemeinde dazu veranlasste, sich zu bewaffnen und nun offen in den Aufstand zu gehen. Dieser gipfelte in der Schlacht bei Kortrijk am 11. Juli 1302, in der die Gemeinde siegte. Der königliche Statthalter Jacques de Saint-Pol musste den Forderungen der Aufständischen nachgeben. Dieses Beispiel zeigt, dass sich die Stadtbewohner – Einigkeit und auch militärische Mittel vorausgesetzt – gegen die Fürsten und auch gegen das eigene Stadregime erfolgreich durchsetzen konnten.

Jörg Dendl

## *Literatur*

Arno Borst (Hg.), *Das Rittertum im Mittelalter*, Darmstadt

1976 Arno Borst, *Lebensformen im Mittelalter*, Frankfurt a. M./Berlin 1995

Otto Borst, *Alltagsleben im Mittelalter*, Frankfurt a. M. 1983

Diether Krywalski (Hg.), *Die Welt des Mittelalters*, Münster 1984

Werner Paravicini, *Die ritterlich-höfische Kultur des Mittelalters*, München 1994

Ferdinand Seibt, *Glanz und Elend des Mittelalters*, Berlin 1987

Karl-Heinz Spieß, *Das Lebenswesen in Deutschland im hohen und späten Mittelalter*, Idstein 2002